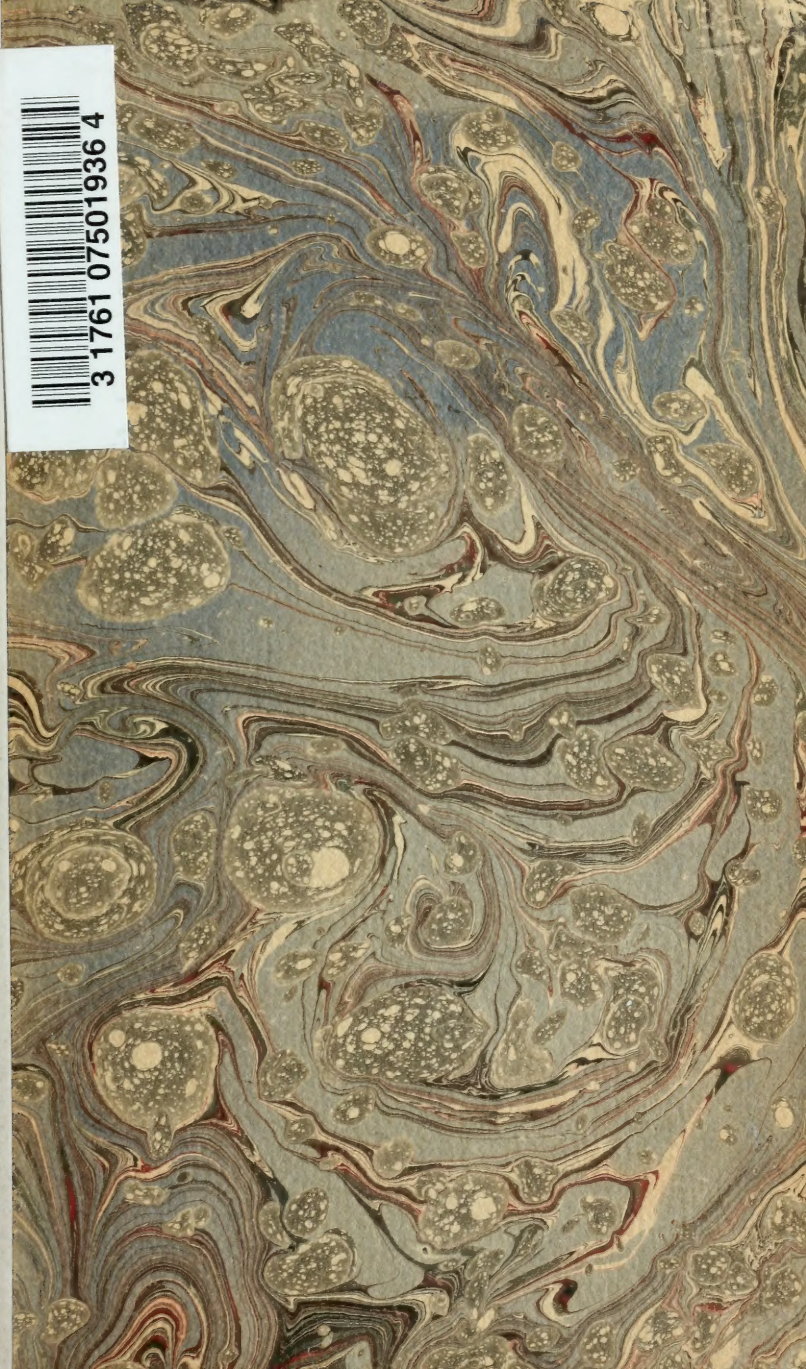
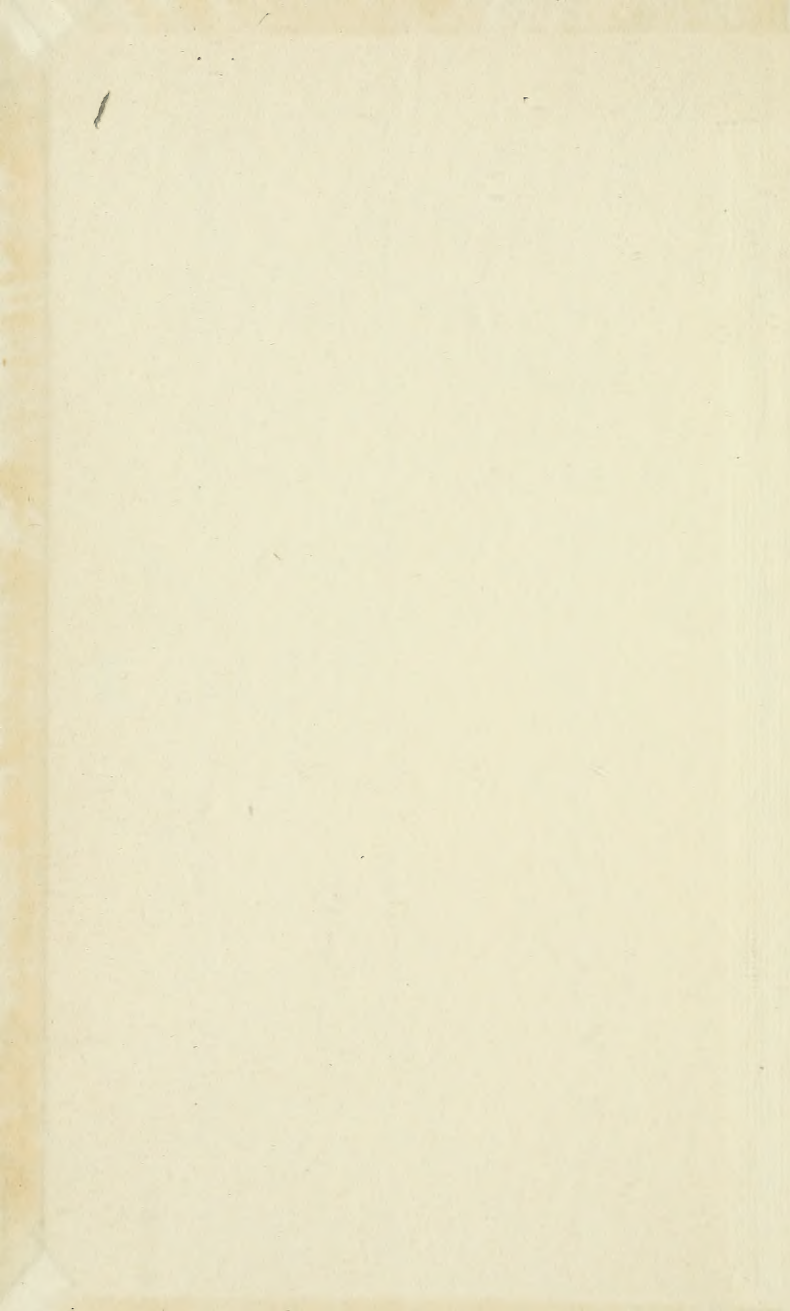
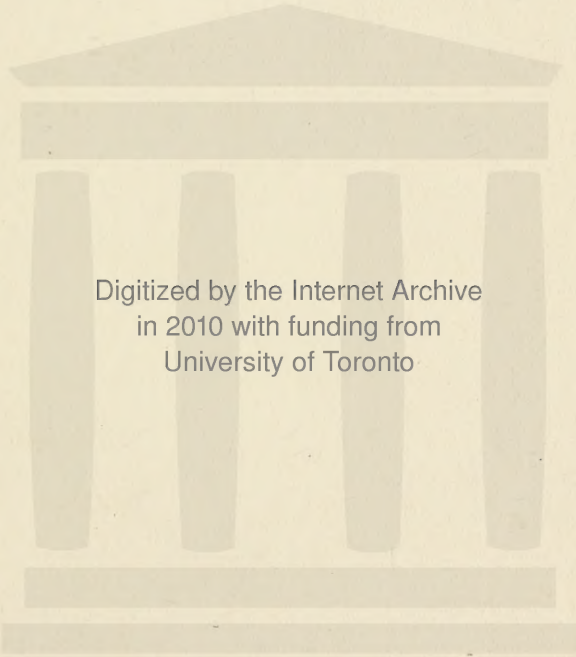




3 1761 07501936 4







Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto





DER
VERBORGENE HERBST

ROMAN

VON

OTTO FREIHERRN VON TAUBE

1913

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG



PT
2642
A72V4

AN BARONIN LULU BEHR

ERSTES KAPITEL.

DASS Adalbert in unser Korps eintreten werde, wußten wir schon im Wintersemester. — Es war das erste Semester gewesen, daß ich bei den Altenburgern in L . . . , der kleinen norddeutschen Universitätsstadt, „aktiv“ war.

Nicht aus Neigung hatte ich mich einem Korps verpflichtet, sondern weil es Landesbrauch war und von maßgebenden Seiten meiner Umgebung für notwendig gehalten wurde; ich äußerte damit Schwachheit, insofern ich es aufgab, dem Zureden Widerstand zu leisten, Berechnung, insofern ich erwog, daß man im Korps fürs Leben wichtige Beziehungen anknüpfen könne; hauptsächlich aber handelte ich im Glauben, der Erfahrung älterer, die mir rieten, vertrauen zu dürfen.

„Es ist freudlos und nicht gut, als Einspänner durchs Leben zu gehen. Im Korps schweißt der tägliche Umgang unter Jünglingen deiner Kreise Freundschaften zusammen, die auf dem günstigen Boden fröhlichen Miterlebens entstehen und dank gemeinsamen Erinnerns an die ungebundene Zeit für immer dauern. Gehst du nicht hin, läufst du Gefahr, deinen Verkehr bei Leuten anderer Herkunft suchen zu müssen, und wenn du dich auch zu Anfang befriedigt fühltest, schließlich siehst du ein, daß ihr euch doch nicht versteht, ja nie verstanden habt, es sei denn, du seist in ihrer Gesellschaft untergegangen; oder du bleibst einsam: es wird dich gereuen, Um-

stände, die dir zu sicheren Freundschaften helfen konnten, nicht genutzt zu haben. — Du wendest ein, du würdest dich gewissen Betätigungen, die dir lieb sind, während der Zeit im Korps nicht widmen können und hinsichtlich ihrer zurückbleiben. Was schadet das? Bei der Laufbahn, wie sie ein Kind unserer Häuser wählt, dienen sie nur zum Vertreib der Mußestunden; — einen Professor mit schmutzigen Fingern wirst du im Ernst nicht abgeben wollen! — Geh ins Korps; früh genug kommt mit dem Beruf die Frohn; dann wird es dir gut tun, zu sagen: Auch ich bin einst ein freier Bursch gewesen“.

So redeten sie, ernsthafte Männer, — und wußten noch andere Gründe vorzubringen. Mehr noch, hitziger, redeten die Frauen; und schlossen ihre wortreichen Mahnungen mit dem ehrnagenden Zusatz: „Du hast wohl Angst, zu fechten“.

Doch war in meinen Plänen wenig Raum für gehaltloses Hinleben übrig gelassen; ich hatte mir vorgesetzt, jeden Augenblick zu dem zu verwerten, was mich auf dem Wege förderte, an dem mir lag. Wohl waren die Ziele nicht deutlich; Zweifel beirrten mich gerade damals; aber die Richtung war gegeben; Ehrgeiz fehlte nicht; ich wußte vieles, was ich nicht wollte; und meist verschmähte ich als billig, was unter uns zu wollen üblich war.

Dann hatte, nun ich eintrat, der Reiz des Neuen mich

rasch für eine Weile gewonnen: die selbst sich kennende Vernunft zwar wehrte sich; das Gefühl des noch weichlichen Jungen riß sie aber um und gab den Ausschlag, solange es bezaubert wurde. Drauf kam der Überdruß, dem die Gewohnheit und die Zähigkeit im Durchführen des Begonnenen Gegengewicht hielten. Mich widerte die Stumpfheit des einförmigen Lebens; aber ich mochte nicht austreten: so kehrte ich nach Ostern mit dürftiger Lust zur Universität zurück und sah auf der Fahrt, – zugleich gepackt vom Frühlingswahn, – schmerzlichen Sinnes das junge Laub zu beiden Seiten der Schienenstränge, sah in den Schleier der Obstblüte gebettet die rotdachigen Dörfer mit Fachwerkgiebeln und vierschrötiger Kirche, – das leise Saategrün; sah das alles, der Wochen gedenk, die ich ein Jahr zuvor, just der Schule entledigt, pfeifend und singend, als eigener Herr mich durchs Land geschlagen hatte, taglang bis tief in den Abend, mit dem Nachtquartier wie ein Stromer im Erlen- oder im Weidenbusche.

Nicht nur, daß sich der angeborene Freiheitsdrang empörte; die Aussicht grad in die nächste Zukunft stimmte mich unwillig. Schon hatte ich gelernt, – und neigte als scheuer Mensch dazu, – daß man innere Freiheit durch Opfer an äußerer Selbständigkeit erkaufen könne: – „Duck dich, so bekommst du keine Prügel, und man fragt dich nicht, was du denkst“. – Die Opfer waren

unerläßlich, wollte ich, was ich mir wahrte, behaupten. Nun drohten sie, an Schwere zuzunehmen. Das lag an den folgenden Umständen:

In L . . . pflegen die Korps das „Burschenband“ zu verleihn, wenn ein „Fuchs“ vom zweiten Semester vier „Mensuren“ geschlagen hat, die den Anforderungen genügen. Der neue Bursch, der er geworden ist, steht den alten gleich; ihm gebühren die gleichen Rechte über den Nachwuchs; ihm schulden auch die Gehorsam, deren Mitfuchs er bisher war und die er überholt hat. Auf Mensur „stellt“ man den Fuchs, sobald er im Fechten ausgebildet ist; geschickte im ersten Semester; die mögen je nachdem, wie oft sie sich im vorigen geschlagen haben, das Band im zweiten schon bei der frühesten Gelegenheit erwerben.

Nun hatten im jüngsten Semester meine Mitfuchse alle mehrmals fechten dürfen; ich, da ich unbeholfener war, nur einmal; daraus ergab sich, daß von allen ich am längsten übrig, somit für eine Weile allein in Hörigkeit bleiben würde, — vermutlich mehrere Wochen. Ich sah die neue Schwierigkeit, die mir während dessen bevorstand: daß die bisherigen Genossen ebenfalls über mir stehen würden, bedeutete, ich hätte meinem Grund- und Erfahrungssatze nach die Freiheit vor noch mehr Gewalthabern zu decken durch sorgfältige Achtung des Rangunterschiedes und, was besonders peinlich war, durch Beugung auch vor solchen, denen gegenüber ich

mir sonst nie Zwang angetan, denen ich nie Vorzüge über mich eingeräumt hatte, und die bei der Frischheit der Würde sich am eifrigsten in ihrer Wahrung gaben und nachsichtslos, wenn sie verletzt schien. Was ging es mich an, daß neue Füchse kamen, obwohl sie mir, als dem älteren, so sehr nachstanden, daß ich gar Launen an ihnen auslassen durfte? Daran lag es mir nicht. Ich war allerdings entschlossen, meinen Umgang bei ihnen zu suchen, sollten sie auch sein, wie sie seien. Das würden, stellte ich mir vor, die Burschen anerkennen, zumal die mit neuem Bande, und Bescheidenheit und „Takt“ nennen; hielt ich mich unten und abseits, mochte ich am ehesten unbehelligt bleiben, vielleicht in Ermangelung von Besserem an meiner kleinen Macht über den Ankömmlingen Genuß finden, vielleicht etwas Fesselndes oder Verheißungsvolles an ihnen kennen lernen, da es doch Menschen wären. Mehr aber ließ sich zur Stunde von ihnen nicht sagen; es waren Menschen, aber unbekannte, so sehr fremde, daß sie dem Gedanken keinen Anlaß zur Beschäftigung boten; sie konnten mir nichts bedeuten; sie veranlaßten nur den Wunsch: Wenn doch einer von ihnen nett wäre!

Der Zug fuhr ein: man sah Gruppen bunter Kopfbedeckungen, nach gleichen Farben geordnet; es wurden Neulinge oder säumige Kameraden erwartet. Mit einem Gefühle des Mißbehagens holte ich die veilchenfarbene

Mütze aus dem Handkoffer und tat den Reisehut beiseite. Kaum aber, daß ich ausstieg, umringten mich Korpsbrüder; der Händedruck der gewohnten, harmlosen Leute gab mir den Frohsinn zurück: von dem Vertrautsein kam mir jene Sicherheit, die aus Geordnetem, Überraschungslosem hervorgeht; das Ansprechende, das dieser oder jener, unter meinen Mitfüchsen fast alle für mich hatten, lullte Drang und Zukunftsbedenken mit der Beruhigung angenehmer Gegenwart ein. Meine Sachen ließ ich einen Dienstmann zur Wohnung schaffen und ging lustig mit den anderen. Wir befragten uns nach den Ferienerlebnissen; die neuen Füchse wurden besprochen, soweit sie eingetroffen waren, über die noch Erwarteten Vermutungen aufgestellt.

Man kennzeichnete witzig und treffend, sich über diesen freuend, jenen entsetzlich findend, scheußlich und lächerlich. An den Urteilen war immer Richtiges; Menschenkenntnis innerhalb unserer Gesellschaft pflegt im Korps sich zu entwickeln und mit Scharfsinn angewandt zu werden. Die Herren Kurt Thalmüller und von Runow kamen im großen und ganzen gut weg; mißtrauisch war man gegen Herrn von Wulkow; man bemerkte seine tiefen Augen und sein bleiches Gesicht: „So denke ich mir Epileptiker oder Verbrecher“, äußerte der eine; der andere: „Er soll in der Tat kränklich sein“. „Die Familie ist gut, aber die Mutter Jü-

din“, hieß es weiter. „Den behalten wir nicht lange“, sagte man voraus.

„Und der Süddeutsche?“ fragte einer. – Wir waren alle Norddeutsche, meist nordöstliche. – „Hat sich noch nicht gezeigt“, wardgeantwortet. – „Doch Sandersleben ist da“, fiel man ein, „den Vetter einzuführen; er wird wohl nicht mehr lange ausbleiben“.

Hellmuth von Sandersleben war kurz vor meinem Eintritt „erster Chargierter“ der Altenburger gewesen. Sein Vater war „alter Herr“ unseres Korps und hatte als Vormund den Neffen seiner Frau, einer Süddeutschen, geborenen Freiin von See- und Buchau, – dazu bestimmt, bei uns einzutreten. Sandersleben, der Sohn, war ein starker, ehrlicher Bursche, kindlich begeistert fürs Korps, überhaupt leicht zu begeistern; er vermochte mit richtigem Gefühl das Gute zu treffen, konnte aber nie Rechenschaft drüber geben, weil er, sobald er dachte, irre wurde und nichts anderes als falsche Gründe sah. Zu den Gegenständen seiner Begeisterung gehörte der an Jahren jüngere Vetter, und er hatte alles getan, Buchau für uns anzuwerben, und alles, ihn uns zu empfehlen: „Ihr sollt nur sehen, was das für ein Junge ist“, sprach er schon vor Weihnachten, als der Erfolg seiner Werbung noch lange nicht feststand: „Jetzt grade, – im Herbst, – ist er von den Soldaten gekommen. Er ist stramm und stark wie ein Bauernbursch und . . . und . . . und vornehm ist er auch. Er ist wohl ein Querkopf;

hat stets seinen eigenen Willen gehabt, redet wunderliches Zeug, schwärmt, – er hat zu viel gelesen; aber er hat mir doch manches Schöne aufgetan. Er ist ein feiner Kopf, nur unreif; das wird sich bei euch geben. Und er musiziert“

Und „er kann dies“ und „er kann das“. War Sandersleben in einen gewissen Zustand des Rausches geraten, so pflegte er in letzter Zeit nur noch von seinem Vetter zu reden; es lag ihm am Herzen, uns auf dieses Prachtstück vorzubereiten. Aber das Bild des angepriesenen Jünglings wurde unglaublich und nahm kaum für ihn ein; mir hatte es eher einen mißlichen Eindruck hinterlassen.

Wir trennten uns, um nach unseren Wohnungen zu gehen, darinnen man die Habseligkeiten auszupacken und sich wieder einzurichten hatte. Noch war viel Zeit bis zum Abendbrot, zu dem wir uns auf der Veranda des Korpshauses versammelten. So beeilte ich mich nicht und, als ich einige Bücher, die ich von Hause zur Unterhaltung an rauschschweren Nachmittagen mitgenommen hatte, auf dem Bücherbett einstellte, bekam ich Lust, zu blättern. Das Unbehagen war wieder über mich gekommen. Mein Blick fiel auf einen Band Schiller. Ich schlug ihn auf, fand den Don Carlos und begann, – nicht Zeile für Zeile, – aber doch von Anfang an zu lesen; bald stand ich dabei, bald saß ich, bald ging ich auf und ab, kramte auch, das Buch in der einen

Hand, mit der anderen in meinen Sachen. Ich las eben nicht so sehr, als daß ich um gewisse Stellen die Gedanken schweifen ließ.

Mich bannte das Bild des Freundespaares auf der Hochschule von Alcalá, des Königssohnes und des jungen Granden: zwischen Carl und Posa bestand ein Bund, der in gleicher Gesinnung um eines Zieles willen geschlossen war. Herrliches zu verwirklichen, hatten sie sich einander gesellt, weil jeder an den anderen als an eine Kraft glaubte, die hindrängte zum begehrten Ziele. Und die Kraft war in beiden vorhanden: vom einen aus belebte sie den anderen, wenn der zu erschlaffen drohte; des einen Glaube verdoppelte sie im anderen. Da bedeutete Freundschaft: Sich-steigern, Sich-stärken, Sich-fortreißen, was in seiner Unbändigkeit Umsturz, Umwälzung werden mochte, doch grade darum solch ein Leben war.

Mir kam es den Berichten nach unserer Alten vor, als hätten sie in ihrer Jugend ähnliches empfinden dürfen, — mein Vater, meine Oheime zu der Zeit, da sie dieselben Farben, wie jetzt ich, trugen. Hatte die alles verklärende Erinnerung sie getäuscht? War es früher anders gewesen? Ich befand mich in einer Gemeinschaft junger Leute, die wohlgesinnt, wohlerzogen und umgänglich waren; der anständige Charakter aller, Witz oder Talent des einen, das hübsche Gesicht, die gute Gestalt des anderen, waren Eigenschaften, die gewannen

und die ich schätze. Es gab keine Zwietracht unter uns; es war ruhig. Es war angenehm; und ich hatte mich eingelebt. Doch, wenn ich urteilte, sah ich nichts, was über dies Angenehme hinauswies; ich wußte nichtmal von Ehrgeiz. Überall gab es ein zufriedenes Aufgehen im Gegenwärtigen; was man Ziele nannte, war landläufig: Ein angenehmer Richterposten mit Hausmusik; ein angenehmes Landratsamt mit Jagd, ein angenehmes Familienleben, all das mit angenehmen Nachbarn; mehr forderte man nicht von der Zukunft. Die Gegenwart wurde der Pflege des Überlieferten gewidmet, was sich in dessen peinlicher Beobachtung gab: in Trinksitten, im Grüßen, in alledem, was man in jeder Stunde zu tun oder nicht zu tun hatte. Das genau zu beherrschen, hieß Erziehung.

Ich war noch nicht Soldat gewesen: die straffste Zucht hätte ich mir gefallen lassen, gar geliebt, weil ich wußte, daß unser Heer Zielen dient, wußte, was es geleistet hatte, allzeit zu leisten bereit sein muß und zu leisten fähig ist; der Befehl eines Gefreiten hätte mir das Vaterland, das Gehorsam heischt, vorgestellt. Wir dienten, schien mirs, keinem großen Ganzen; man hielt nur aufrecht, was in unserer Väter Jugend jung gewesen war; man tat wichtig und ernst mit dem, was ihnen ein Spiel bedeutet hatte. Man wähnte, es sei noch das Gleiche, wenn erzwungen wurde, was ihrerzeit vor Überschäumen geschah.

Ich entsann mich der letzten Jahre des Gymnasiums: Jungen sehr verschiedenen Ursprungs waren wir gewesen; doch, hier als Gesinnungsgenossen, dort als Widersacher, dachten und lebten wir; wünschten, hofften, handelten zusammen oder prallten aneinander; wir waren unerfahren und gebärdeten uns töricht, doch bebten wir vom Wahrheits- oder dem Tatendrange. Wie lange, daß ich nichts von dergleichen vernommen hatte! Doch alle, wie ich sie kannte, waren, als sie eintraten, voll Zukunftssehnsens gewesen. Nun hatten wir uns eingeschläfert; auf Fragen, warum man dies oder das tue, beispielsweise, ob es notwendig sei, von den wachen Stunden den einen Teil zu vertrinken, den anderen betrunken zu verliegen, warum man sich weder mit den Tagesereignissen, noch Wissenschaften, noch anderen ernsthaften Dingen befasse, noch mit kräftigendem Spiel und dem, was den Mann körperlich glänzend macht oder stählt, und ob solch ein Leben Förderung oder wenigstens Genuß ergäbe, bekam man nur die Antwort:

„daß es so Sitte war“, - bei Schiller heißt es weiter: „solange es Könige in Spanien gegeben“ - oder, daß man altheilige „Ideale“ verwalte.

Ich war wohl nicht der einzige, der namentlich, wenn er in andere Umgebung kam, die Hohlheit entdeckte, Unbefriedigung empfand und ihr freien Lauf ließ. Ich dürfte eingebildet sein, schalten mich dann Onkel und

Basen, da ich mich nicht wohl fühle, wo so viele andere glücklich waren. Ich machte mir diese Vorhaltung auch selber; — ich nahm leicht Partei wider mich, wenn ich an meinen Gegnern die größere Erfahrung bedachte. Dann fand ich mich wieder: ich war nun einmal so: ich verlangte Leistung oder Liebe zum Leisten. Weil ich mir in Unterwerfung und Schwanken so garnicht heldenhaft vorkam, suchte ich nach einem Helden.

Ich sah hinaus: eine dünne Wolke hatte den Himmel bezogen, in schmalen Fäden regnete es auf die Ziegeldächer, um den langen, mit rundlichem Helm bedeckten Kirchturm. Im krummen Gäßchen waren die Steine feucht; ein altes Weib in Schwarz ging, die Röcke hoch raffend, mit gespanntem Regenschirm vorüber, dann lange niemand, dann einige buntbemützte Studenten, den Mantelkragen aufgeklappt. Es war öde; ich sah nach der Uhr. Bald war es sieben, Abendessenzeit; so konnte ich langsam zum Korps Hause gehen, das, villenartig gebaut, in grüner Umgebung am Rande des neuen Stadtviertels lag. Ich fühlte Lust nach Menschen. Es wäre mir lieb gewesen, dem oder jenem zu begegnen, etwas mit ihm herumzuschlendern. Ich tat das Fenster auf, damit das Zimmer zur Nacht frisch werde: da strömte, mich ganz durchbebend, der Frühling herein, durch den Regen ein Duft vom Pflaster wie nach frisch gescheuertem Steinboden mit etwas Erdgeruch ver-

mischt; vom Birnbaum im Nachbargarten kam ein Honighauch, – und überall sangen Stare, Amseln.

Ich warf den Blick längs des Turmes auf; das Grau der Wolken schien nun über einen gelblichen Grund gespannt: stellenweise wurde es rötlich. Irgendwo am Horizont mußte ein Lichtstreif sichtbar geworden sein, den mir nur die Häuser benahmen. Es wollte ein köstlicher, heller, doch noch feuchter Abend werden.

Ja, zu Hause – – ist der Flieder im Garten aufgeblüht! Ich hätte das Gewehr genommen und wäre durch die Wiesen nach kleinen Wasservögeln gegangen; hätte zu finden gesucht, in welchem Busch die Nachtigallen sich dieses Jahr aufhielten, wie sehr die Rehe schon rot wären, ob der erste Abendruf des Kuckucks anzeige, daß auch er schon da sei, weil die Witterung nicht mehr trügen soll. – Es war alles so früh dieses Jahr! – Ich wäre bis ans Meer gegangen, wo längs des Sandstreifens Buchenwald, der sich nun grad belaubte, meilenweit hinzog. Die Abende waren so viel länger dort gegen Norden.

Hier standen mir bevor: die Kneipe; Lieder, stets dieselben: Scheffelsche Worte mit abnutzbarem Witz; süßliche oder nichtssagende Weisen. Die älteren Studenten- und Trinkgesänge von unverwüstlicher Kraft waren außer Gebrauches gekommen vor leicht im Ohre haftendem Geklinge. Diesen Abend freilich sollten wir nach hergebrachter Ordnung draußen, in einem Bier-

garten trinken; daß man im Freien sein würde, war tröstlich. Da fiel einem doch manchmal etwas Frohes ein oder überhaupt etwas; da gab es die Regimentsmusik.

Solches denkend ging ich hinaus.

Mein Weg führte mich über einen jener launischen Plätze, die wie aus mehreren Straßen zusammengelaufen scheinen; in älteren Stadtteilen kommen sie häufig vor. Er war länglich, wenig breit, mit einigen Linden bestanden. Grad, als ich auf ihn ausmündete, trat mir in den Blick eine Gestalt, die am anderen Ende des Platzes sich auf dem anderen Bürgersteig meiner Richtung entgegenbewegte. Der Gang des Mannes war jung, ein rasches Schreiten, doch ohne Hast. Der Tritt war beinahe schwer; doch, wenn er das Haupt vorbeugte und mit dem Stock einen Kiesel, nach dem er gezielt hatte, springen ließ, zeigte sich an ihm eine so angenehme Bewegung, daß man die Erscheinung eher leicht nennen mochte. „Leicht“, dachte ich nun, und „harmlos“ fiel mir als zweites ein, obwohl ich nur die Bewegung im Sinne hatte. „Und, wo hast du schon die Bewegungen gesehen?“, fragte ich mich: „solch ein Kopfnicken und Wiederaufwerfen?“ – „Bei Pferden“, antwortete ich mir und verbesserte das zu Genauerem: „Bei schweren, starken Pferden, wenn sie Fohlen sind; noch jung und darum geschmeidig“. Darauf dachte ich gleich an große

junge Hunde. „So einer kann nur blond sein“, schoß es mir durch das Hirn. Er mußte blond sein; von seinem Haare sah ich nichts unter der überschattenden Krempe; – es war ein weicher brauner Filzhut; aber die Gesichtsfarbe war die eines Blondens. Nun sah er herüber, schnitt die Richtung ab, ging schnurstracks auf mich zu, daß ich grad auf ihn hinblicken mußte. Ich gewahrte, je näher er kam, wie seine Brust breit war, wie breit seine Schultern, um wieviel er mich an Größe überragte. Er spielte nicht mehr mit dem Stocke, senkte nicht mehr den Kopf, sondern hielt sich auf mich geheftet. „Will er etwas von mir“, dachte ich; da stand er schon da und grüßte. Ich zog die Mütze nach unserer gebundenen Art. Sein Gruß war unbefangen. Er stellte sich vor: er hatte seinen Namen genannt, den ich überhörte; ich nannte den meinen.

Ich schloß, daß es ein neuer Fuchs sei; auch sagte er gleich: „Ich bingekommen, bei Ihnen ‚aktiv‘ zu werden; verzeihen Sie, daß ich Sie ohne weiteres anredete; an der Mütze erkannte ich den Altenburger. Ich wollte nach dem Weg zu ihrem Korpshause fragen. Ich bin bei Ihnen gemeldet“. Mich berührte das Angenehme seiner Stimme, ich freute mich, daß er zu uns kam: „Ich gehe grad hin“, entgegnete ich und erbot mich, ihn zu geleiten.

Ich nahm ihn als Fremden auf meine rechte Seite; wir hatten uns noch nichts zu sagen, aber ich musterte ihn.

Wie sein Gang und sein Bau eine Schwere aufwiesen, die durch Gelenkigkeit und Gewandtheit zu Anmut gelockert war, bot auch sein Gesicht eine Verbindung von schweren und leichten Zügen. Die klare, hohe Stirn, das starke Kinn, jene seltene, reine Linie, die es mit dem Ohr verbindend den Kopf einformt, der kräftige Nacken ließen in ihm einen erkennen, der nicht so leicht vom Platze zu drängen war, der fest wollte und stand; doch um den Mund spielten Züge, die weich, ja liebreizend schienen, anziehend durch ihren Wechsel zwischen herb und süß. Unter den starken Jochbogen standen die Augen beschattet, die selber hell waren; man sah den Blick nicht, wenn man ihn nicht suchte oder von ihm nicht gehalten ward; so lag darüber ein Dämpfer, — wie über seiner Stimme; Kraft, Zurückhaltung, Anmut, — die häufig einander ausschließen, — wähnte man hier vereint. Auf den geistigen Menschen vom leiblichen schließt man bewußt nur unsicher, obgleich es natürlich ist, daß der eine den anderen ausdrücke. Beschränkte ich mein Urteil auf Äußeres, so faßte ich es dahin zusammen, daß in seinem ganzen Gesicht zwar nur ein einziger Zug als vollkommener entzückte, alles aber zusammenstimmte und alles deutlich war. Das vollkommene war der Mund, — wie oft ein sinnlicher Wulst oder ein blutloses Ritzlein; — hier geformt, schön geschnitten und fest. Er glich dem eines einst von mir gesehenen griechischen Bildes; ich wußte damals nicht,

wo ich Abguß oder Wiedergabe gesehen hatte, ich wußte auch nicht, was es für ein Bildnis war. Viel später erst erkannte ich es; ich fand den Mund am Apoll des Giebels von Olympia.

Ich wollte liebenswürdig sein, wußte aber nicht, wie in ein Gespräch zu kommen. Ihn schien das nicht anzu-
fechten. Er schwieg; er sah sich, solange wir durch die Altstadt gingen, die winkligen Häuser mit den vorspringenden Stockwerken an und ihre geschnitzten Balken: „Es müßte nett sein, in solch einem Häuschen zu wohnen“, meinte er unvermutet: „Glauben Sie, daß man da mieten kann?“ Ich belustigte mich im Stillen über die Frage und erwiderte, daß wir unsere Stuben im Korpshaus oder in Häusern zu nehmen hätten, wo seit jeher Korpsbrüder wohnten; er werde davon eines beziehen müssen, es sei denn, daß sie schon überfüllt wären. „So“, versetzte er, „ich habe ja in der Kaserne geschlafen“. Die Antwort fand ich sonderbar; ich wußte nicht, ob ich sie für boshaft oder für kindlich halten sollte oder ob sie nicht noch anderes bedeute. Ich suchte die Vorteile des Zusammenwohnens darzulegen; sagte, man könne Bezechte besser zu Bette bringen, wenn man im selben Hause sei, vermiede die unangenehmen Auftritte mit Studenten anderer Verbindungen oder verbindungsloser, wenn man ausschließlich Kameraden vom eigenen Bunde zu Stubennachbarn habe, man könne sich mehr gehen lassen, wäre mehr unter sich. Er hörte

zu, ohne Einwendungen zu machen. Ich sprach ihm zuletzt von meiner Wohnung, die ich zufällig zu einer Zeit hatte nehmen müssen, da die sonst üblichen Häuser besetzt standen und bei der keiner von uns mein Hausgenosse war. Er meinte: „Ich würde es vorziehen, wie Sie mehr ‚bei sich‘ als ‚unter uns‘ zu wohnen“. Ich fuhr fort, daß meine Wohnung in einem neuen Gebäude läge, daß es mir zu unbequem geschienen hätte, mich in ein altes Bürgerhaus einzumieten. „Grade weil auch ich gern ‚bei mir‘ bin; denn ich mag es, mich mit meinen Sachen zu umgeben und habe einige, die in altväterischen Räumen kaum hätten günstig untergebracht werden können“.

Er war nicht meiner Ansicht: „Wozu brauchen Sie“, sprach er, „in einer Mietswohnung eigene Sachen? Besser wird sie dadurch meist nicht; in solch einem alten Hause aber wäre es auch ohne die eigenen Sachen traulich gewesen. Das bißchen Dumpfheit oder Frieren nimmt man mit in Kauf“. Dann stockte das Gespräch.

Wir bogen in den breiten Straßenzug, der aus der Altstadt zum höher gelegenen neuen Viertel führt; es steht voller Gärten. Die Obstbäume dufteten uns entgegen; der Himmel war fast klar geworden; ein Strahl fiel über den Weg. Er traf meinen Begleiter im Gesichte; wieder beeindruckte mich die Reinheit seiner Stirn und seiner Farben; nun auch im Licht die mattglänzende Blondheit der gewellten Haare; sie hätten ein Vließ er-

geben, wären sie nicht gekürzt worden. Da blieb er stehen an einem Gartenzaun, über den der Duft am reichsten zu uns strömte: „Wie man den Frühling wieder fühlt, fast greift“, sagte er; „jetzt möchte ich zu Pferde sitzen, - so“, - er drückte das aus in einer Bewegung, - „die Schenkel fest an den Gaul gepreßt und in ganz dünnen Gamaschen, daß ich jedes Beben in ihm fühle und er jedes in mir. Und dann los, - und dann so - einen Sprung, hier hinein in den duftenden Garten! - Und die Obstblüte, die vom Wind um uns zerstiebt!“

Ich erstaunte über den Ausbruch; - ich ritt übrigens schlecht, aber gern; ich begriff, was er vermißte, und vermißte es mit. - „Das werden Sie hier nun nicht tun können“, versetzte ich, „reiten, jagen; ich habe ebenfalls an alledem Vergnügen; doch fehlt dazu die Zeit.“

„Schade“, entgegnete er: „Und durch den Wald gehen, durch einen feuchten, mosigen Wald, bis in die Nacht hinein! Heimkommen, wenn es Tag wird! das wäre gut!“ - „Sie auch, Sie haben das getan?“ fragte ich, etwas erschrocken; denn ich hielt mich für den einzigen, der solches Zeug treibe. - „Sie also auch“, stellte er fest. - „Oft“, bestätigte ich es. - „Da kann man ja mit Ihnen verkehren“, lachte er fast aus sich heraus. Ich war ihm diesen Augenblick sehr gut: „Sagen Sie solches nur ja nicht anderen“, warnte ich, „man kommt sonst gleich in einen lächerlichen Ruf; die Neckerei hört nie auf, manchmal erfährt man gar Mißachtung“. -

„Das Geständnis ist mir eben nur entschlüpft“, erwiderte er; „daß man hier klug tut, zu schweigen, und im Benehmen brav und gesetzt sein muß, weiß ich schon. ‚Pferde putzen im Regiment ist gegen Fuchs sein Konfekt essen‘, so heißt es doch?“ Ich erkannte Sanderslebens gewöhnliche Redensart, mit der er, wenn er spätnachts von Schlaf und Trunke rührselig geworden war, die Füchse beklagte; – sie pflegte die Einleitung langer Mahnungen zur Selbstzucht zu sein. Die Redensart verriet mir meinen Begleiter als Sanderslebens vielbesprochenen Vetter. Doch, was er in diesem Viertelstündchen mir von sich zu erfahren gab, hatte das ungünstige Bild, das von der Anpreisung herrührte, dermaßen verwischt, daß mir die Entdeckung garnicht peinlich wurde. Hätte ich gleich gewußt, wer er war, wer weiß, ob mein Vorurteil gegen ihn geschwunden wäre; die erfreuliche Überraschung trug dazu bei, daß ich all das Gute, das ich von ihm gehört, doch bezweifelt hatte, nun grade an ihm sah und mich schon jetzt ihm zugetan fühlte. Ich wollte ihn fragen, warum er bei so geringen Erwartungen aktiv werde, – schwieg aber still; – mir hatten Fragen darnach einmal wehe getan meines unselbstständigen Entschlusses wegen. – Auch erreichte uns schon vom Korpshaus her das trockene Geklirr, das die Fechtübung eines, der gegen das Phantom schlug, verursachte, und wir standen am Vorplatzgitter. Just eilte Sandersleben zur Tür heraus; er gewährte den

Vetter, begrüßte ihn; da er ihm einiges, wie er sagte, unter vier Augen mitzuteilen habe, nahm er ihn mit sich fort. Ich ging ums Haus herum zur Gartenseite, wo die anderen beim Abendbrot auf der Veranda saßen.

Da waren die, die ich auf dem Bahnhof begrüßt hatte, und einige andere mehr, die ich jetzt begrüßte; fremde Gesichter sah ich, die neuen Füchse. Sie waren der eine verlegen-höflich, der andere bemüht, durch übertriebene Forschheit Eindruck zu machen, einer verängstet, einer linkisch, einer neugierig im ungewohnten Kreise. Keiner von ihnen gefiel mir so wie der, mit dem ich gegangen. Am Tische war wenig Platz; ich setzte mich an ein freies Ende, wo neben mir noch ein Sitz leer stand. Da kam Gustav Löwenpranke. Es galt für ziemlich sicher, daß er dieses Semester unser erster Chargierter werden sollte, obwohl man ihm nicht gewogen war. Einige Füchse wollten ihm Platz machen: „Laßt's nur, ich habe es eilig“, sagte er, bestellte sich rasch etwas und setzte sich neben mich. Selten würdigte er mich eines Wortes, was mir im Grunde paßte; denn ich wußte nie, ob er ernst sprach oder höhnte; schon seine Nähe vermochte mich aus dem Gleichgewicht zu bringen. Ich grüßte; er schien den Gruß nicht zu bemerken, aß schweigend einen Happen und tat, als ob ich nicht da wäre. „Sag mal“, fuhr er plötzlich um: „ich sah dich eben mit einem gehen, der hübsch ist.

Mir gefällt diese Figur. Ich sah sie vom Rücken, als ihr am Meyerschen Garten stehen blieb und Birnblüte schnapptet. Den will ich zu unserem Fuchs haben“. – „Das geschieht auch“, entgegnete ich; „s’ist Buchau.“ „O“, riefen einige aus, „und wir warten auf ihn! Sandersleben hat uns so viel von ihm vorgebetet. Du aber gehst mit ihm, redest mit ihm und sagst uns nichts davon und bringst ihn nicht her! Warte nur, – heute Abend . . .“. Und man drohte, daß ich für die Versäumnis entsetzlich viel würde trinken müssen.

Löwenpranke schien, wie der Name gefallen war, abgekühlt. „So, der Anpreisungsvetter“, bemerkte er. – Er hatte eine absprechende Art, die Unterhaltungen verstummen machte. Von Ansehen war er ein schmaler, mittelhoher Mensch, bleichfarbig mit dunklem Haar, grätigen Zügen und sehr heißen Augen. Er war begabt und, wenn er wollte, von großer Lebenswürdigkeit. Doch man traute ihm nicht. Man hielt ihn für einen Streber.

Nun kamen auch Sandersleben und Buchau. Sandersleben stellte ihn jedem für jeden vor. Buchau grüßte wie einer, der seit langem bei uns verkehrt hätte. Ich fragte mich, wie wohl sein Händedruck wäre; bei der Zufälligkeit unserer Begegnung hatten wir uns die Hand nicht gereicht. Als ich ihn nun die Hand geben sah, schien es mir, daß sich darin etwas wie Biederkeit ausdrücke, – Biederkeit, ohne am Lächerlichen, das man dem

Worte beimißt, Teil zu haben. Aus dem Gebaren der anderen, wie gleichmäßig es auch war, merkte ich, bei wem das Vorurteil gegen den „Anpreisungsvetter“ fortbestand und wen er schon entwaffnet hatte. Die günstig Gesinnten waren in Überzahl. Löwenpranke blieb zurückhaltend; das wollte aber nichts besagen; so war er stets, wenn er nicht Zwecke verfolgte; auch suchte er für unnahbar zu gelten. Ihm schräg gegenüber war ein Platz frei geworden, da einer den Tisch verlassen hatte. Sandersleben setzte den Vetter dorthin und ging selbst zu anderen; er hatte immer etwas zu besprechen. So saß Buchau grade vor mir.

„Sie haben einen guten Bernhardiner“, begann er; „er trat mir im Vorzimmer so breit und prächtig entgegen“. – „Das ist der Korpshund; dem müssen sie den Hof machen“, scherzte ich, „er ist bei uns recht angesehen“. -- „Das verdient er auch“, warf Graf Peterwitz ein, „Löwenpranke hat ihn die Ferien über auf Löwenburg gehabt; zur Verbesserung der Rasse.“ – Buchau schien sich dafür zu interessieren und wandte sich an Löwenpranke. Der gab Auskunft; sie gerieten in ein Gespräch, das vom ersten Gegenstand auf andere fortging.

Löwenpranke drückte sich karg aus; er bestrebte sich auch bei geringfügigen Anlässen, den Eindruck des Klugen, Erfahrenen zu machen, vor allem eines, der sich unterhält, nur weil er sich zu unterhalten geruht. Vielen

war von seinem Ton ungemütlich geworden; selten mißlang es ihm, jemanden einzuschüchtern. Buchau ließ sich nicht beirren; ihn beschäftigte nur die Frage der Hundezucht, hernach das weitere, das sie berührten, bis Löwenpranke sah, daß er nichts erreiche, oder aus anderen Gründen die Blendversuche sein ließ.

Es wurde Zeit, nach dem Biergarten zu gehen, wo die Musik kurz nach acht Uhr begann. Man brach auf. Ich stand einen Augenblick neben Buchau und fragte: „Wie gefällt ihnen Graf Löwenpranke?“ – „Er sieht gut aus“, erwiderte er; – „ich mag dies scharfe Gesicht und diesen gekniffenen Ausdruck. Da ist Nerv und Selbstbeherrschung; – ich glaube auch Energie“. – „Wir mögen ihn nicht“, verriet ich; „er ist gescheit, ist ein vorzüglicher Fechter. Er wird unser erster Chargierter werden; das sind wir ihm schuldig. Aber er liebt uns ebensowenig wie wir ihn“. – „Einstweilen gefällt er mir“, sprach Buchau.

Wir wurden voneinander getrennt. Es war Brauch, die Neulinge, ehe sie eingekleidet waren, als Gäste des Korps zu behandeln; man gab ihnen Ehrenplätze an der Biertafel obenan. Buchau saß grad neben Löwenpranke, der bis zur Chargenwahl die Stelle des Ersten vorläufig versah; wir Füchse saßen unten; so sprach ich ihn nicht mehr. Wir durchhechelten das neue Volk; es war auch von ihm die Rede.

Während man an den anderen, mehr noch als zuvor,

dies oder jenes auszusetzen fand und von Eigenheiten sprach, die ihnen abzugewöhnen wären, auch belustigende Vergleiche gezogen und Spitznamen vergeben hatte, schien an Buchau nichts zu tadeln, schien nichts an ihm haften zu wollen. Man stritt über sein Aussehen. „Ich finde ihn schön“, sagte Peterwitz. Einige stimmten bei, doch meinte Curt von Weida: „Aber nicht aristokratisch“. – „Durchaus aber anständig“, warf Deetgen ein, ein hansischer Patrizier. – „Ja, doch nicht in dem Sinne, wie wir das Wort anständig brauchen“, sagte wiederum Weida. – „Was verstehst du unter anständig?“ fragte ich. – „Aristokratisch“, entgegnete Weida. – „Da drehen wir uns um denselben Punkt; was ist denn aristokratisch?“ fragte ich weiter. Weida antwortete: „Was? Ich weiß nicht, wie das zu sagen. Aber sieh dir an – z. B. Löwenpranke oder Welsthal. Wir waren doch jüngst über Welsthal's Aussehen einig?“ Welsthal war ein alter Herr des Korps und hatte uns vor einiger Zeit besucht. Er gebrauchte zweifellos einen vorzüglichen Schneider, doch auch Gestalt und Gesicht waren gut; er sah vornehm aus wie ein russischer Windhund. Weidas Beispiele leuchteten uns ein; sie zeigten etwas Gemeinsames, wie sehr auch Welsthal und Löwenpranke voneinander verschieden waren. – Nun aber fragte ich: „Es würde dich doch nicht verlegen machen, Buchau in die beste Gesellschaft mitzunehmen?“ – „Das habe ich auch nicht meinen wollen,

aber . . .“ so Weida. — „Findest du etwa, er paßte mehr unter Kutscher?“ fiel Deetgen ein, — „unter Holzknechte?“ Peterwitz. — Weida sagte auf Beides nein. Nun bemerkte Herr von Lettin, der etwas gereist war: „In jedem Lande sehen Aristokraten anders aus, französische Herzöge z. B. . . .“ das Wort wurde ihm abgeschnitten. Durch die Nennung von Kutschern und Holzhackern war Weida klarer geworden; er sagte: „Jetzt weiß ich, warum Buchau nicht aristokratisch aussieht. Er hat zu starke Züge und zu breite Schultern.“

Ich hielt ihn fest: „Glaubst du denn, Götz von Berlichingen habe mit zwanzig Jahren wie ein Windhund ausgesehen? Buchaus Erscheinung ist durchaus die eines deutschen Aristokraten, sie ist nur nicht die eines heutigen. Auch die Staufer mögen so ausgesehen haben“. Man gab mir Recht.

So hatten wir ihn dem Äußeren nach in eine Gattung gereiht und waren beruhigt. Bei dieser Unterbringung blieb es auch für später. Die Bezeichnung „Staufer“ gaben wir zwar bald auf, doch aus dem Götz entstand das Beiwort „der Lanzknecht“; so nannten wir ihn manches Mal; es war der einzige Neckname, den er sich gern, — ja sehr gern —, gefallen ließ.

Es war spät. Zum Rausche hatte die Militärmusik mitgewirkt. Ihr Aufhören war kaum bemerkt worden. Man saß da; die einigen müde, wie auch ich; an-

dere mit heiser gewordener Stimme eigensinnig streitend.

„Seine Großtante Pannwitz“, hörte ich lallen. — „Sie war eine Prittwitz“, verbesserte jemand.

„Pannwitz, sage ich“, lallte es.

„Prittwitz!“

„Pannwitz!“

„Prittwitz! Du Dummkopf!“

„Pannwitz“, weinte es.

Am oberen Tische gab sich Löwenpranke mit den Neuen ab, die fassungslos waren, den Abend aber noch nicht der Fuchszucht unterstanden; ich sah ihn sich mit einem Ruck dem Bierstrahl entziehen, den ein zusammengebrochener Nachbar ihm sonst übergespien hätte. Der Unglücksknabe wurde entfernt. Buchau, zu Löwenprankes anderer Seite, hielt sich nach all dem Trinken, als wäre ihm nichts geschehen. Vielleicht war er im Gesicht um einen Ton noch weicher und liebenswürdiger geworden; etwas Schmiegsames legte sich in seine Bewegung, zumal er sich nun zu Handgebärden gehen ließ. Er schien zu erzählen; die angenehme Stimme klang, wenn auch leise, bis zu uns herunter. Löwenpranke hörte zu. Er kam mir anders vor als an anderen Tagen: er saß gelassen, freieren Gesichts, ohne Spannung in den Zügen. So pflegte sonst gute Musik auf ihn zu wirken.

Mir aber klang die Stimme vom entfernten Platze bald

einschläfernd. Dann trank mir jemand zu. Ich empfand den Rausch als Ärger: etwas hinderte mich, meine Kräfte voll zu entfalten; das war der Rausch. Die anderen hatten ihn mir zugetrunken; sie waren schuld an meiner Ohnmacht; die haßte ich. Im Rausche haßte ich stark. Nur, daß ich mir stets vorhielt, ruhig zu sein, daß ich mich zusammenzunehmen wußte, machte, daß ich äußerlich gehalten blieb. Endlich schickte man uns Füchse nach Hause. Wir hatten vorerst die verschlafenen Gäste heimzugeleiten. Buchau saß, als wir fortgingen, noch weiter bei Löwenpranke und sprach. Es war von Jagd- oder Soldaten-Erlebnissen. Ich fiel totmüde ins Bett. Ich träumte von dünnen Reitgamaschen und, daß ich Stallknecht wäre bei Götz von Berlichingen. Dazwischen lallte es: „Prittwitz – Pannwitz, – Prittwitz – Pannwitz“.

ZWEITES KAPITEL.

VOR Mittag wurden die Neulinge eingekleidet. Ich begegnete Buchau grad, als er – zum erstenmal in den Farben vom Korpshause kam. Es war an ihm etwas Unbehagliches; die Mütze, ein winziges flaches Rund, das nur das Hinterhaupt bedeckt, war zu klein für einen Kopf von solchen Formen. Zwar saß sie fest im Haar; er brauchte nicht zu fürchten, daß sie abfiel. Er sah aber aus wie einer, der barhaupt durch die Stadt lief, und merkte das. Gestalt und Farbe der Kopfbedeckung standen in Widerspruch zur Unauffälligkeit, der sich unsere Zeit befleißigt und die allein ihr für vornehm gilt; er mochte sich verkleidet vorkommen. Als er mich sah, schlug er sich um eine Ecke.

Während mehr als einer Woche kamen wir kaum zusammen. Er schien sich unter seinen Mitfüchsen eingerichtet zu haben; oder es waren sie, die ihn mit Beschlag belegten; er war nie allein: An der Kneiptafel bildete sich um ihn ein Kreis, in dem man, wie es aussah, auf ihn lauschte. Ich nahm mir vor, das zu beobachten; ich horchte hin: unter den Füchsen dieses Semesters herrschte ein anderer Ton als unter denen meiner Zeiten.

Wer damals zugehört hätte, würde bemerkt haben, daß auf den Kneipen oder, wo wir nur sonst zusammenkamen, unsere gereizte, doch gehemmte Sinnlichkeit, – wie nach großer Hitze ein Platzregen, – loszubrechen

pflegte und, mit dicken Worten niederplätschernd, sich für das entschädigte, was auszuführen ihr verwehrt war. Viele von uns zwar befanden sich im Zustand, wo man dergleichen nur von Hörensagen kennt; sie waren von Haus befähigt, sich lange zu bewahren, wenn nicht fremder Einfluß dem entgegenwirkte. Aber auch die Erfahrenen kamen zu einer Art Mönchtum; es ging nicht anders. Denn man lebte nur unter sich; hatte jeden Abend die Kneipe, von der man bezechet und müde nur nach Hause wanken konnte; man schlief, so lange es ging, hatte am andern Tag den Frühschoppen, aß, – und aß gut; man war nach Tisch nur zum Faulenzen aufgelegt. Die einzige Bewegung machte man sich auf dem Fechtboden, eine Stunde täglich. So nahm man zu an Hitze, an Fett und Fleisch und Blut, und, seit der Ton der älteren Semester den jüngeren die Geheimnisse entweiht hatte, waren alle Kräfte der Begier entfesselt; das brodelte nun auch bei denen, die den Drang bisher nicht gespürt hatten oder mäßiger Anlage waren und nur selten nach Beschwichtigung verlangten. Sich schlecht und recht auszutoben, dazu bot unsere Stadt keine Möglichkeiten. Um ein Verhältniß anzuknüpfen und zu erhalten, bedarf es der Muße, der Freiheit, den Hof zu machen und umzugehen; frei waren wir nur an Nachmittagen und an denen schon matt. Die Kneipe abends durfte nicht versäumt werden, Urlaub nach den nahen größeren Städten gab man uns daher nicht.

Die Ablenkung des Triebes auf ein zarteres, edleres Gebiet war uns gleichfalls versagt; auch das der Kneipe wegen, die uns keine Zeit ließ, in Gesellschaft zu verkehren, wo man die Frauenhand gefunden hätte, die das Geziemende weist, die leitet, die besänftigend und beglückend ist.

Schwer sank man den Abend ins Bett und träumte schwer. In schwüler Stimmung kam man zum Frühstück zusammen, das nach englischer Weise reich bestellt war. Hungrig war man; oder man suchte durch Essen die Wehen übernächtiger Unnüchternheit zu bezwingen; man aß viel; starke Getränke nahm man auch da schon zu sich. Man saß bei Tisch, wie man im Bett gelegen hatte, barfüßig, ungewaschen mit lässig geknöpftem Nachthemde; die Reinigung wurde bis kurz vor dem Frühschoppen aufgespart. Man drängte sich auf dem Sopha, preßte sich zusammen, spritzte mit vollem Mund die Zote hinaus, die unausgesprochen so peinigt, oder las, einer über den anderen gebeugt mit übereinander geschlungenen Armen die Schlüpfrigkeiten namenloser Bücher und den „göttlichen Aretin“, der in der deutschen Wiedergabe auch noch jeden Rest seiner kargen Kunst und die Anmut des italienischen Lautes eingebüßt hatte. Nicht anders war das Gespräch beim Frühschoppen oder des Abends; die Stimmung genau so schwül, das Fleisch erregt, nur daß man jetzt Kleidung trug. Bei den Gelegenheiten, wo das Singen

unanständiger Lieder gestattet war, rollte eines nach dem anderen her; es waren Lieder, wie man sie bald auswendig wußte; ein Heft, das an beschriebenen Seiten zusehends wuchs, überlieferte sie von Glied zu Gliede; kurz und bündig hieß es „das Schweinebuch.“

Jetzt, wenn ich nach den neuen Füchsen lauschte, vernahm ich keine Gespräche, wie wir sie geführt hatten. Ihre Gespräche handelten ja von nichts Ungemeinem; von Pferden, Hunden, Jagd, Soldatenerlebnissen; Derbes fehlte nicht dazwischen. Lüsternes aber kam mir kaum zu Ohren. „Lange wird das nicht vorhalten“, dachte ich. „Wir seinerzeit auch sind zu Anfang fromm gewesen, ehe wir all die Geschichten und Lieder gelernt hatten“.

Ich machte noch eine andere Wahrnehmung: außergewöhnlich kräftige Bilder blieben mir zurück, die beim Horchen aufgegriffen waren; ich hörte, wie ein Pferd, ein Hund, ein Hirsch, eine Landschaft, ein Pürschgang, ein Abend auf dem Anstande mit wenigen Worten so deutlich hingezeichnet wurden, daß das Ereignis mir aufging, als ob ich es selbst geschaut hätte. Nach einer Weile bemerkte ich: solches war regelmäßig von Buchau dargestellt worden. „Diese Füchsel“ – schloß ich: – „Sie haben sich da unten am Tisch in ein Land gesteckt, in dem sie garnicht sind. Sie gehen noch alle in ihren Wäldern, – die Landkinder; die Städter aber in denen ihrer jungen Romantik. Und,

was sie dort bannt, sind die Erzählungen Buchaus, denen sie zuhören und die aus ihnen eigene Erzählungen rufen“.

Darauf stellte ich fest, daß dieses nur an Buchau lag: Beachtete ich seine Mitfüchse, wenn sie ohne ihn waren, – ich traf es so beim Frühstück, das er mit denen, die im Korps Hause lagen, ich mit den Insassen einer anderen Wohnung einnahm, – so redeten sie wie seinerzeit wir. Sie sprachen von Fechten, von Onkeln, Tanten und Stammbäumen, hie und da mal über Geschichtliches oder gar Kunst, auch über Jagd und Reiten, doch in gewöhnlicher Weise; sie schwelgten in Anekdoten; der Ton der unbefriedigten Sinnlichkeit, wie sie die Gespräche meiner Zeitgenossen beherrscht hatte, gedieh und grünte auch unter ihnen. Auch sie saßen da, mangelhaft angezogen, platzten aus mit lüsternen Einfällen, – puterrot vor Drang, und preßten sich aneinander, da sie kein ander Fleisch zum Berühren hatten. Doch wenn dann einer auf den Abend zu sprechen kam, freuten sie sich alle, und nicht des Kneipens wegen oder wegen etwa Musik; – sie freuten sich, wie ich merkte, mit Buchau zusammen zu sein und auf seine Waldgeschichten.

Ich hörte Thalmüllern sagen: „Wenn er uns doch wieder erzählte, wie er als Bub sich im Forst die Kammer gegraben hatte und die Nächte drin schlief“.

Friedhelm von Lüddecke wünschte das gleiche: „Was

mag nur der schwarze Geselle gesucht haben, dessen Schleichen ihn von dort vertrieb?“ fragte er.

„Vielleicht wars ein Schatzgräber“, meinte der andere; und setzte zu: „Ich glaube, ich habe von ihm die Geschichte schon viermal gehört und hörte sie immer gern wieder“.

Wulkow, seinem Empfinden nach ein äußerst verfeinerter Junge, der mit beunruhigendem Aussehen und – trotz aller Heimlichkeit – sich als seltsam verratendem Denken keinen gleichgültig ließ, sondern einnahm oder anwiderte, fiel ein: „Du hörst doch immer wieder gern die gleiche gute Musik. Oder ein Gedicht wie . . . Nun ruhen alle Wälder“.

„Warum nennst du grad dieses?“ bemerkte ich und mischte mich ins Gespräch mit absichtlichem Nachdruck als einer vom höheren Semester.

Wulkow, der nicht gern mit anderen sprach als mit seinen Zeitgenossen, und vor älteren eine fast krankhafte Scheu zeigte, blickte mich mit den Hohlaugen an; drauf sagte er: „Das Gedicht paßt zu ihm“.

Er sah sich um, ob ihm auch niemand zuhöre, und flüsterte mir zu, als handle es sich um Geheimes: „Er hat mirs neulich vorgelesen; er liest gut; weder wie ein Dichter, noch wie ein Schauspieler oder irgend einer, der vorträgt; er liest, als habe er Ehrfurcht vor dem, was er liest, und gar keinen Zuhörer. Er hat mir auch vorgespielt, – auf dem Klavier, – gut“.

„So, er spielt“, versetzte ich.

„Nicht viel“, berichtete Wulkow fort, „er sagte, er könne nur wenig. Doch das scheint er wirklich zu können. Aber bitte, sag das nicht weiter; es kam ganz zufällig, als Folge eines Gespräches, daß er mir vorspielte und auch vorlas. Er bat mich, nicht davon zu reden. Ich glaube, er bat darum, weil er sich hier noch recht fremd fühlt“.

„Du hast eine nette Art, Geheimnisse zu bewahren“, warf ich hin.

Wulkows farbloses Gesicht wurde rot: „Ich habe es noch keinem gesagt und sage es nur dir. Ich habe dich neulich einiges zu Peterwitz bemerken hören, was mich mutmaßen ließ, es geschehe kein Unrecht, wenn ich dir das verriete. Ich glaubte, du würdest. . . .“

Er brach ab; ich setzte statt seiner fort: „Du glaubtest, ich würde das zu schätzen und das Anvertraute zu hüten wissen. Und nun sprichst du das nicht aus; weil du ein Fuchselein bist und weißt, daß du dir Urteile über uns nicht erlauben darfst, geschweige denn Vertraulichkeiten. – Doch gut; ich werde still sein.“

Eigentlich fand ich mich durch diese Würdigung in meinem Besten erkannt und darum ausgezeichnet; mit der hochtrabenden Rede suchte ich nur dies Gefühl vor dem Fuchs zu verbergen. Dann kam mir ein Einfall:

„Hörst du, Wulkow“, schlug ich vor: „hättest du et-

was dagegen, einmal nachmittags einen Waldgang zu machen? Was tust du um die Stunden sonst? – Das Wetter ist ja so prächtig.“ –

– „Sonst“, – Wulkow lächelte, – „ich liege und kann nichts tun“.

„Ich aber spiele Skat im Kaffeehaus oder schlafe“, sagte ich. „Da täten wir wirklich besser, auszugehen. Wir werden mit uns nehmen: . . Thalmüllern und Lüddecke. Sage du doch Buchau, daß er mitkommen solle“.

Wulkow meinte: „Besser wäre es, du sagtest es ihm; vor mir macht er manchmal Ausflüchte; dir als älterem muß er folgen“.

Mir widerstrebte es, in diesem Falle Zwang zu üben; das hätte verderben können, worauf ich sann. Drum sagte ich: „Schlage du es ihm vor; macht er Ausflüchte, so geht es auch ohne ihn; oder ich sage es ihm dann nochmal“.

„Und wann gehen wir?“ fragte Thalmüller. Daß ihn ein älterer des Umganges für wert hielt, schmeichelte ihm; mich freute die zutunliche Bereitschaft des jüngeren. Mir war zumute wie einem Fürsten, der glaubt, er habe sich durch Leutseligkeit beliebt gemacht. Ich war auch zufrieden, weil ich sah, wie leicht ich Anschluß und Anhang bei den jüngeren finden konnte, wenn es einmal dahin kam, daß auch meine letzten Genossen Vorgesetzte wurden. „Morgen Nachmittag“, bestimmte ich, „falls es nicht regnet; um drei Uhr.

Wir gehen gleich von Tische. Du“, – wandte ich mich an Wulkow, – „schaffst uns Buchau“.

Vor dem Frühschoppen begab man sich meist auf die Hauptstraße, wo die Korpsbrüder aus den verschiedenen Häusern sich truppweise trafen, sich begrüßten und auf- und niederzogen.

Ich schlenderte langsam hin; es war heißer Mittag; wie einem Hunde tat es wohl, sich zu sonnen. Auf der Straße kamen mir Buchau und Peterwitz entgegen. Buchau ließ den anderen stehen und schloß sich mir an: „Eben hat mir Wulkow gesagt“, sprach er, „du wolltest morgen nachmittag mit uns spazieren gehen. Ich komme gern mit.“

Ich fragte ihn, ob er den Einfall nicht lobenswert fände.

„Sehr“, antwortete er: „ich bin hier schon so träg geworden; ich dämmere nachmittags nur noch einher und blättere höchstens in Bilderbüchern, statt mich tüchtig auszulaufen.“

„In Bilderbüchern?“

„Ja; so .. Künstlermonographien. Die sind ganz hübsch. – Nimmst du alle Füchse mit?“ fragte er.

„Nur dich, Lüddecke und Thalmüllern.“

„Danke, daß du an mich gedacht hast. Es ist hier schwer, von selbst zu einem Entschlusse zu kommen. Man lebt nur in Wünschen, höchstens Worten“.

„Du läßt die Leuten alle in deinen Geschichten leben“, suchte ich ihn zu gewinnen.

„Das sagen mir auch meine Mitfuchse“, entgegnete er; „aber sie erzählen ebenfalls. Wir haben ja nichts zu tun, als zu wiederholen, was uns aus früherer Zeit her lieb geworden und unvergeßlich geblieben ist. Uns allen geht es darin gleich: Die Erinnerung kommt über einen, so abends, wenn man stets in der gleichen Ecke sitzt und das gleiche sieht, und fühlt, daß man das muß. Da gibt man vieles heraus, was einen schön dünkt; das wird dann gegenwärtig und freut. Man tut es auch, weil man dankbar ist. Alles freilich erzählt man nicht“.

„Hast du Geheimnisse?“ fragte ich.

„Nein. Aber man will doch nicht alles gesagt haben. Man sagt, was der andere verstehen kann; und dann, wenn man des sicher ist. Je nach Stimmung sagt man mitunter auch mehr oder weniger. Schließlich, man sagt nur, was man entbehren kann, das, wovon gleichgültig ist, wieweit es einem gehört. Was man von mir weiß, geht mich doch nichts mehr an. Übrigens, sagtest du mir nicht an jenem ersten Abend, da ich hier war, daß du Löwenpranke nicht mögest. Er hat einen Zug, weshalb er mir gefällt: es ist vieles in ihm, das nicht gesagt wird“.

„Daraus schließe ich, daß er dir einiges gesagt hat“, unterbrach ich.

Löwenpranke galt für nicht zu durchschauen; daß er sich einem Fuchse anvertraut hätte, klang unwahrscheinlich; er schien überhaupt keines Menschen zu bedürfen. Immerhin; er mochte sich einmal haben gehen lassen. Er wohnte, wie Buchau, im Korpshause; Gelegenheit, sich einander zu nähern, war genug vorhanden. Ich entsann mich des Zaubers, den Buchau am ersten Abend auf ihn ausübte.

Buchau fuhr fort: „Er ging mal auf meiner Stube an, sich ein Buch holen, von dem er wußte, daß ich es hatte. Da bemerkte er das Klavier mit den aufgeblätterten Noten; er setzte sich dran und spielte, erst nach den Noten, dann auswendig. Ich gestand, daß ich sein Spiel gut fände. Er spielte weiter, machte dazwischen über alte und neue Musik einige Bemerkungen; weißt du, so recht Löwenprankisch: abgebissen und richtig. Wir unterhielten uns schließlich ganz gut. Dann nahm er mich auf sein Zimmer, weil er mir irgendwas zeigen wollte. Er ging immer mehr aus sich heraus, so daß ich nach allem, was ich sonst von ihm wußte, nahe daran, zu sagen, war: er ist ja ganz anders!“

„Hat er dir jemals etwas von seiner Familie erzählt?“ erkundigte ich mich.

Das war ein Gebiet, auf dem wir neugierig waren. Es war bekannt, wie gern Löwenpranke von seinem Geschlechte und seinen Ahnen sprach; desto auffälliger, daß er seiner nächsten Angehörigen nie erwähnte. Wir

wußten auf Umwegen, daß er keine Eltern hatte, und kaum, wieviel Geschwister.

Als Graf Fürstenau, ein alter Herr unseres Korps, der mit ihm befreundet war und ihn uns zugeführt hatte, sich mit Fräulein von Crieblow verlobte, einer Dame uradliger und makelloser Familie, wars Löwenpranke entfahren: „Den sehe ich nicht mehr an. Erst bei meiner Schwester anhalten und kaum, daß sie ihn abweist, sich derart begnügen! Fasse einer, wie man so wenig Unterscheidungsvermögen haben kann: Löwenpranke gleich Junkern auf ‚itz‘ oder ‚ow‘!“ Grade war einer zugegen mit gleichfalls so auslautendem Namen; Löwenpranke setzte zu: „Verzeih; ich sah nicht, daß du da warst“. Seitdem erst wußte man, daß er eine Schwester hatte; seitdem kannte man auch eine Geschichte mehr vom wahnwitzigen Stolz der Löwenprankes.

„Allerdings“, sagte Buchau; „er hat mich auch Bilder der Seinen sehen lassen; grade damals. Wir sprachen von Schönheiten; da wünschte er, sie mir zu zeigen: Bilder seines Bruders und seiner Schwester. Sie ist wunderbar! Den Bruder findet er auch schön; er ist Schüler und soll erstaunlich Geige spielen. Er sieht klug aus, aber nicht gesund“.

„Die bewußten Bilder!“ wiederholte ich eine bei uns umlaufende Sage. „Ich bin nie bei ihm gewesen.“ – Seit Löwenpranke nicht mehr Fuchs war, hielt er sich an-

dere vom Leibe. — „Die Wände sollen ja ganz mit Geschwistern behangen sein.“

„Unsinn!“, lachte Buchau, — „da hängen . . . drei oder vier Kinderbilder, auf denen man die beiden kaum erkennt; dann ein Bild seiner Schwester in Verkleidung; so war sie einmal auf einem Maskenfest bei Hof erschienen. . . Weitere nicht. Die, die seine Geschwister, wie sie wirklich aussehen, zeigen, kramte er mir aus den Fächern hervor.“

„Geheimnistuerei!“, schaltich: „Löwenpranke gibt zwar nachzudenken; ein guter Charakter ist er keinesfalls. Er ist nun mal ein Streber“.

„Er ist zwiespältig“, sagte Buchau.

Ich besann mich, daß ich einem Fuchs gegenüber von einem Burschen Ungünstiges behauptete. Ich fürchtete, etwas Falsches getan zu haben; auch liebte ich es nicht, als Nörgler zu erscheinen. Drum wurde ich unsicher und schwieg. Zumal es Zeit war, bogen wir ab zum Frühschoppen.

Er wurde in einer der ältesten Schenken genommen; der Raum war gangartig schmal, den Verhältnissen nach einer Kegelbahn ähnlich. Den beiden Langwänden folgend standen die Tische, von denen jedes Korps seinen eigenen hatte. Die Decke lief niedrig darüber her. Es roch bierfeucht und dumpf. Der Tisch vor uns war uralte, mit allerhand Einschnitzungen von Zirkeln und Namen versehen derer, die ihn ehemals be-

nutzt hatten. Darüber hing allerlei Kram, der nicht hingehörig schien; doch von der Herkunft der Gegenstände wußte man scherzhafte Geschichten: da gab es die Kokosnuß mit draufgekerbter Fratze und struppigem Bart, die man als Ebenbild eines wenig gepflegten älteren Mitglieds hingestiftet hatte; beziehungsvolle Gaben, die einer dem anderen aus Neckerei dargebracht; eine Sammlung von Anschlägen, Bekanntmachungen und Polizeiverboten, die von Übermütigen abgerissen und hierher zusammengesleppt waren; Gutachten trunkfeindlicher Gelehrter; Aufrufe der Heilsarmee und von Mäßigkeitsverbänden; hier der gerahmte Ausschnitt eines Witzblattes, das etwas Treffendes vom Studentenleben sagte, dort eine Karikatur; unter der Decke schwebte wie in mittelalterlichen Apotheken das ausgestopfte Krokodil. Hier tagten die Biergerichte über den Biervergehen: ein drolliges Verfahren mit Klauseln und alten Juristenzopf nachäffenden Formeln; hier war noch von altersher die Luft mit Stimmung gesättigt; mit einer Stimmung der Laune; hier fühlten sich auch die Mißvergnügten wohl.

Als wir uns den langen Raum entlang zwischen den Tafeln der Korps grüßend nach der unseren bewegten, sahen wir, daß fast alles schon versammelt war, und hasteten, um dem Strafrunk für spätes Antreten zuvorzukommen. Von den Füchsen fehlte keiner; wie sie Buchau sahen, ging durch sie eine Regung; ein

Winken, Zunicken, Anrufen, Stuhlrücken; jeder wollte ihn neben sich haben. Doch nun hatte ich mich seiner bemächtigt und konnte ihn bei mir behalten. „Setze dich zu mir“, sagte ich; er tat es.

Aber man ließ mich zu keiner Unterhaltung mit ihm kommen. Mein Plan, mit Füchsen spazieren zu gehen, war verplaudert worden; die Korpsburschen wußten darum. Sie kannten unsereinen – und mich besonders – genug, um zu erraten, was diesen Einfall hervorgebracht haben mochte. Sie überschütteten mich mit Neckereien, hänselten mich, weil ich herrschsüchtig sei und nach „Volkstümlichkeit“ hasche; sie wünschten mir Glück zum Erfolg und zum Hochgefühl der Größe, das ich mir ein Cäsar im Dorf – aus dem Umgang mit Kleinen ziehen werde. Ich widersprach und wehrte mich; und, wie das bei solchem harmlosen Plänkeln vorzukommen pflegt, lief es aus in eine Reihe von Trinkturnieren, die ich allein gegen viele auszufechten hatte. Ich war bald arg berauscht.

Als wir am Aufstehen waren, um zu Tisch zu gehen, gedachte ich, mich jetzt dafür schadlos zu halten, daß ich während des Fröhschoppens um meine Freude gekommen war. Buchau hatte sich all die Zeit nach der anderen Seite hin mit seinen Mitfüchsen unterhalten. Um seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, klopfte ich ihm auf die Schulter. Mein Rausch mußte ihm unangenehm sein; er zuckte auf, als fühle er Ekel, und

kehrte sich, etwas Zurückweisendes im Ausdruck, wieder ab. Ich ärgerte mich und dachte: „Die Miene zahle ich dir heim, Zuchtloser!“

Dann überlegte ich: „Wie oft doch war ich nahe daran gewesen, mich ebenso zu gebärden! Ich hatte es nur niemals gewagt“. Und als ich Buchaus Gesicht wieder heiter sah und klar, – er sprach gerade mit Wulkow, – nahm ich mirs vor, an mich zu halten. Die Selbstbeherrschung, die hier zu lernen war, mußte ich wertlos nennen, wenn ich sie nur dort betätigte, wo ich Angst vor Oberen hatte. Ich schämte mich.

Buchau schien zu fühlen, daß er mich beleidigt habe – ohne allzu triftigen Grund. Er näherte sich mir und blieb, während wir über die Straße gingen, an meiner Seite. Etwas einander zu sagen, verstanden wir nicht. Seine schweigende Nähe aber war mir Ausdrucks genug.

DRITTES KAPITEL.

AM nächsten Nachmittage, als Löwenpranke die Tafel aufgehoben hatte, schickten wir uns an zum Spaziergang. Wir waren unser vier; auf Lüddecke hatten wir verzichten müssen, da ein Bursche seiner zum Skat bedurfte. Thalmüller nahm seinen Hund mit; es war ein beweglicher junger Setter, spielerisch, prächtig weich und glanzfließig, schwarz mit rostiger Brust und rostigen Augenflecken.

Es war die Zeit der Fliederblüte; der Weg ging zunächst hügelan zwischen den Professorenvillen und Gärten. Wunderbar wars, wie die Zweige über die Mauern quollen, oder wie vor den Häusern in Vorgärten und offenen Höfen jeder Busch dastand, ein einzig aus Blüten gebildeter mächtiger Strauß, schneeweiß oder in Tönen von blassem Weinrot bis zu hellbläulichem Lila. Der Duft schlug, wo man vorbeikam, im warmen Hauche über den leuchtenden Weg; er irrte sich in die Alleen, in das Lichtgeflimmer zwischen den schwanken Schatten junger Linden- und Kastanienblätter. Wo sich Blüentrauben bis zu uns neigten, sahen wir an ihnen ganz nah die zitternden Glasflügel der Hummelschwärmer, die den Sammetleib in unbeweglicher Schwebelielten, bis sie, aufblitzend, zu Schleifen und Bogen weiterschossen. Es war wonnig, Luft zu atmen, nach tagelanger Trägheit zu gehen.

Es machte sich so, daß ich nicht mit Buchau ging; er

war mir voraus mit Thalmüller und dem Hunde, den er seiner Schönheit und Geschmeidigkeit wegen liebte und der ihm, wie ich merkte, kaum weniger zugetan war als seinem Herrn. Ich folgte mit Wulkow. Wulkow war in den letzten Tagen nicht ganz wohl gewesen; das viele Trinken bekam ihm, schien es, nicht gut; er war wächsern im Gesichte. Ich bemerkte ihm sein ungesundes Aussehen. „Ich kann leider nun einmal nicht so viel vertragen wie Buchau“, entgegnete er, „das Trinken greift mich an. Jeder Rausch ist mir eine Pein: ich fühle mich wie in Ketten, wie ein teilweise Gelähmter oder, als ob ich ein anderer wäre; und das tut mir weh. Ich werde dann wund, wie am ganzen Körper und an der Seele wund. Ich möchte lostoben, schreien; so habe ich eigentlich einen bösen Rausch. Bisher habe ich mich noch stets überwunden“. Also war es mit ihm ähnlich wie mit mir bestellt.

„Verträgt denn Buchau so viel?“ fragte ich.

„O! Ihm ist nichts anzuhaben. Wir wollten einmal sehen, was er trinken kann, – er hatte sich grade gerühmt, daß er uns alle besiegen werde. Da kämpften wir sechs anderen Füchse gegen ihn. Er kam pünktlich und rasch allem Vorgetrunkenen nach; er mogelte nie, – wir paßten auf und zählten, daß er nur ja nicht etwas, das er nachtrinken sollte, unterschlage. Ganz wirkungslos freilich blieb das für ihn nicht. Aber, er wurde nur lebenswürdiger, erzählte zwischen durch

noch reizender, als habe er es darauf angelegt, uns zu bezaubern und uns vergessen zu machen, daß wir ihn möglichst viel trinken lassen wollten; er wurde so lustig! Er ließ sich necken, erwiderte hübsch, manchmal uns ganz leicht herausfordernd. Er war nicht zu überwinden, bis es hieß: Füchse gehn nach Hause! Dazwischen war er auch allen Korpsburschen, die ihm zu-tranken, nachgekommen. Ich schwankte auf dem Rückwege, Lüddecke und andere auch. Da drohte zu Buchau Thalmüller: ,Wir wollen es nächstens nochmal gegen dich versuchen. Du bist so noch netter als sonst. Dir selbst hat es ja nur Spaß gemacht.' Buchau riet, wir sollten es bleiben lassen; es habe keinen Zweck; man könne ihn im Trinken nicht bezwingen und Freude habe er durchaus nicht gehabt. ,Wäre es noch Wein gewesen', sagte er, ,doch solch ein Zeug von Bier, — brrrr!' Und der Versuch wurde aufgegeben. Einmal noch vereinigten sich fünf Füchse gegen ihn, als er der einzige war, der nicht mit den anderen gegen mich trinken wollte, weil er mir glaubte, daß ich nichts ver-trage. Die anderen meinen ja, ich stelle mich nur schwächlich an“.

Wir verließen die Stadt auf der Heerstraße. Nun bogen wir ab längs eines Waldraines. Das Laub der Eichen war noch ganz klein, kraus und zart, hellgrün; dunkler das der Buchen. Aus dem Busch scholl Gesang mannigfaltiger Vögel: Zaunkönig, Rotkehlchen. Vom höheren

Holz herab schlugen Amseln. Mir war es, als hätte ich in verschollener Zeit solches zum letztenmal vernommen; es jahrelang nicht gehört. Ich war traurig, als hätte ich viel entbehrt, obgleich ich doch nur seit kurzem wieder in L . . . weilte, und hätte viel Zeit verloren, nicht im dumpfen Bücher-Studium, das mir immerhin noch wie Leben vorkam, verglichen mit dem jetzigen Leben; sondern mit etwas, das weder Arbeit war noch Genuß.

Ich warf einen Blick nach Buchau, der mit Thalmüller immer noch vor mir ging. Seine Gestalt hatte sich in der freien Luft gehoben; sein Gang war noch fester als sonst; doch federten ihm alle Gelenke. Der Stock in seiner Hand schwang; er selbst regte sich nach allen Seiten; er lauschte hin; er sah her; er merkte auf wie ein Spürhund. Nun hörte ich, wie er dem Setter, der im Walde jagte, pfiß; als der mit einem Sprung an seiner Seite war, knickte er über den Hund und mit einem Griff der gebreiteten, an sich schon breiten Hand drückte er dessen Kopf in einer jähen Liebkosung an seinen Schenkel. „Ja, du und ich, . . . du und ich, . . . du guter, . . . schöner, . . . du . . . Hund!“ sprach er zu ihm. Es klang voll Übermutes und innig; er schien sich selbst gehört zu haben, hielt ein und lachte halblaut.

„Sieh dir doch diesen Kauz an“, bemerkte ich zu Wulkow. Im Innern dachte ich anders. Wulkow machte

Augen und begann: „Es gibt Menschen, die . . . Menschen, die . . . nein; ich kann darüber noch nichts sagen. Ich weiß noch zu wenig davon. Ich müßte darüber erst viel mehr nachdenken“.

„Zum Nachdenken wirst du hier nicht kommen“, warf ich ein.

Er sah mich mißtrauisch an; er glaubte wohl, ich stelle ihm eine Falle. Drauf sagte er kurz „Ja“ — Von meinen Zeitgenossen dachte schon keiner mehr; das waren die unberührten Füchse, die noch auf Zeit zum Nachdenken hofften.

„Aber, ich will dir mal ein Buch darüber geben; ja . . .“ setzte er fort; dann besann er sich: „Oder hast du mal gelesen . . . über Buddha? Ich besitze den Oldenberg, — da magst du etwas davon erfahren; an der Stelle vom weißen Kaninchen denk an heute. Und es ist doch wiederum etwas anderes . . . ganz anders“.

Was er hatte sagen wollen, verstand ich nicht; ich forschte auch nicht weiter und überließ es dem versprochenen Buch, mich aufzuklären. Denn mich ergriff ganz und gar die Außenwelt; der reine Anblick der Welt, des Maigrüns und Blühens, das Duften. O, — und nun hörte ich meinen ersten Kuckuck! Ich rief es freudig aus. Zugleich rief Buchau: „Nun ruft er wohl schon seit vierzehn Tagen, und wir haben es nicht gehört! Jetzt ruft er auch bei uns; dicht am Hause ruft er bei mir jedes Jahr; und an den Berghängen und im

Walde gibt es ihrer zahllose. Häst du je viele auf einmal schlagen hören?“ Er schilderte uns, wie das war. Er gab uns, obwohl wir im Walde waren, Waldesehnen: in allen Wäldern, die es gibt, hätten wir sein mögen. Wir sprachen von Waldstimmen: ich von der wehen Chromatik der Rotdrossel, des fremden nordischen Vogels, dessen fallende Tonfolge wir manchmal an Frühlingsabenden hören; er von Tönen, die ihm Jubel bedeuteten.

„Wenn der Grünspecht im Vorfrühling jauchzt“, sagte er, „ist mir jedesmal, als müßte ich mich recken, rascher gehen. Da werde ich froh. Es gab, als ich noch Junge war, ein Jahr, wo bis in den März hinein tiefer Schnee lag. Er begann zu schmelzen; braungrüne Flecken bildeten sich im Weiß, die betretenen Stellen wurden klar und glitschig; es nebelte den ganzen Tag. Wir hatten nicht weit vom Haus eine Tannenschonung; die Nadeln hingen voll Tropfen; ich weiß noch genau, wie das war; denn in den Tannen schwirrten die winzigen, gekrönten Goldhähnchen und ließen einen so nah, daß ich glaubte, sie mit dem Schmetterlingsnetze fangen zu können. Aber ich schlug nur in die Tropfen, und das Netz ward vor Nässe unbrauchbar. An diese Tannenschonung stieß ein Stück ziemlich dünnen Hochwaldes; am Rande starrten einige kahle Laubbäume. Zu dieser Nebelzeit begann der Grünspecht in dem Jahre; auf diesen Bäumen versammelten sie sich und hochzeiteten.

Daß es weithin klang, jauchzten sie, während alles ringsherum noch verdrossen war; ich sah sie auf den kahlen Ästen sitzen; sie schauten den Spielen zu, die einige von ihnen aufführten. Denn hie und da flog einer ab und noch einer; sie prallten in der Luft zusammen und rauchten sich, wichen einander aus, warfen einander, hoben sich, setzten sich wieder, schossen wieder vor. Die anderen auf den Ästen reckten nach den Kämpfern ihre Hälse; und immer und immer wieder brach ihr lachendes Jauchzen los und gellte fort längs der Lichtung. Ich ging jeden Tag hin, solange dies Treiben währte; ich wußte, worum es ging, und kam immer ganz glücklich nach Hause. Später, die anderen Jahre, habe ich das nicht mehr gesehen. Ich weiß nicht warum; die Vögel und das Getier leben allzeit auf die gleiche Weise. Es wird wohl an mir gelegen haben“.

Es hatte wie ein Märchen ausgeklungen: von einem, der die blaue Blume fand und verlor; auf einen Tag die Vogelsprache kannte, dann nie wieder. So hatte ich nun eine von Buchaus Geschichten gehört, mit denen er auf seine Nächsten wirkte. Thalmüller und Wulkow kannten auch diese schon; aber sie hörten mit Lust zu. Und mir ist heute noch, als wäre ich durch diesen März gegangen und hätte erlebt, wie das Hochzeiten in den Lüften den grauen Verdruß zerriß.

Indessen durchquerten wir den Wald. Eine Lichtung

zeigte sich jenseits vom Laube. Buchau schlug sich durchs Unterholz dorthin durch; ihm nach Thalmüllers Setter; wir folgten. Wir trafen auf ein leicht sich vertiefendes Tal. Die gegenüberliegende Höhe stieg sanft und breit an; sie war unbewaldet; mitten oben stand gegen den Himmel ein alter, weitschattender Birnbaum. „Dorthin müßte man laufen, – einen Wettlauf machen!“ entfuhr es Buchau. Wir fühlten uns alle wie Kinder; in einem Zug flogen wir los, er – und mit ihm wir anderen. Wulkow blieb bald zurück. Vor mir sah ich zweie rennen, was es ging; die Erde eines brachen Streifens, über den sie fort mußten, flog unter den Absätzen hoch; der Hund schoß ihnen bald voran, bald sprang er an ihnen empor, schwarz und jung, gelenkig. Ich ließ vom Rennen schon am diesseitigen Abhang, da mir das Niederlaufen unbequem wurde, Thalmüller fiel ab auf der halben Höhe des Aufstieges. Buchau jagte weiter, mit ihm der Hund, der ihn ansprang und ihm mit der Nase ins Gesicht zu fahren suchte. Dann sah sich Buchau um, sah sich allein, winkte uns, wandte sich wieder und, mit der Hand ein Zeichen gebend, als würde er etwas voraus, stürmte er, – nun allein mit dem Hund um die Wette, der ihm immerzu in den Weg sprang, – bis er, am Birnbaum angelangt, sich zu Boden warf, um sich mit dem jungen Tier in Balgen einzulassen. Als wir keuchend dort ankamen, lag er im Grase; die Mütze war abgefallen, das Haar in Unord-

nung, die Stirn in Schweiß. Neben ihm ruhte, die Vorderpranken gestreckt, offenen Rachens und hängender Zunge der jappende Schwarze, dem im Glanzhaar des Rückens Buchau mit der Hand wühlte: „Ihr könnt nichts“, sagte er; – zu Thalmüller: „Dein Hund taugt mehr als du; er kann aber auch mehr als ich“. Wir lagerten uns bei ihm im Grase; ich lehnte mich an den würdigen morschen Stamm des immer noch strotzenden Baumes.

„Jetzt werde ich garnicht mehr nach Hause mögen!“ sagte er, sich wohligh streckend. „Könnte man nur sein Gewehr mit haben: hier, am Waldrande.“

Auch Wulkow sagte, daß er nicht nach Hause möge; aber das klang nicht glücklich. Eher, als fürchte er etwas.

Wir gingen weiter. In einem abgelegenen Gehöft mit Wirtschaft genossen wir Milch und gutgestrichenes Brot. Wir beschlossen, öfters Spaziergänge zu machen. Wir machten unterwegs noch mehrere Wettläufe, wenn auch nicht so große, wie es der erste gewesen war. Ich hielt diesmal besser mit und war nächst Buchau der Rascheste: „Nur solches dürfte man tun“, sagte der: „laufen, jagen, Diskus werfen, – hui! Berge steigen, kämpfen, jeden Widerstand überwinden; – mit einem Stiere ringen, ihn niederringen! Und reiten! Wenn ich doch meine Pferde hier hätte!“ – „Es gibt Mietsgäule“, wußte Thalmüller. – „Immer noch besser als gar keine“, meinte

Buchau: „nächstens reite ich. Vielleicht lasse ich mir ein Pferd von Hause kommen“. —

„Kämpfen wirst du nächstens auch“, versetzte ich, „dazu wirst du hier genug Gelegenheit finden!“

„Das nennst du kämpfen?“ rief er. „Man steht da und drischt auf einander los: klipp-klipp, klipp-klipp. Was gibts denn dabei zu überwinden?“

„Du überwindest dich selbst; du lernst fest stehen, ohne bei Schmerz zu zucken“, belehrte ich mit Gewichtigkeit.

Er überflog mich mit einem Blick, als wollte er sich überzeugen, ob ich ernst rede und sprach: „Beim Zahnarzt war ich schon“.

„Mein Ansehen geht weg! Mein Ansehen geht weg, wenn ich Jüngeren so etwas in meiner Gegenwart zu sagen erlaube“, klagte ich mir vor; und widersprach doch nicht: „Nie wirst du Füchse leiten können, geschweige denn andere Menschen“, dachte ich von mir weiter. Indessen zog ihn Thalmüller fort; Buchau hatte den Hund an die Leine genommen; der straffte an; er ließ sich nachschleifen und war vorneweg, ohne sich ums Weitere zu kümmern.

Wir hatten auf unserem Gang einen Bogen gemacht und befanden uns nun, — gegen Abend, — oberhalb der Stadt. Sie lag im Grunde in lauter Grün unter einem rosigen Rauche. Jenseits hoben sich angenehme Hügel, auf denen das Licht weilte; sie waren unbewaldet und

schienen rot; weiter war ein veilchenfarbener Rücken. Wir blieben stehen: „Wie die Höhen von Fiesole“, sagte ich; meine Sehnsucht, sie wiederzusehen, ließ mich an sie bei jedem schönen Lichte denken, auch wenn die Landschaft ganz anders geartet war.

„Die liebe ich auch“, sagte Buchau.

„Du warst da?“ fragte ich.

„Ich war seit vorigem Herbste drüben, fast ein halbes Jahr; seit dem Abschluß meiner Soldatenzeit, bis ich jetzt hier eintrat. In Florenz bin ich wenig gewesen; ich war an vielen Orten; meist in Rom“.

„Das kenne ich nicht“, sagte ich ihm. „Du wirst mir davon erzählen“.

„Vielleicht einmal“.

Er schien nicht zum Reden aufgelegt. Thalmüller trat an mich heran:

„Bring ihn doch einmal dazu, von Rom zu sprechen. Er erzählt wunderbare Geschichten. Er hauste unter Hirten und Banditen“.

Wir hatten die Stadt betreten. Da schrillte es über uns auf. – Wir sahen zum Himmel, in dessen Klarheit die Röte hoch hinaufschlug: dort zogen Flocken, weiche, – rosige Flamingofedern. Zwischen ihnen und uns aber schoß es vorbei, – wie Pfeile, wie Strichel, – schwarz, in Scharen, – kreiste, schrillte – um den behelmten Kirchturm herum, dann nieder, – nieder, auf, nieder, – über

den Markt her; und einer rief: „Nun erst ist der Frühling gekommen!“ – Die ersten Turmschwalben des Jahres.

Am Marktplatz gingen wir auseinander.

Man traf sich zum Abendbrot mit den übrigen: „Wir haben die ersten Segler gehört“, verkündete ich, als ich eintrat; als Buchau kam, sagte er dasselbe; ich nickte ihm zu. Draußen schossen sie noch schrillend hin und her; doch war es schon dämmernd geworden.

Wir hatten Hunger und langten tüchtig zu. Als ich mir grad eine Platte holte, die am entferntesten Tische stand, merkte ich, daß ich an Löwenpranke vorbei mußte. Hätte ich das gewußt, ich wäre nicht hingegangen. Aber nun war es geschehen; er hielt mich am Rockzipfel fest und sprach:

„s'ist wohl ganz nett gewesen; euer Spaziergang? Warum hast du nicht auch Quednitz mitgenommen und die ganze andere Sippe?“

„Ich hatte mir grad die ausgesucht“, antwortete ich, „auch Lüddecke sollte mitkommen“.

„Du hast dir das Beste ausgesucht, gut; nun lauf!“ Er ließ mich los. Hatte er freundlich sein wollen oder sich nur über mich lustig gemacht, ich wußte mirs nicht zu deuten; mir wurde unsicher zu Mute und die angenehme Stimmung war vorbei.

Als wir hernach zum Biergarten zogen, demselben in

dem wir den ersten Abend verbracht hatten, verlangsamte Löwenpranke, der mit anderen vorweg war, den Schritt und fand sich neben mir; ich fühlte, daß er neben mir bleiben werde. Er schob mich auf die linke Seite, daß ich es besonders spürte, ich habe ihm die rechte zu gewähren; eine Zeitlang sagte er nichts, war mir aber trotzdem sehr bemerkbar; ich schwieg.

Er begann: „Wo ich dich mit mir gehen lasse, stünde dir die Liebenswürdigkeit an, mich zu unterhalten“. Ich wußte nichts zu erwidern. „Eigentlich“, sagte er weiter, „kommt es mir heute vor, als sei etwas an dir, soweit überhaupt etwas an grünen Jungen und Füchsen sein kann. Du hast Geschmack bewiesen“. – Ich antwortete irgend etwas, das sicher nicht das Rechte war. – Er setzte fort: „Ihr Ästheten und Poeten, – du machst ja Reime in deinen benebelten Nachmittagen, die darum, wie sich versteht, nichts taugen, – ihr nehmt euch immer das Gute heraus und wißt doch nicht, was es wert ist“. – „Ich habe darüber nicht nachgedacht“, antwortete ich. –

„Das brauchst du auch nicht. Wenn du richtig wählst, ist es überflüssig, zu wissen, warum es richtig war; der Spürsinn macht dasselbe wie der Verstand. Ich allerdings nun liebe den Verstand. Buchau gefällt dir, du weißt nicht warum. Ich kann meinen Grund sagen: Er ist nicht neugierig; und er fürchtet sich nicht. Siehst du, wie er sicher ist! Sollte ich einen anschauen, –

ihr fielt ja um. Ihr fallt vor jedem Korpsburschen um und haltet euch, wenn ihr es selbst geworden seid, an Füchsen schadlos; der nicht; er wird mir auch nie Grund geben, ihn anzuschmauzen. Du übrigens auch nicht; du bist dazu zu vorsichtig. Er ist zu anständig, umirgend etwas auch nur äußerlich Falsches zu begehen. Verstehst du das?“

„Ja“, sagte ich.

„Meinetwegen, ich glaub dirs. — ... Ihr seid solche Schlabberkerls; wie Backfische. Ich kann es nicht leiden, wenn Leute, die sich zwei Tage lang gesehen, einander schon in den Armen liegen, sich ins Haus einladen. Sein Haus hält man abgeschlossen und sauber. Ihr: kaum seid ihr besoffen, geht es los: ‚Ich habe dies und das durchgemacht!... Bruderherz!‘ und so weiter! Alles ausgekramt und noch mehr. Das nennt sich eben Schlabberkerls, merk dir das. Und merk dirs für dich besonders. Denn schließlich ist nur das der langen Rede kurzer Sinn: Nimm dich zusammen; beim Fechten. Das ist das wenigste, was du tun kannst. Dem da werde ich wohl nie so etwas zu sagen brauchen. — Schade nur, bekäme er etwas Häßliches auf die Wange“.

„Schade“, wiederholte ich.

„Unterscheide ein für allemal zwischen dem, was sich ein Korpsbursch zu sagen erlauben kann, und dem, was du sagen darfst. Quod licet . . ., weißt du“.

Ich fühlte mich herausgefordert; ich wollte zeigen, daß

ich nicht umfiele. Ich wollte irgend eine Erklärung ihm abringen. Da mein Unbehagen vor Löwenpranke trotzdem weiter bestand und ich mich bemühte, es zu verdecken, wurde mein Ton fast unwirsch, als ich fragte:

„Willst du meinen, daß auch ich mich nur vor Schwächeren furchtlos zeige; sonst aber zusammenklappe oder . . .“

„Der Einwurf hinkt nach“, schnitt er ab. „Was weiß ich von dir! Du hast mich nicht genug gefesselt, um in dir zu forschen. Trotzdem halte ich es für richtig, mit dir einmal ernst zu sprechen. Du, bitte, beherzige es: Du hast letzthin beim Fechten Unsicherheit gezeigt; also rate ich dir, dich zusammenzunehmen. Wenn du bei uns dein Ziel nicht erreichst, wenn du, ohne das Burschenband zu erlangen, von uns fort müßtest, wird es dich bedrücken, in welcher Stellung du dich auch befinden magst. Das liegt an deinem Charakter. Doch, wie du willst; es ist nicht meine Sache“.

Er brach ab, ging noch einige Schritt, ohne zu reden, neben mir.

„Deine Wahl war wirklich gut: er ist nicht gewöhnlich“, damit gesellte er sich den anderen.

Nach diesem Gespräche wunderte es mich nicht, als ich erfuhr, daß Buchau Löwenpranke gebeten habe, ihn zum „Leibfuchs“ zu nehmen. Zu ihm also vor anderen Burschen hatte er das Vertrauen, daß er in heikelen

Lagen ihm beistehen würde, ihn vertreten und beraten.
Löwenpranke nahm an.

Fast alle Burschen hatten um Buchau geworben. Es liegt einem jeden an möglichst guten und ansehnlichen Leibfuchsen; denn von Leibbursch oder Leibvater zu Leibfuchs setzen sich innerhalb des Korps die Familien fort, die miteinander an Stolz und Stattlichkeit wetteifern. „Der Streber“, gemeint war Löwenpranke, — „hat natürlich den Bestengekirrt“, hörte ich einen Korpsburschen sagen. Ich, der ich zuvor dem beigepflichtet hätte, war jetzt der Ansicht, daß diese Bemerkung falsch sei. Mir schien das Verhältnis ganz natürlich zustande gekommen: sie hatten einer für den anderen etwas übrig.

Trotz des Hiebes auf den „Streber“ und sonstigem, was der Gesinnung der meisten Burschen entsprach, wurde Löwenpranke kurz darauf zum ersten Chargierten gewählt.

VIERTES KAPITEL.

DREI Abende wöchentlich pflegten die Korps, – außerdem noch andere Verbindungen, – den Biergarten zu besuchen. Man saß unter alten Bäumen, Linden und Roßkastanien, an langen Tischen, jeder Bund auf angestammtem Platze. Rings herum an den Gartenwänden, zum Teil in Lauben und Lusthäuschen, hatten Bürgerfamilien, Beamte, die Offiziere der Garnison gewohnten Aufenthalt und waren auch Gelegenheitsgäste zu finden.

Unser Platz bezeichnete fast die Gartenmitte. Grade die schönsten, breitfingrigsten Kastanien schirmten über ihm; nun standen sie in Flor, und der Tisch, obwohl er vor unserm Kommen gesäubert war, bedeckte sich mit den abgewelkten, bräunlich werdenden Blüten und mit verdorrten Staubgefäßen; klebrige Schuppen der jungen, noch aufspringenden Blätter lagerten sich darauf.

Es machte größeres Vergnügen, zur schönen Jahreszeit hier, als in den Kneipen zu sitzen. Den leisen Hauch der Bäume zwar merkten wir bald nicht mehr vor dem Geruche, der aus den Krügen stieg. Aber der stärkere Fliederduft von den weitergelegenen Hecken des Gartens her, aus den benachbarten Bürgergärten und Anlagen kam voll bis zu uns. Die Musik gab Regheit, auch Genuß. Wir sahen über uns zwischen dem Laub, wie das Dämmern langsam zur Dunkelheit wurde und

wie der erste Stern aufglomm. In die Pausen der Musik schlug die Nachtigall. Manchmal fand sich eine Stimmung, die den Kreis so übermannte, daß nur wenig gezecht ward. Da waren die Gespräche noch die lebhaftesten und gehaltvollsten, da keimten mitunter tiefere Freundschaften auf. Und wenn man heimging, – gern und genießend durch die Nachtluft heimging, – nahm man den Weg über die grünen, bepflanzten Stadtwälle, unterhalb derer in den Gräben duftendes Holz stand, das bevölkert war mit Nachtigallen. Die im Korpshaus wohnten, hatten den Heimweg fast ganz durch dies klingende Grün zu machen; an ihrer Wohnung schlugen die Nachtigallen so, daß sie nicht schlafen konnten. Wir anderen begleiteten sie möglichst lang und scheuten, ob wir auch müde waren, den Umweg nicht, ehe wir uns in unsere Gäßchen schlugen.

Es gibt Tage, an denen einem viele Freuden widerfahren; man nimmt sie wie gehäufte Gaben hin. Grad in der Jugend, wo eine Freude das nachgiebige Gemüt so leicht erschließt, strömen sie ein im Schwall und füllen es während der kürzesten Spanne. Von der Freude gilt besonders, daß gegeben wird dem, der hat. Das schüchterne Bewußtsein der Anziehung, die, seit ich Buchau erblickt hatte, von ihm aus an mir rührte, war auf dem Spaziergang, wo ich ihn gründlich sah, zur großen Freude an ihm aufgeschossen. Sie bedeutete

allerdings noch nicht viel mehr, als die Freude, die man an schönen Tieren hat; an einem guten Hund, einem edlen Pferde. Aber, wo solche Freude empfangen wird vor einem Menschen, ist sie zu einem Teil Bewunderung. Der Weg, der unfehlbar zur Anhänglichkeit führt, war betreten. Nur für eine Weile hatte Löwenpranke mich verstört. Die Freude richtete sich auf, die mich nun als warme, liebenswürdige Stimmung trug und mich trieb, Buchau als ihrem Geber nahe zu kommen.

Ich freute mich schon, als ich sah, daß er sich am Platze neben mir aufstellte; er wartete; als Wulkow und Thalmüller sich gegenüber setzten, ließ er sich nieder. Sie schienen sich verabredet zu haben, bei einander und bei mir zu bleiben, daß die Gemeinschaft, die sich auf dem Gange so gut bewährt hatte, fortbestünde. Die anderen Füchse nahmen das zum Vorwand, um scherzeshalber ein Angriffsbündnis zu schließen. Sie suchten durch Vortrinken Buchau und Thalmüller zu behelligen; der jedoch war ebenfalls recht trinkfest. Wulkow zwar hätte man leicht in Bedrängnis bringen können; aber seit einigen Tagen war ihm das Trinken vom Arzt verboten worden. Ich als älterer kam nicht in Betracht, da jüngere den Satzungen nach mir nicht zutrinken durften.

So vermochten wir trotz der anderen unsere Sondergespräche zu halten. Ich war in der Laune zu werben;

ich redete viel; vor allem auf Buchau hatte ich es abgesehen.

Wir kamen auf Jagdgeschichten.

Ich beschrieb den Entenzug in meiner Gegend:

Da gibt es ausgedehnte Süßwasserstrecken, haßartige Bildungen längs der Küste, landeinwärts Seen, durch Gräben miteinander verbunden. Kleine Gehölze, – meist von Eschen, – stehen dazwischen, innen voll mannshohen Brennesselgestrüpps und durchrankt von wildem Hopfen. Erschlingt sich von Stamm zu Stamm; steigt und sinkt nieder; – die gelblichen Blütentrauben fallen herab wie Quasten; – er verwirrt den Wald. Solche Wälder durchschneidend und Wiesen laufen die Gräben, – schwarzen Wassers, schilfbestanden. Im Frühling blüht darauf die Schwertlilie; es folgen andere Wasserblumen; gelbe Mummeln findet man auf den einen, auf den anderen weiße Wasserrosen.

Wir pflegten gen Abend einen Kahn zu nehmen und die Kanäle, – stoßend, – abzurudern, bis wir auf einem der Seen waren. Um die Zeit war die Sonne noch nicht untergegangen; sie stand tief, irgendwo hinter dem Schilfe, und drüben am Himmel sah man über den leichtgrauen Dunst die gelblichen Strahlen laufen; die Neuntöter tschakten am Wasserrand auf den Schirmen der Bärenklaudolden; der Rohrspatz lärmte.

Wir fuhren auf dem Wasser hin und her; hie und da etwas erlegend, bis es die Stunde des Entenzugs ge-

worden; dann trieben wir den Kahn ins Schilf hinein und hielten uns im Verstecke: Wir standen geduckt und harreten der vorüberziehenden Schwärme, der großen Stockenten und der kleinen Kricken; manch seltener Wasservogel, den man noch nicht kannte, ward gleichfalls erbeutet. Man hörte die Schüsse den Schilfrand entlang, vom Ufer oder von anderen Kähnen aus sich wiederholen; sie scheuchten neue Schwärme auf oder ließen den einen Richtung ändern oder umkehren; die Enten flogen auch verwirrt am Himmel einher, zerstreuten, vereinigten sich, beruhigten sich wieder. Wieder ein Schuß und dasselbe geschah. Manchmal verschwand ein Schwarm oder fiel ins bergende Schilf ein. Wenn es dunkler geworden war, hörte man nicht nur die Schüsse des Nebenmannes und roch bei gewissem Winde sein Pulver; man sah auch ferne, ehe der Knall kam, das Gewehr blitzen. Dann war das Büchsenlicht vorbei; der eine oder andere knallte noch erfolglos. Man trieb den Kahn aus dem Schilf in den bleigrauen See; stieß durch die Gräben heimwärts, den Eschenwald entlang, in dessen Kronen, vom Schlürfen des Bootes beängstigt, sich die verschlafenen Krähen regten.

Auch Buchau sprach von Wasserjagden:

In seiner Heimat waren sie beschränkter. Das Wasser von Seeau, nach dem sein Stammort hieß, war so gut wie ein Teich; es gab die Buchauer Parkteiche. Es gab

im Tal den Strom, dessen Tierwelt jedoch vom Schiffsverkehr gelitten hatte. Wir fanden Gemeinsames und Besonderes unserer Gaue und hätten jeder gern den des anderen gekannt. Ich wenigstens hatte den Wunsch und schloß auf das gleiche bei Buchau, obwohl kein Wort davon gefallen war.

Er sprach auch von einer Wasserburg nahe dem niederen Rhein, wo er zu Besuch gewelt hatte.

Thalmüller, dessen Vater Präsident des Bezirkes gewesen war, in dem dieses Schloß lag, und der sich des Besitzers von damals her entsann, fragte, woher Buchau ihn kannte.

Der antwortete, eine seiner Kusinen habe nach Niederdeutschland geheiratet, ins Hannöversche, einen Bleckede; der sei mit mehreren üerrheinischen Familien verwandt gewesen, darunter den Drostern zur Gracht. Mathilde habe ihn einmal dorthin mitgenommen. Er war damals siebzehn Jahr alt.

Thalmüller erkundigte sich auch nach den Söhnen des Hauses.

„Der eine ist bald darauf gestorben“, berichtete Buchau, „plötzlich; man möchte sagen, ohne daß er einen Grund dazu gehabt habe. Er war so selten schön! Ich habe ihn nur damals gesehen, während der wenigen Tage. Der andere ist in Sumatra. Du weißt, der Vater ist lange in Niederländisch-Indien gewesen. Daher ist nun auch der Sohn dort; er soll sich umsehen und lernen“.

„Er hätte bei uns aktiv werden sollen“, entschied Thal-
müller.

„Er hat Sumatra vorgezogen“, meinte Buchau. „Der
Vater hat ihn nicht gezwungen; es wäre ihm wohl auch
nicht verwehrt worden, herzukommen, wenn er dazu
Lust gezeigt hätte. Übrigens, ist nicht Herr von Droste
bei unserem Kartellkorps, den Allgäuern, erster Char-
gierter gewesen?“

„Ja“, sagte der andere, „soviel ich weiß, zweimal“.

Wieder geriet man im Gespräch auf neues: Erlebnisse
und Geschichten; auch von den anderen nahmen ei-
nige an der Unterhaltung Teil. Von Landschaft zu
Landschaft führten uns die Berichte. Mit dem Dunkeln
der Stunden legten sich Schatten auf die Bilder: die
Wiesen wurden neblichter, die Wälder rauschender,
dichter; Getier und Holz am Wege nahmen unbe-
stimmte Gestalt an; und schon ahnte man Wesen, von
denen der Tag nichts weiß und die uns Kindern des
Tages nicht hold sind. Es begannen die Grusel-
geschichten.

Lüddecke war der erste, mit dem das Grauen kam. Wul-
kow verharrte halbgeschlossenen Auges: er schauerte
so, daß man sein Beben sah und sein Gesicht sich ver-
zerrte; doch regte er, kaum daß sich die Geschichten
legten, sie immer wieder an, wie wenn er besessen wäre
von einem, der ihn quälte. Obwohl wir gedrängt zu-
sammensaßen, erwachte in jedem der Trieb, an Ein-

samem zu rühren; und er begehrte zu schauern. Da wird es einem zumut, als ob ihn die Leere umgebe, ein kalter, seltsam bevölkerter Raum, der sich zwischen ihn und das nächste Lebendige legt: wie weit sitzt ihm der Nebenmann entfernt! Wie weit gar scheint die Reise bis über jene Büsche! Wie wäre es, über den Friedhof zu gehen! -- Und man schmiegt sich an den Nachbarn, nicht preisgegeben zu sein der Leere, nicht verloren zu sein in dem von uns selbst heraufbeschworenen Grauen. Und doch, wie Wollust flutet es über einen; als Wollust kostet die Jugend das Grauen.

In solcher Stimmung sitzt man da und hält an sich, wie der Lüstling voller Geschichten, nur daß es Geschichten des Grauens sind, die heraus müssen; wie die Wollustgeschichten, die ausbrechen, noch ehe der Vordermann geendet hat. Oder auch, trotz der Begier, sich zu entladen, sitzt man im Banne dessen da, auf das man grade lauscht. So kommt es zur Stille.

Schließlich war es nur Buchau, der erzählte. Wenn er darstellte, ward der Spuk, dem wir trotz der Angst den Glauben weigern, etwas Überzeugendes, Notwendiges, Verhängnisvolles. In diese Stimmung brach Wulkow ein, der geraume Zeit wie abwesend geschienen hatte:

„Berti!“ – er war der einzige, der Buchau den abgekürzten Namen gab, – „du bist ein Dichter!“ – Buchau gab darauf nicht acht. – „Du solltest schreiben, was du siehst, Berti! Du siehst so viel!“

„Wozu?“ entgegnete der, „was man nicht ganz gut kann, sollte man bleiben lassen“. – Wulkow beharrte: „Das ist nicht richtig. Versuche es nur! Übe dich, du wirst es schon können“.

„Vielleicht“, erwiderte Buchau, „ich habe aber keine Lust. Ich freue mich am Sehen; warum soll ich mir diese Freude durch Gequäl verderben. Wenn es mich zum Schreiben triebe, wäre es etwas anderes“.

„Und treibt es dich nie?“ fragte Wulkow. „Nie“, sagte er, . . . „ich bin nämlich sehr faul“.

Indessen hatte ich mich in Wulkows Einfall, davon das Gespräch die jüngste Wendung nahm, geradezu verbissen; er griff mir zu tief ins Radwerk der eigenen inneren Geschichte:

Als Kind auf dem Lande lebend, in Wald und Natur, angeleitet von einer empfindenden Mutter, die ringsum Bilder sah und Töne hörte, mehr vielleicht, als es im Alltagsleben zuträglich schien, früh schon der Liebe untertan, obwohl ich lange nicht wußte, was es wäre, kam ich bald dazu, was ich aufgriff, in Klang und Reim zu schließen. Der Trieb ward mählich bewußt; als wir in den höheren Klassen der Völker Dichter lasen, zum Wunsch, ihnen nachzueifern. In meinen schlimmen Frühversuchen fand ich die Befriedigung einer geliebten Tätigkeit; der Ehrgeiz wies ins Weitesten. Jetzt aber glaubte ich an mein Unvermögen. Um die Zeit des Abiturientenexamens begannen die Zweifel an mir; drum

wars auch so leicht gewesen, mich auf fremde Bahnen zu treiben. Doch es waren nur Zweifel; die Überzeugung meiner Nichtigkeit kam mir erst im Korps, erst hier. Da fühlte ich alles in Dämpfen des Bieres untergehen, jede Fähigkeit erlahmen; der Wille war gebrochen, ich sah eine Zukunft ohne Willen, ohne Streben, ohne Freudigkeit: ich hielt mich für ausgelöscht.

Die Sache aber, die Sache, für die ich hatte wirken wollen! Trotz des Verzichtes war sie mir heilig geblieben. – Nach meinem Abiturientenexamen hatte man mir eine Fahrt nach Florenz gestattet: in den Uffizien hatte ich ein Bild gesehen: es war eines jener vornehm grauen Bildnisse Moronis; wiewohl lange nicht das schönste von ihnen. Den es darstellt, ist ein Bergamasker Kavalier; eine schlanke Erscheinung in ganzer Gestalt, spanisch schwarzen Kleides, trotz aller Männlichkeit und des Bartes ein wenig weich und leidend; mit beinahe künstlicher Gebärde weist er auf eine Flamme, die aus einem Becken loht; auf dem Sockel, drauf das Becken steht, ist die Schrift zu lesen, – wohl die Devise des Mannes:

„Et quid volo, nisi ut ardeat“.

„Was will ich denn anderes, als daß sie brenne“, – ich meinte die Flamme, – übersetzte ichs mir, da ich die Worte des Evangeliums in der lateinischen Fassung nicht erkannte; – und hatte meinen Wahlspruch gefunden; als ich mich aufgab, blieb er mir trotzdem vor-

geschrieben. Die Flamme war alles, ich nichts. Durfte ich nicht von ihr glühen, wollte ich doch, wie ich sagte, „Diener am Lichte“ sein. Mein Wunsch war seitdem, einem Kommenden zu begegnen, einem Stärkeren, der erfülle, was mir versagt war, dem ich aber diene, dem ich helfe, den ich stütze; den ich entfache, falls seine Glut noch in Schlummer lag. – Buchau? War der es? Was hätte mich denn sonst so sehr zu ihm gezogen? Mußte ich das durch einen Zufall, – auf Wulkows Bemerkung hin, – begreifen?

Ich war noch ein Tölpel; ich wußte nicht viel von der leisen Kunst des Beredens. Wulkow hatte die Frage angeregt; ich nahm die Erörterung auf und versteifte mich, sie in meinem Sinne durchzuführen. Ich predigte. Er habe ein Pfund, das dürfe er nicht vergraben, der Mensch lebe nicht für sich allein, waren Gründe, mit denen ich ihm zusetzte. Sie fruchteten nichts. Er enttäuschte mich mit dem „unethisch-hedonistischen“, doch unwiderlegbaren Gegengrunde: „Warum sollte ich mich plagen, wenn ich mich anders wohl fühle?“

„Ja, wie denkst du dir dein Leben!, hast du keinen Ehrgeiz!“ rief ich.

„Gar keinen“, sagte er.

„In den Staatsdienst wirst du wohl auch nicht treten“, meinte ich.

„Nie und nimmer“, sagte er, „anderen etwas vormachen

und sich dadurch Karriere sichern, ist ekelhaft. Ich bleibe, was ich bin“.

„Was wirst du denn tun?“ fragte ich.

„Ich habe Buchau“, sagte er.

„Willst du ernstlich Landwirtschaft treiben?“

„Soweit es nötig ist, ja; und das am ehesten und am liebsten. Vielleicht trete ich auch ganz ins Heer und werde Offizier: das tät ich eigentlich noch lieber; doch, um mich zu tummeln, zu reiten; wenns mal dazu kommt, in den Krieg zu ziehn; nicht, um Feldmarschall zu heißen“.

„Schade“, murrte ich, „und du scheinst, kraftstrotzend wie du bist, zu fruchtbarem Leben veranlagt! Hast du denn gar keine Triebe?“

„Ich Triebe?“ – besann er sich – „ja; ich reite gern, ich spaziere gern, ich klettere auf Berge, ich habe den Drang, was sich meinen Armen entgegenstemmt, zu überwinden; mit dem Bewußtsein der Leibeskraft in Gefahren zu stehen! Das ist schön! – Ich höre gern gute Musik, gute Gedichte, lese gern, – nur sollte es nicht zu kopfanstrengend sein. Auf alles das habe ich Lust. Gern würde ich auch noch ein Stück Welt sehen; ich verwachse so sehr mit den Orten, die mir gefallen haben; ich bin an so vielen zu Hause. – Doch Triebe, – etwas zu leisten? . . . es gibt sie ja; ich verstehe auch, wie es einem zumute ist, der sie hat; mag sie auch selbst mal gehabt haben. Ich verstehe das, wie ich allerlei Fremdes

verstehe: Menschen, die anders denken, die tun, was ich garnicht will und wohl auch garnicht kann. Weißt du? Mich ekelt auch nicht vor Verbrechern; ich verabscheue sie nicht; nur kann ich, scheint mirs, ihre Handlung nicht begehen. Verstehen ist doch so natürlich: als Soldat habe ich unter unseren Gemeinen gelebt; sie merkten bald nicht mehr, daß ich nicht von ihnen war. Ich habe, – sagte ich dirs nicht schon? – in den römischen Bergen mich wochenlang unter Hirten herumgetrieben. Ich habe mit Wanderburschen auf der Walz Brüderschaft gehabt; ich komme mit euch gut aus. Aber ich bin ebenso gern allein, lange Zeit, – und glücklich, ohne jemanden zu vermissen; freilich pflegte ich dann ein Tier um mich zu haben. Doch, – ich glaube, – ich könnte es auch ohne Tier aushalten und guter Dinge sein; ich habe es nur noch nie versucht“.

„Du könntest wirklich nie vermissen?“ unterbrach ich ihn.

„Nie“.

„Hast du nie jemanden vermißt?“

„Soweit ich mich entsinnen kann, nie“.

„Das kommt von deiner erstaunlichen Anpassungsfähigkeit“, fiel Thalmüller ein. Wulkows Gesicht war beim Zuhören eitel Spannung. Seine Blicke hingen an Buchau; sie umklammerten ihn. Buchau wandte sich an Thalmüller:

„Ich habe nichts von erstaunlicher Anpassungsfähig-

keit. Ich werde mich nie meiner Umgebung wegen ändern. Aber man weiß doch selbstverständlich in jeder Gesellschaft, mit wem mans zu tun hat und was man zu tun hat, damit man miteinander auskomme. Die Menschen sind auch immer gut zu mir“.

„Weißt du stets, mit wem du zu tun hast?“ fragte Thalmüller.

„Nicht genau; doch irgend ein Gefühl gibt es doch vor jedem; auch vor dem Vorübergehenden der Straße. Außerdem glaube ich, daß kein Mensch mir mit Willen Böses tun wird und zu tun vermag. Sollte es dennoch solche geben, ich würde es ihnen ansehen; wenn ich einen neuen Menschen oder mehrere sehe, ist mirs, als hätte ich sie gekannt. Mir geht es mit neuen Menschen, wie wenn ich eine neue Landschaft, ein neues Bild sehe, ein neues Gedicht, ein neues Musikstück höre. Ich habe das alles schon gekannt“.

„Das begreife ich nicht“, meinte Thalmüller. „Mir ists, als ob ich vom Neuen ganz zerschlagen werde. Grade die Stärke dieses Eindrucks gibt mir den Genuß. Keine größere Wonne, als Neues zu erfahren, kennen lernen!“

„Ich empfinde das nicht“, entgegnete Buchau: „Kaum je hat mich etwas überrascht. Niemals habe ich nach Neuem begehrt“.

„Wie trieblos!“ stöhnte ich. „Muß dir nicht alles unsagbar langweilig vorkommen!“

„Warum?“ fragte er.

„Weil dir alles bekannt scheint. Weil dich nie die Erregung des Neuen durchschüttelt“, sagte ich.

Er antwortete: „Nein. Alles wird mir desto lieber, je öfter es mir begegnet: Der ewige Sonnenuntergang am Meer. Die Ebene mit dem Blick auf geformte blaue Berge. Pästum. Die Arie der Gräfin aus Figaros Hochzeit. Reiten oder eine andere luftige Bewegung. Wirst du überdrüssig, weil du kennst? Je öfter du etwas hast, desto schöner, meine ich, wird es; je weniger etwas überrascht, desto schöner ist es. Je öfter ich sehe, desto tiefer dringe ich. Endlich kenne ich ganz tief. Ich sehe die ganze Welt wie einen Überfluß vertrauter Bilder an; sie ist mir ein Überfluß lieb gewordener Bewegungen und Töne. Ein und dasselbe genieße ich immer wieder, immer wieder stärker; und bin glücklich“.

„Auf die Art wirst du niemals vorwärts kommen“, meinte ich. Wulkow griff ins Gespräch ein:

„Er wird auch nicht vorwärts kommen. Er braucht es nicht“.

„Jedermann muß es“, rief ich.

„Das glaubst du, weil du das Müssen fühlst“, hielt mir Wulkow vor: „Einige gibt es, die das nicht nötig haben. Vielleicht ist Buchau von ihnen“.

Er raunte wieder derart, daß es die andern nicht hörten:

„Genau weiß ich es nicht, obwohl ich den Ärmsten so ausforsche, daß er mich für einen Blutsauger halten muß. Daß es Leute gibt, die nicht vorwärts zu kom-

men brauchen, ist ziemlich sicher; in den Büchern, die ich dir versprach, wirst du das finden. Ich möchte solch einen Menschen treffen; ich will ihn ganz durchschauen. Ich suche ihn überall, um zu erfahren, wieweit, was da geschrieben steht, wahr ist“.

Ich ließ mich nicht überzeugen und predigte weiter. „Was soll aus dir werden, Buchau!“ entsetzte ich mich.

„Werden?“ sagte er. „Einmal sterbe ich doch. Lange dauert es nicht bis dahin. Und es gibt so viel Schönes zu sehen!“

„Du lebst über neunzig Jahre!“ rief ich.

Er sprach: „Ich glaube es nicht. Das wäre auch viel zu viel. Ich verstehe nicht, alt zu sein. Und . . . ich glaube zu wissen, wie ich enden werde; ich wünsche mirs auch nicht anders: früher oder später gibt es Krieg, – wahrscheinlich wird es bald dazu kommen. Dann bin ich entweder schon Offizier, oder anderweitig im Heere. Und dann; – es ist ein wunderbarer Tag; übers ganze Feld hin wonnig. Wir reiten Attacke: erst gehts in scharfem Trab, dann das Signal, ein Übergang, wir sind im Galopp. Es geht geschwinder, geschwinder; ich bin dem Zuge voran; – oder je nachdem – ich bin auch innen, bei den prächtigen Jungen, solchen wie die, mit denen ich gedient habe. Es geht weiter, Sprung, Sprung, rascher, rascher, Karriere, immer entgegen der Luft, die mich umschlägt, – es rauscht; aber es prasselt auch, näher, immer näher. Immer umschlägt sie mich noch,

die Luft, immer stärker, – geschwinder, – da plötzlich schlägt mich ein anderes an, auch mein Pferd. Wir überschlagen uns; die Bewegung ist zum Pfeilschuß geworden; das Pferd liegt weit hinten, ich fliege, fliege vor, fliege. Es fliegt sich wundervoll! und bin tot!“

Ich fragte mich, ob er berauscht war; er schloß: „Und ich weiß genau, wie das tut“.

„Wie kannst du das wissen?“ wunderte sich einer.

„Das kommt daher“, fuhr er fort: „Ich überschlug mich einmal mit dem Pferde; und verlor das Bewußtsein. Das war so ein Flug gewesen, so rasch, so wundervoll, solch ein Glück der Bewegung. Das war vielleicht solch ein schlagend großes Gefühl wie bei euch, wenn ihr Neues findet“.

Thalmüller neckte: „In einer Schlacht ist er noch nicht gefallen; wenn ihm das widerfährt, wird es ihm endlich etwas Neues bedeuten. Und das, was ihn so anschlägt, – er sagte doch so, – ist wohl eine Kugel? Die hat er sicher noch nicht erlebt; sonst wäre er nicht hier“.

Buchau scherzte mit: „Freilich würde die für mich etwas Neues bedeuten. Ich bin in der Tat noch nie erschossen worden; all das Rot dann vor den Augen ...“, er veränderte den Ton: „Lassen wir das Reden vom Tode; man sollte nicht zu oft davon sprechen“. – Er reckte sich auf und sog die Luft ein: „Wie wundervoll ist dieser Abend! ... Kastanienduft!“ ... Er war der einzige, der ihn vernahm.

„Und die Nachtigall!“ sagte Wulkow.

„Es war ein köstlicher Tag“, meinte ich. „Der Kuckuck, die ersten Segler, nun die Nachtigall!“

„Ein guter Tag!“, meinte wieder Buchau.

„Wir haben ihn ganz im Freien verbracht“, sprach Thalmüller.

„Wir sind nicht ganz im Freien“, sagte Buchau. „Wie müßte erst die Nacht da draußen sein! im Tau, im Walde“.

Jetzt wollte ich abermals fragen, warum er sich der Freiheit begeben habe; doch vom oberen Tischende klang es: „Füchse gehn nach Hause!“

Wir mußten aufstehen, sagten gute Nacht. Auf dem Rückwege mischten sich andere in unsre Gespräche. So ward ich verhindert, zu fragen. Wulkow flüsterte mir beim Gehen zu: „Lies nur die Bücher; ich werde sie dir bringen. Ich glaube, ich bin auf der Spur“.

FÜNFTES KAPITEL.

DER Tag stand bevor, an dem ich zum vierten Male fechten sollte und je nach dem Erfolg das Burschenband erlangen. Meine zweite Mensur hatte Mängel gezeigt und den Anforderungen nur so weit entsprochen, daß sie gerade als gültig angesehen werden konnte. Die Mahnung Löwenprankes, mich besser zu halten, die sich darauf bezog, hatte mich nur gewundert, weil ich wußte, er habe sich sonst in derartigen Fällen jedes Beratens enthalten, und, weil von dem, womit er die Hauptsache verbrämte, mir manches nicht weniger bedeutsam vorkam, als sie selbst.

Von mir aus betrachtet, war seine Mahnung nicht nötig gewesen. Ich hatte bei jener Entgleisung einen schlechten Tag; die dritte Mensur gelang trotz eines schwierigen Gegners; den Erfolg der vierten setzte ich ohne alle Bedenken voraus: ich fühlte mich körperlich gut aufgelegt, Herrn meiner selbst und sicher; ich war nicht im mindesten unruhig; brauchte ich mich doch nicht, wie an schlechteren Tagen, vor der eigenen Unruhe zu fürchten. Aber es fehlte mir auch das Gefühl, vor einem wichtigen Ereignis zu stehen, das viele vor der Entscheidungsmensur zu haben sich wenigstens einbilden und das, wo es wirklich vorhanden ist, sich zu freudiger Ungeduld, brennender Lust steigern mag. Wir saßen am Vorabend in der dumpfen, niedrigen Kneipe, jenem Raume ähnlich einer Kegelbahn, von

dessen Stimmung und Reiz ich gesprochen habe; wir pflegten dort nicht nur täglich beim Frühschoppen zu weilen, sondern auch an gewissen Abenden, darunter an denen, die Fechttagen vorangingen. Wenn irgendwo, hätte ich hier das vermißte Gefühl empfinden sollen, wo einen Erinnerungen, die damit zusammenhängen, umrauschten. Es ließ sich nicht beschwören; es blieb aus trotz meiner Versuche, es mit dem Willen zu zwingen.

Dennoch hatte ich dies Gefühl gekannt. Als etwas Wunderbares wars über mich, damals, vor der ersten Mensur gekommen. Da hatte ich mich unter den anderen einzig gefühlt, als ob nur ich allein vorhanden wäre: ich hatte mich allein gefühlt, ich mich ganz als mich selbst, alle anderen um mich herum als Nebensächliches, als Bilder. Denn **ich** sollte fechten; ich glaubte, ich sollte etwas tun, etwas leisten; ich wußte, daß es nicht ohne Schwierigkeiten war, daß ich etwas zu überwinden hatte, und wußte, daß ich es überwinden konnte; ich war darauf gespannt, ob ich es überwinden würde und, da ich wußte, daß ich es konnte, war die Spannung eher Hoffnung, war Zuversicht. All das war auch neu; das, was sich mir entgegenstellte, wie das, womit ich entgegentrat; es war darin so viel Unbekanntes, daß die Bedeutung der Aufgabe sich so anders denken ließ, als sie war, sich so übertreiben und steigern: und ich steigerte mich an ihr; mir kam es

vor, ich sollte eine Heldentat tun und, weil mirs so vorkam, schien mir auch die ganze Einrichtung verklärt, die das von mir verlangte: ich war einen Abend lang begeisterter Korpsstudent. Mir war zumut wie dem Krieger vor dem Sturme, wenn ihm das Bewußtsein des Vaterlandes den Leib durchschwellt; wie ein solcher, sah ich nur vorwärts; – ich muß auch körperlich so ausgesehen haben, als sähe ich in Fernen: die Lippen hatten sich, wie beim Begehren, gekräust; die Augen waren heiß geworden; im Kopfe hörte ich Laute, Worte, – ein Tönen, ein Sausen. Der Körper war voll der Schauer, die ein lang Entbehrender wieder im Kusse findet.

Das Gefühl kam nicht. Ich war schon abgehärtet; wie man sagt, ich war abgebrüht. Ich kannte alles, ich sah keinen Helden, kein Heldentum, keine begeisterungswerte Sache. Ich wußte nur: morgen würde ich jemand gegenüberstehen; wir würden eine Zeitlang aufeinander schlagen, und ich würde ganz kaltblütig sein; dafür dürfte ich mir abends ein buntes Band umlegen und war gehalten, maßloses Glück zu fühlen, weil andere darin einen Vorzug sehen.

Vollends verhalf mir dazu Weida, den kommenden Tag nüchtern zu betrachten, grade weil er überschwängliche Wichtigkeit ihm für mich beimaß. Ich hatte Weida zum Nachbarn; auf der anderen Seite die Füchse, zunächst Lüddecke, dann einen anderen, dann Buchau.

Wulkow fehlte; es ging ihm schlecht, seit er eine — Weile wieder mitgetrunken hatte; letzthin verbot ihm der Arzt nicht nur das Trinken, sondern auch, den Abendkneipen beizuwohnen.

Weida war von meinen Zeitgenossen; er hatte vor drei Wochen das Burschenband erhalten. Seine Teilnahme an dem, was mich betraf, auszudrücken, hatte er sich diesen Abend von seinem gewöhnlichen Platze an meine Seite verfügt.

Es war an ihm nichts Böses zu finden; seine mir werteste Eigenschaft war musikalische Begabung, dank deren er sich zu leidlicher Fertigkeit auf dem Klaviere ausgebildet hatte; doch floß in sein Spiel stets etwas Sinnliches ein. Das kam daher, daß ihm auf diesem Gebiet ein lauterer Unterscheidungsvermögen fehlte. Auf anderen war es ebenso: es gab kein Weib, vor dem er nicht erregt worden wäre, ohne jedoch, — außer vor dem leicht Gewinnbaren, — eine Äußerung zu wagen; so vermochte er sich nicht von der Lüsternheit zu befreien. Damen war er angenehm. Sie empfanden unbewußt die sinnliche Strömung und konnten sicher sein, daß er sich nie etwas erlauben werde. Vor Frauen, die nicht Gesellschaft waren, hörten seine Bedenken auf; nach dem Gebrauche aber verachtete er und glaubte sich berechtigt, zu schimpfen. Er galt für sehr deutsch und, falls man das Maß von mittleren Kreisen nimmt, war er es in der Tat nach den geschilderten Zügen, die aus ununter-

schiedenen Gefühlen und der Unbedenklichkeit folgten, mit der er auf hergebrachten Wegen ging.

Er sprach nun vom Glück, das ich empfinden müßte vor einer solchen Entscheidung, wie sie das Fechten ums Burschenband in seinen Augen war; sprach vom Glücke, das ich erst recht empfinden würde nach der Entscheidung. Geraume Zeit den Abend über sprach er davon zu mir. Er erzählte, wie er die Nacht, nachdem er das Band erworben hatte, sich nicht davon habe trennen wollen und beinahe, das Nachthemd damit umschlungen, zu Bette gegangen sei -- oder das Band um den nackten Leib; denn er entsann sich nicht, ob er nüchtern genug, ein Hemd anzuziehen, gewesen wäre. In Wirklichkeit habe er schließlich doch das schmerzliche Opfer gebracht, da er morgens ohne das Band um die Brust wach geworden sei. Er schilderte die Wonne, mit der er es neben sich auf dem Nachttisch liegend gefunden habe.

Anderen war es wohl ebenso ergangen und sie hatten das gleiche gefühlt; aber sie taten damit nicht so laut. Von dem oder jenem erzählt, hätten mir diese Geschichtchen harmlos und rührend geklungen. Doch der ganze Mensch wirkte mit, von dem sie kamen. Vielleicht hätte ich unter anderen Umständen sie selbst aus Weidas Munde erträglich gefunden. Nun aber war das auf mich gemünzt; klang wohlwollend, salbungsvoll. Fürsorge aus Unterschätzung glaubte ich

herauszuhören. Weil unterstrichen wurde, was ich wichtig zu nehmen selbst willens war, ärgerte ich mich und konnte nun nicht mehr dahin gelangen.

Dennoch fanden sich Augenblicke, an denen ich Freude hatte: große Freude, wenn auch nicht der erwarteten Art.

Es pflegten in dieser Kneipe - so abends wie zum Frühschoppen - Blumenverkäuferinnen an die Tische zu kommen. Ihnen wurde genug an Nelken, Rosen oder kleinen Sträußchen abgekauft; die warf man denen zu, denen man besondere Gunst zugedacht hatte, oder nach deren Gunst man strebte. Hier war es, daß jugendlicher Anmut die meisten Sträuße gezollt wurden; oft traten gerade da die echtensten und großherzigsten Gefühle vor. Man durfte durch die Gabe des Hübschesten, das es gibt, werben und auszeichnen; in einer Weise, die anderswo, weil nicht herkömmlich, auffallend gewesen wäre, hier aber alter, geheiligter Sitte entsprach. Sie überlebte aus der Zeit empfindsamer Gefühle. An den Abenden vor den „Bestimmtagen“, - den Tagen an denen gefochten wird, - fehlten die Blumen nie. Die „Bestimmten“ wurden stets damit ausgezeichnet; die Blumen waren das stumme Zeichen der guten Wünsche; besonders herzlich schenkte man sie denen, die am andern Morgen zum erstenmal vor die Klinge traten, und denen, für die das Band zu erfechten war. Man überschüttete mich aus allen Richtungen mit

Sträußen; mein Gegner vom kommenden Tage, den ich einigermaßen kannte, schickte höflichen Grußes mir vom Tisch seines Korps einen zu. Löwenpranke ließ mit glänzender Wurfgebärde den Blütenbund mir zufliegen, den Ausdruck im Gesicht, den er ihm gab, wenn er, um zu gewinnen, liebenswürdig war; mich freute es, obgleich ich bemerkt hatte, daß, bei solchen Gelegenheiten sich einnehmend zu zeigen, ihm einen Grundsatz bedeutete, bei dessen Einhaltung Gefühl, soweit er das hatte, nicht mitsprach. Ich freute mich über die Sträüße anderer Burschen, besonders der Jungburschen, - meiner Zeitgenossen, - denen ich mich in den letzten Wochen ferngehalten hatte; ich war mir, seit dem Anschluß an die jüngeren, ihnen entfremdet vorgekommen. Das gute Gedenken der Fuchse beseligte mich; besonders aber Buchaus: er hatte sich mit Hast zur Verkäuferin umgedreht, sie ungeduldig an seinen Platz gewinkt, dann, mit der großen Hand in ihrem Korbe wühlend, allen Inhalt durcheinandergebracht, bis er etwas, das ihm gut schien, gefunden. Dieses aber warf er mir nicht zu; er gab mir erst nickend ein Zeichen, daß ich mich danach ausstrecken solle, dann reichte er mirs hinter denen, die uns trennten, in die Hand, daß sie beim Greifen von der seinen gestreift wurde.

Noch einmal diesen Abend kostete ich die gleiche wohltuende Stimmung: das war, als wir, die wir fech-

ten sollten, um auszuschlafen, eher als die anderen nach Hause gingen und gute Nacht sagten. Wie zuvor im Blütenstrauß sprach sich nun im Händedruck die freundliche Gesinnung aus. Ich durfte alle als ehrlich empfinden, auch den Händedruck Löwenprankes, der maßvoll war, ohne Betonung, den aber sein geschicktes Lächeln hob. Selbst Weida war ich gut, als er mir die Hand schüttelte. Buchau umspannte sie und faßte sie so, daß ich zum erstenmal bewußt sein Wesen als etwas Stärkeres und tief Gutes empfand. Ich mußte ihn wieder mit einem großen Hunde vergleichen: einem großen Hunde, der mich beschützen wollte. „Lächerlicher Einfall!“ wehrte ich mich dagegen. „Ich schutzbedürftig? Konnte ein Fuchs mich schützen, der ich so viel mehr Erfahrung hatte und trotz aller Gewöhnungen dennoch so ungetrübten Blickes war!“

Meine Mensur lief ab, wie ich es erwartet hatte; es war an ihr nichts zu tadeln gewesen. Auf dem Stuhle, wo die Hiebe genäht wurden, empfing ich von den Korpsbrüdern im voraus Glückwünsche zum Bande; als ich wieder im Pauksaale war, tranken von den anderen Korps mir die, die ich kannte, zu, vor allem mein Gegner von jüngstens. Ich hatte ihm übrigens weniger, als er mir, anhaben können. Ich teilte beim Fechten nie viel erfolgreiche Hiebe aus; ich hatte meist das Ungeschick, flach zu kommen, und blieb so stets, was man einen „Stöpsler“ nannte.

Verbunden am Kopf und verklebten Gesichtes begab ich mich hernach zu Wulkow, der sein Zimmer nicht verlassen und sein Fehlen bei den Messuren entschuldigt hatte. Dergleichen pflegte bei uns zu verstimmen; doch geschah, zumal sich Löwenpranke, - der Erste, jeder Mißbilligung enthielt, diesmal davon kein Aufhebens. Einige Füchse gingen, ihn besuchen; ich traf sie, als sie zurückkehrten. Vor Wulkows Tür stand Weida, der gleichfalls nach ihm sehen kam; wir gingen zusammen hinauf. Ich fand ihn gelb und elend, aber er lag nicht zu Bette. Weida erkundigte sich nach seinem Befinden; sachlich, eingehend, im Beschützertone. Wulkow hatte ihn zum Leibburschen gewählt, daher sich Weida verpflichtet fühlte, für ihn zu sorgen; er erzog ihn zum „ordentlichen Menschen“; er hatte mit Kümmernis seinen geringen Eifer in Korpssachen festgestellt und war bestrebt, ihm die richtige Begeisterung beizubringen; dazu galt ihm Zureden und, falls das nicht genügte, Verachtungsbezeugung für das geeignete Mittel.

Ich bat Wulkow um die Bücher, die er mir auf dem Spaziergange zu leihen versprochen hatte. Er mutmaßte, daß sie in einer Kiste lägen, die auszupacken er vor Rausch und Elend von Tag zu Tag verschob, und ging auf den Flur nachsehen. Weida äußerte, als er fort war:

„Ich liebe nicht diese schlappen Leute; alles Unnütze haben sie gelesen, und vertragen können sie nichts. Hat

man uns je wegen einer Verstimmung auf der Kneipe fehlen oder gar Mensuren versäumen sehen? Da ist keine Zucht, keine Moral im Leibe!“

„Wir waren auch ganz andre, gesunde Kerls, wir“, meinte ich.

„Ja, da aber ist alles ungesund. Solche Leute sollten fort. Wir brauchen sie nicht“, antwortete er.

Ich erwiderte, daß auch ich Wulkow für keinen brauchbaren Korpsstudenten hielte und, daß es besser gewesen wäre, er hätte sich uns nicht angeschlossen. Aber, da man ihn nun einmal aufgenommen habe, sei ich dafür, Rücksicht auf ihn zu nehmen und ihn zu halten, solange es ginge. Wer aus dem Korps austrete, – sei auch der Austritt kein unehrenhafter gewesen, – gelte erfahrungsgemäß bei Familie und Standesgenossen für befleckt. Dies sollten wir nach Möglichkeit verhindern, zumal Wulkow in anderen Verhältnissen leistungsfähig sein könne und außerdem ein netter Junge wäre.

„Du bist ja selbst etwas verrückt“, war Weidas Antwort, „und, sobald jemand anders als andere ist, was ich eben verrückt nenne, hältst du dich zu ihm“.

Wulkow hatte die Bücher so verlegt, daß er sie nicht finden konnte. Ich versuchte mit ihm zu plaudern; wir kamen aber nicht in Stimmung; Weidas Gegenwart störte ihn. Dann klingelte es; der Arzt kam, ein Privatdozent der Universität. Wulkow stellte uns vor; dann gingen sie ins Schlafzimmer. Der Arzt erschien wie-

der: „Sie sind Korpsburschen“, wandte er sich an uns. „Könnten sie darauf sehen, daß Herr von Wulkow geschont wird. Er hält nicht viel aus“.

Weida entgegnete: „Er findet durchaus die nötige Schonung. Ich als sein Leibbursch stehe dafür. Ganz freilich können wir ihn nicht von Pflichten befreien. Vor allem jetzt, in der ersten Zeit, wäre es nicht an-
gänglich. Wir müssen unsere Leute auf Probe stellen, wir müssen wissen, wie weit einer schlapp ist oder nicht“.

„Ist es nötig, ihre Korpsgepflogenheiten so ernst zu nehmen? Ich dünkte, frei ist der Bursch“, bemerkte der Arzt. Weida, sah ich, verachtete den Doktor schon wegen des narbenlosen Gesichtes: „Pflichten nimmt man ernst oder garnicht“, sagte er.

Der Arzt wurde unmutig: „Pflichterfüllung zu bewähren, glaube ich, gibt das Leben ernstere Gelegenheiten. Ob einer die Pflicht tut oder nicht, darüber dürften andere Erfahrungen entscheiden, als die sich aufs Einhalten von Trinkgeboten gründen. Guttempler bin ich nicht; meinen Rausch habe ich auch gehabt. Von Pflichten sehe ich hier nur die eine, den nicht zu schädigen, der sonst gut fortkommen könnte“.

Weida war gereizt: „Wer nicht mitkann, dürfte wegbleiben“.

„Ganz recht“, sagte der Arzt: „just dasselbe habe ich soeben Herrn von Wulkow geraten. Ich kenne ihn gut genug; er hat nichts davon, wenn er bleibt“.

Ich hatte geschwiegen; Weida sprach, als rede er im Namen des Korpseistes; ich fürchtete, diesen Geist zu verleugnen. Der Arzt empfahl sich. „Scheißprofessor“ murmelte Weida.

„Nun“, fuhr er fort, „ich halte Wulkow nicht; wenn er schon so weit ist, daß er sich hinter Ärzte steckt, mag er gehen“. Da kam auch Wulkow hervor. Ich suchte Weida zum Aufbruch zu bewegen, damit er nicht Schlimmeres sage; er war in der ärgsten und wortreichsten Laune. Aber ich konnte es nicht hindern: „Du läßt dir wohl so einen schönen Schein schreiben, daß du weder zu fechten noch zu trinken brauchst, sondern bloß zu Hause zu sitzen. Denkst du, du seist zum Vergnügen eingetreten? Es gibt Ideale, für die ein jeder einstehen muß. Rechte geben Pflichten!“ —

Wulkow hörte wortlos zu; dann zuckte etwas über sein Gesicht. Ich sagte „Adieu“ und trieb Weida zum Fortgehen. Wulkow reichte ihm die Hand nicht. Weida zog seine zurück. Ich grüßte Wulkow nur von weitem, damit es nicht scheine, als ob ich für ihn eintrete; sein Benehmen war wider die Zucht; der andere stand für die Gesamtheit; wie durfte ich dem Gegner freundschaftliche Gesinnung zeigen?

Ich wußte: „Wulkow bleibt keinen Tag mehr unter uns.“

Wir traten aus dem Hause.

„Ja, ja, du Glücklicher“, begann Weida. „Heute wirst

du das Band bekommen. Zu sagen, daß ich dies Glück nie mehr spüren darf! Daß man es einmal nur erleben kann! Ja, ja; – und nächstens werde ich fechten, – so“. Er schlug mit dem Stock einige „Lufthiebe“, um zu zeigen, wie er es machen werde. „Ein andermal, rate ich dir, mach es auch so“, – er zeigte mirs nun an, – „dann wirst du nicht immer flach schlagen“.

Ein Weib ging vorüber; er äugte nach ihr. „Wie schön“, sprach er, „sind die Sommertage!“

Ich fragte mich: „Warum ärgert es dich, sagt Weida: Wie schön sind die Sommertage? Von Buchau hättest du es gern gehört; und wie oft sagst du es selber!“

Ich wußte nicht recht, was bis zum Abendbrot zu treiben. Ich ging aufs Korpshaus, hoffend, jemanden dort zu finden, am liebsten Buchau. Aber alles stand leer; alle waren ausgegangen; nur Löwenpranke las auf der Veranda. Er sah nicht auf, als ich kam; ich hatte keine Lust zu ihm. So ging ich wieder hinein, fand einen teilweis aufgeschnittenen Schmöker, – vom beliebten stark aufgeilenden Zeug; – damit warf ich mich auf ein Sofa.

Stimmen auf der Veranda lockten mich wieder hinaus. Weida stand am Stuhle Löwenprankes, der, ohne den Blick vom Buch zu heben, ihm kurz und zerstreut Bescheid gab. Ich wollte mit meinem Schmöker, den ich immer noch hielt, zurücktreten, als Peterwitz durch den

Garten kam; man sah ihm an, daß er aufgeregt war; ich blieb stehen. Er trat hastig zu Löwenpranke: „Weißt du, Wulkow will austreten“, sagte er.

Löwenpranke hob den Kopf und fragte, woher er das wisse. „Er hat es mir selbst gesagt“, sprach Peterwitz. „Ich war bei ihm, mich nach ihm zu erkundigen; da hat er es mir gesagt. Er sagte, er sei nicht gesund genug; er sagte das ganz bestimmt!“

„So mag er gehen“, antwortete Löwenpranke und sah wieder ins Buch. „Wir verlieren nichts an ihm“, meinte Weida, „er stellt sich nur krank an. Außerdem, der Sohn der Landauer, der Jüdin, gehört nicht zu uns“.

Löwenpranke tat das Buch beiseite; er verzog den Mund: „Weißt du so sicher, Weidchen, daß ich zu euch gehöre?“

„Wie, . . . wieso?“ sprach der; er wußte nicht recht, sich auszudrücken.

„Vom Vater her ist er doch euren Blutes“, versetzte Löwenpranke.

„Ja . . . ja, . . .“ meinte Weida, — „und du?“

„Ich bin Löwenpranke“, sprach er und griff wieder nach dem Buche.

„Ja, doch was willst du damit . . .?“ fragte Weida.

„Schaf, ich mache Spaß!“

Weida schwieg, sich zu besinnen. Peterwitz fragte: „Sollen wir ihn wirklich so ohne weiteres fortlassen? Der Gesundheit wegen braucht er sich nicht zu fürchten;

man schon ihn ja. Mit seinem Austritt wird er sich nur schaden. Mir tut es leid um ihn“.

„Laß ihn nur“, meinte Löwenpranke. „Daß er bleibt, ist zwecklos“.

„Da habe ich ihn aber zum Bleiben beredet. Am Ende bleibt er doch“, versetzte Peterwitz nun.

„Dann bleibt er eben“, sagte Löwenpranke.

Weida widersprach: „Ich bin vielmehr, wie du vorher, der Ansicht, es hätte für uns keinen Zweck, daß er bleibe“.

„Du bist ungenau, Lieber“, sprach Löwenpranke, „ich sagte nur, es habe keinen Zweck, wenn er bleibt. Also . . .“ —

„Also?“ fragte Weida.

„Also mag er gehen“.

„Da siehst du, wir haben dasselbe gesagt, ganz dasselbe; du drehst und deutest an Worten! Es ist dir recht, daß er geht, du hältst ihn nicht; dir taugt er nicht genug, daß man ihn halte“, redete Weida.

„Ich finde ihn sogar sehr nett“, unterbrach ihn Löwenpranke, „und, wenn du wissen willst, wie genau es auf Worte ankommt, so lies . . .“, er klopfte mit dem Finger auf den Buchdeckel.

„Was ist das?“ fragte Weida. —

„Macchiavelli“. —

„Wer war das? fragte Weida.

„Bitte, laß mich in Ruhe“, sagte Löwenpranke. Er ge-

wahrte mich: „Füchse haben hier nicht zuzuhören“, rief er mich an. Peterwitz bemerkte, daß ich eigentlich doch schon Korpsbursch wäre, daß nur die letzte Feierlichkeit nicht vollzogen sei. „Tut auch nichts, daß er zugehört hat“, erwiderte Löwenpranke. „Aber nun weg mit ihm oder sprecht von Dingen, die er anhören darf“. Er fuhr fort zu lesen.

Nach dem Abendbrot war Burschenkonvent. Ich wurde hinzugerufen und bekam das Band. Ich freute mich; aber es war kein Gefühl der überschwenglichen Freude. Ich konnte dem Ereignis noch immer kein großes Gewicht beimessen. Ich fühlte mich in eine Stimmung gleiten, ähnlich der, in der ich aus den Ferien zurückgekommen war.

Ich hatte ein unsicheres Gewissen Wulkows wegen: warum hatte ich ihm nicht die Hand gereicht? Wäre es nicht richtiger gewesen, ihm, wo er sich abgeschüttelt fühlte, zu zeigen, daß ich ihm gewogen blieb? – Ich hatte mich widerspruchslos auf die Seite des Korps geschlagen, also bewiesen, daß Zucht in mir war. Hatte ich Recht getan, dies Opfer der Überzeugung zu bringen? – Sich allzeit überwinden, galt für die Hauptsache, die zu lernen man herkam. – Bravo! Ich verstand es schon ganz gut! – Tröstlich war mir: nicht zu meinem Vergnügen hatte ich so gehandelt. Viel lieber wäre ich zu Wulkow besonders freundlich gewesen. Aber, man

hat eben nicht zu tun, was einen gut dünkt, sondern, was man soll . . .

Nun besaß ich das Band. Was hieß das? Enger verkettete es mich der Gemeinschaft. Und die Freiheit? . . .

Stimmungsumschlag: – totgegläubte Triebe regten sich: – Für den Verzicht auf Überzeugung und Freiheit schien mir das Band keinen Ersatz zu bedeuten; für die Mühen, die ich auf mich nahm, dürftiges Entgelt zu sein. Vom Leben abgesperrt, döselte ich das zweite Semester dahin; ein drittes mußte geopfert werden; in Jahren, wo rings so vieles zu erraffen, zu erbeuten war. Würde ich, wenn der äußere Zwang endlich aufhörte, mich innerlich frei genug erhalten haben, um leben zu können? Vielleicht? Vielleicht aber, erschrak ich, mochte ich dann schon erstarrt sein, zu früh fertig ausgeprägt, entfremdet dem Pulsschlag der Zeit, den ich so lange, – unfreiwillig, – überhört hatte; zu entkräftet, zu steif, um nachzuholen; den Lauf der Welt einzuholen, um jemals der Vordersten einer zu sein. – Glückliche noch, wenn mirs gelingen sollte, mit betrachtendem Verständnis ohne Ärger abseits zu stehen. – Erwägungen des Verzichtes:

Der Mut, die Ketten zu brechen, fehlte mir. Wie sollte er aufkommen vor dem Schelten, das sich mir ins Gedächtnis gebrannt hatte: „Das sind eitel Vorwände, deine schönklingenden Worte. Im Grunde heißt das nur so viel: Du hast Angst zu fechten“. Wie stark das brannte, ergibt sich wohl am ehesten daraus, daß ich bei meinen

Eltern stets Förderung gefunden hatte und mich trotzdem auf den Weg drängen ließ, den nur meine weitere Umgebung als einzig notwendigen rühmte.

Wie am vorigen Abend, sollte auch an diesem Erquickliches nicht ganz ausbleiben. Freute ich mich doch daran, wie echt bei anderen die Freude für mich war. Leid aber tat es mir, daß die Füchse nun in ein anderes Verhältnis zu mir traten. Das gab mir eine Art Abschiedsstimmung.

Ich saß auf der Kneipe nicht mehr neben ihnen. Zwischen uns keilten sich einige meiner Zeitgenossen; ich hatte mich gescheut, den äußersten Platz nach den Füchsen zu für mich zu nehmen. „Sie werden“, dachte ich, „von heut ab nur noch gehorsam sein“. Auch fürchtete ich, daß jetzt die Burschen es unliebsam vermerkten, wenn ich mich von ihnen absonderte; sie würden mich wegen des Fuchsverkehrs lächerlich machen. Ich ließ mir gefallen, zwischen ihnen zu bleiben; sie waren mir wirklich fremd geworden. In Augenblicken hoffte ich, es ließe sich künftighin eine Art Verkehr mit den jungen wiederherstellen; aber ich hoffte wenig. Ich hatte viel zu trinken und blieb den Abend meist still.

Oben, am Lehnssessel des Ersten, stritt sich zu später Zeit Weida mit Löwenpranke. Es ging wieder um Wulkow. Weida war trunken und eigensinnig, Löwen-

pränke müde. Er nickte von Zeit zu Zeit ein und fuhr dann auf mit ungeduldiger Antwort.

„Aber ich will deine Meinung wissen. Soll er gehen oder zurückgehalten werden“, drängte Weida in ihn.

„Ich sagte dir schon, er gehe.“

„Und sagst doch, daß du ihn nett findest und schätzezt ihn“, beharrte Weida.

„Sogar sehr nett“, brummte Löwenpranke. „Jeder Gesellschaft reicht er zur Zierde, wenn ich es dir recht ‚hübsch‘ ausdrücken soll wie eine Kammerjungfer, die ich gekannt habe. Du verstehst dich doch so gut auf Kammerjungfern“.

„Also du findest ihn nett und willst trotzdem, daß er gehe!“ begann es wieder.

„Er mag gehen!“

„Ja, wieso denn?“

„Himmel“, rief Löwenpranke, „er ist mir doch ganz gleichgültig! Bierjunge!“

Er war wieder munter geworden; mit „Bierjunge“ eröffnete er gegen Weida ein Trinkduell, siegte und trank hernach noch so viel auf ihn ein, daß der verstimmt entwich – es war schon die Stunde, wo man nicht mehr zum Bleiben und Trinken genötigt ist. – Löwenpranke nickte wieder ein.

„Jungbursch, findest du, daß ich zu ihm gehöre?“ fragte, plötzlich erwachend, Löwenpranke grimmigen Tones

mich, der ich, Kopf über Tisch, schlummerte. Ich fuhr auf; – es war geraume Zeit, nachdem Weida sich entfernt hatte. Ich verstand, wen die Frage betraf. Ich war am Antworten; er selbst kam mir zuvor. „Ob du ja oder nein sagst, du sagst es doch nur, weil du vor mir Angst hast. Ich gehe zu Bett. Gute Nacht“. Er schob sich an mir vorüber: „Gute Nacht. Du dürftest mir noch die Hand geben!“ Ich tat es; die Kneipe war leer. Ich ging nach meiner Behausung.

SECHSTES KAPITEL.

IN der Frühe kam Wulkow aufs Korpshaus und fragte nach Löwenpranke. Der war schon angezogen und las die Zeitung. Wulkow wollte ihn allein sprechen. Löwenpranke nahm ihn auf sein Zimmer: „Ich höre, du willst austreten“, schnitt er ihm das Wort ab.

„Ja“, sagte Wulkow. Er war scheu und verlegen; war es in seiner Lage besonders vor einem so unangenehmen Menschen wie Löwenpranke. Er stammelte die Antwort.

„Dann wird dir der Austritt gestattet“, entgegnete Löwenpranke.

„Ich möchte bitten, ihn mir mit dem Zusatze zu gestatten, daß es aus Gesundheitsrücksichten geschieht“, sagte Wulkow nun. Er nahm sich zusammen; ein klarer Satz kam zustande, obwohl er rot im Gesichte war und zu Boden blickte. „Hier ist ein Zeugnis des Arztes“.

„Ärzte schwindeln einem vor, was man will“, bemerkte Löwenpranke. „Soweit ich sehe, liegt kein Grund vor, dir den Austritt nicht mit diesem Zusatze zu gestatten. Übrigens“, – er sah ihn scharf an: „Deine schlechte Gesundheit hättest du überwinden können, wenn du nur bleiben wolltest. Aber Zucht und Zug sind nicht deine Sache. Du willst nicht . . .“

Wulkow wollte erwidern. Seine Verlegenheit war geschwunden; Löwenprankes Art verletzte ihn zu sehr. Da legte der die Hand ihm auf die Schulter und sprach:

„Ich will weiter nichts wissen; setze dich. Schreibe. Ich werde dir dein Austrittsgesuch diktieren, damit die Sache glatt vor sich gehe“.

Dies hat mir Wulkow, als wir uns einmal später trafen, erzählt.

Ein außerordentlicher Burschenkonvent ward berufen, das Gesuch darin vorgelesen, von Löwenpranke befürwortet. Um Mittag war Wulkow nicht mehr von den Unseren.

Wulkow hatte den Morgen über seine Sachen gepackt und wollte nachmittags still abreisen. Bei Tische fror es mich, als ich sah, wie sehr seine Abwesenheit wirklich Abwesenheit war, wie—in meiner Nähe wenigstens, —niemand seiner dachte. Unten bei den Füchsen, denen er enger angehört hatte, mochte es anders sein; doch es verlautete nichts, wenn ich nach ihnen hinhorchte. Es schien, als ob es für schmachlich — oder für gefährlich — galt, ihn auch nur zu erwähnen. Doch waren die Füchse alle auf dem Bahnhof, ihm das Geleit zu geben. Von Korpsburschen erschienen auch einige: Peterwitz, ich; Weida, als ehemaliger Leibbursch, kam und verabschiedete sich mit Förmlichkeit. Ich ging trübe nach Hause; ich hatte schon mehrmals solchen Abfahrten beigewohnt, Abfahrten, wo einer unter uns verschwand, uns starb, obwohl er leben blieb; aufgegeben wurde, weil er nicht mehr dieselben Farben sich

um die Brust schlingen durfte, wie wir. Solche Erlebnisse zeigten am grellsten das Kleine an unserer Gemeinschaft, das Zufällige. Äußerlichkeiten hielten zusammen, es sei denn die von uns, die von Hause aus durch Blut oder Kinderfreundschaft miteinander verkittet waren. Fiel bei einem das äußere Zeichen weg, war er vergessen; trotz des „Du“, der gemeinsam verlebten Stunden, der Herzensergüsse; denn das „Du“ war Sitte, keiner zwingenden Neigung entsprungen, die gemeinsamen Stunden oberflächlichem Zeitvertreib gewidmet, die Herzensergüsse ein Ausbruch der Trunkenheit. Und, wenn man doch noch einmal des Verschwundenen gedachte, war es mit allzu vielem Mitleide. Wulkow, ich wußte es, würde man ungeprüft nach seinem sonstigen Wert zu den Schwächlingen, den Armseligen werfen, weil er die Sonderansprüche unserer Gemeinschaft nicht hatte erfüllen wollen; gegen den Abwesenden würde selbst bei denen, die ihn mochten, Weidas Meinung Recht behalten.

Hinter mir hörte ich Schritte, als ob mir jemand nach-eile. Ehe ich mich umgesehen hatte, war Buchau an meiner Seite.

„Es ist traurig“, meinte er, „wie der arme Bub für uns jetzt so ganz tot ist“.

„Traurig“, wiederholte ich.

„Peinlich“, sagte er hart.

Er fand den Ausdruck für das, was ich dachte. Er

übersah die Umstände, ohne durch Erfahrung belehrt zu sein; er wußte auf den ersten Blick, daß trotz der Verabschiedungen mit „Schreibe doch!“ und „Auf Wiedersehen!“ hier etwas für alle Zeit abbrach.

Ich hatte den Eindruck gehabt, daß Buchau und Wulkow einander besonders nahe gewesen wären. Was Wulkow betraf, zweifelte ich nicht an seiner Vorliebe; bei Buchau vermutete ich, daß sie Gegenwirkung gefunden habe.

„Du lernst vermissen“, sagte ich.

„Vermissen? – Nein. – Ich vermisse niemanden“. Zum zweiten Male hörte ich ihn das sagen.

„So begräbst du ihn auch, wie es die anderen tun“, meinte ich.

„Nein, das auch nicht. Ich kenne ihn“.

Ein Gedanke kam mir, der freudig stimmte: Wulkow war fort; wie viel leichter war es jetzt, Buchau ganz zu gewinnen. Mir war der Wunsch noch nie so klar ins Bewußtsein getreten, als jetzt, wo der Nebenbuhler wegfiel, der mir für den ernstesten galt. Alles, glaubte ich, stünde jetzt bei mir. Dann wieder bedachte ich, ich hätte Wulkows Bücher nicht gesehen; die Titel wußte ich nicht mehr. Lesen mußte ich sie, weil sie mir Buchau erklären sollten; ich gedachte, Wulkow zu schreiben. Vielleicht wußte Buchau die Namen; ich fragte ihn. Er konnte mir nicht Bescheid sagen. Aber nun sprachen wir von Wulkows Büchern, von seinen Beschäftigungen, seiner Sinnesart.

Trotzdem auch er verstimmt war, dachte Buchau viel ruhiger als ich über Wulkows Fortgehen. „Es wäre“, sagte er, „doch einmal dazu gekommen. Und besser ist es, daß es jetzt geschah. Er gehörte nicht zu uns. Damit will ich nicht urteilen, ob er oder wir die besseren seien. Er lebte in anderen Welten, – was soll einer hier, der nicht auf den Beamten, sondern Philosophie studiert! – Er grübelte, zergliederte alles und jeden, er zerriß sich seelisch. Und den schwächtigen Körper zerriß das noch mehr. Bemerkest du nie, wie er in seinen Gesprächen immer und immer wieder auf dasselbe zurückkehrt? wie er nie losläßt? wie alles nebenher erwähnte, sei's, daß man es zufällig, sei's mit Fleiß zur Unterbrechung vorbringt, ihn nicht ablenkt, sondern von ihm übersprungen wird oder mitbezogen auf das, was ihn beschäftigt? Das anzuhören, kann wehe tun; besonders, wenn er sich über einen Charakter verbreitet und nicht eher aufhört, als er ihn restlos erklärt hat. Warum das quält, wüßte ich nicht zu sagen. Ich glaube, weil sich dabei Voraussetzungen ergeben, aus denen stets nur ein einziger Schluß zu ziehen bleibt. Die Selbstbestimmung wird totgeschlagen“.

„Das müßte einen willenlos machen“, versetzte ich.

„Ich glaube“, meinte Buchau, „daß er selbst sehr fest will; er ist zielbewußt. Hier, bei uns, ging er unter, wie er oftmals sagte. Er bedurfte auch der Weiber“.

„Vielleicht wird er grade an ihnen untergehen“, warf ich ein.

Er antwortete: „Das ist möglich“.

Die Wege trennten sich. Doch ich ging mit zu Buchau. Ich hatte keine Lust zum Alleinsein.

Mich plagte die Laune, die mich bei Wulkows Fortgang überkommen hatte. Ich war zu nörgeln aufgelegt. Ich vergaß meiner Burschenwürde und tadelte unsere Einrichtungen, daß sie die aufnahmefähigsten Jahre dazu verwenden hießen, freie Gesinnung durch Zwang zu nichts Zwangeswertem auszurotten, oder – schlimme noch – sie verstecken zu lernen. Grundsätze, die ein Heer zusammenhielten, erzögen in anderen Verhältnissen Maschinen; was dort einer großen Sache wegen nötig sei, wäre ohne diese nichts als Affentum und Schaden. Kleinigkeiten als Unvermögen zu trinken, eine verfehlte Mensur, hingen lebelang Menschen nach, die sich im übrigen als tüchtig bewährten.

Buchau sagte zu manchem ja; doch war sein Urteil, wie mirs schien, unbestimmter; jedenfalls milde. Ich fand, daß er das, was er im allgemeinen mißbilligte, für sich selbst leicht nahm. Da ich aber Begeisterung für unseren Zustand an ihm nicht wahrnehmen konnte, stellte ich nun die Frage, die ich zweimal schon an ihn hatte stellen wollen: warum er bei uns aktiv geworden war.

„Zumal du wissen konntest“, setzte ich zu, „daß dir

vieles hier nicht entsprechen und nicht behagen werde“. „Ich weiß es nicht“, entgegnete er. „Der Entschluß war eines Tags gekommen. Vielleicht machte sich das nur, weil ich irgendeinmal von einem Burschenlied beeindruckt worden bin. Man tut ja schließlich vieles ohne eigentlichen Grund. Manche meiner Bekannten waren dagegen; bei uns ist ja nicht gang und gäbe, in ein Korps zu gehen. Dagegen war auch mein bester Freund“.

Ich fragte, wer das wäre.

„Meine Beilsteiner Kusine; – wir kennen uns von klein auf“. –

„Doch“, fuhr er fort, „ich bereue es nicht, hier zu sein. Mir ist es hier nicht lästig, obwohl ich es anderswo hätte besser haben können, etwa zu Hause, oder, wenn ich gleich Offizier geworden wäre. Aber, das werde ich ja doch einmal und habe es nicht nötig, mich zu beeilen“.

„Weil du keinen Ehrgeiz hast“, bohrte ich wieder an. –

„Ja, deshalb. Ich bleibe hier; ich nehme das Gute, das sich bietet; übersehe das andere; und werde schon früh genug auch im äußeren Leben mein eigener Herr sein“.

„Hast du keine Angst, hier matt zu werden?“ fragte ich, „wo du dich ohnehin schon so sehr treiben läßt“. Er widersprach: „Wie sollte ich hier matt werden, verstumpfen? Ich lebe hier, wie anderswo. Daß ich mit-

trinke, mitfechte, mitsinge, hindert doch nicht, daß ich bleibe, wie ich bin.“

Merkte er denn nicht, fragte ich nun, daß man überhaupt hier stumpf würde; daß im vollkommenen Korpsstudenten der Philister fertig sei, wenn er auch nicht gleich so sehr vortreten müsse wie an Weida.

Er sprach: „Das mag ja sein. Deine Bemerkung kann ich gelten lassen. Doch, weil ich monatelang unter Ziegenhirten lebte und von ihnen als Gleicher geachtet wurde, bin ich darum ein Ziegenhirt geworden, der nicht weiß, wie man auf Parkettboden steht? Dabei habe ich gar eine Zeitlang wie diese Leute gefühlt; ich kann mich auch heute noch in den Zustand zurückfinden. Aber ich bin darum nicht anders geworden. Man könnte mich auf Jahre einsperren, – fürchterlich wäre das! Nichts weiter als etwas Mauer und Himmel zu sehen, so ein Gefangener vom Spielberge! – ändern könnte es mich nicht. Erfahrener machen, – ja, – doch nicht ändern“.

„Bist du deines Charakters so sicher!“ rief ich aus.

„Vor kurzem habe ich zum ersten Male darüber nachgedacht. Ich wurde dazu gezwungen; – ich denke so selten als möglich. – Ich bin des ganz sicher, daß ich kein anderer werden kann; ich wüßte nicht, wie das möglich wäre; gar vollends hier. Meine Seele wird damit doch nicht umgeschmiedet, daß ich den ‚Komment‘ beherrsche und das korpsstudentische Benehmen

weiß. Ich weiß auch nicht, warum überhaupt jemand hier stumpf werden sollte. Ich erfahre nur, daß es geschieht. Vielleicht mag das am Blute liegen. Ich bin meinem Vater so ähnlich, daß ich nicht sehe, wie ich von ihm abweichen könnte“.

Ich ließ ihn von seinem Vater erzählen. Er sagte: „Ich kenne ihn nur aus Kindheitserinnerungen und vom Hörensagen, von Bildern, — auch aus seinen Tagebüchern. Ich erinnere mich seines Todes: damals war ich noch klein. Keiner war im Hause; es war so plötzlich gekommen. Mein Vater wollte die Tante aus Beilstein sehen. Da mußte ich hin, zu Pferde; im Schneewetter. Die Tante kam gleich und brachte Mathilden mit. Seitdem ist meine Freundschaft mit ihr noch enger geworden. Mein Vater war groß, kräftig und blond. Er muß von meiner Leibesart gewesen sein und mir ähnlich, soweit ich mich seiner entsinne, — nur viel schöner. Doch im Charakter, glaube ich, gleiche ich ihm genau. Er hat nie viel Ehrgeiz gehabt, er konnte einsam sein, sich in vieles schicken, wiewohl es immer schien, als wolle er vieles erbeuten. Wenn er dann abließ, wunderte man sich und nannte ihn wetterwendisch und ungenau. Ihm aber war nicht am Ziele gelegen gewesen, er liebte die Bewegung. Er jagte auch gern, er ritt, — darauf hätte er am wenigsten verzichten mögen. In einem, sagt man, daß er furchtbar gewesen sei: in der Liebe“.

„Du aber?“ fragte ich.

„Ich glaube nicht“, antwortete er.

Die Neugier trieb mich zu wissen, wie weit er auf diesem Gebiete gekommen wäre, ob er noch mädchenhaft sei, wie so manche Füchse, wenn sie eintraten. Den Eindruck davon machte er nicht.

„Es gibt Männer“, begann ich auf Schleichwegen, „bei denen der fleischliche Trieb kaum da ist, andere, bei denen er spät erwacht. Man pflegt sie uns als Muster vorzuhalten“.

Er meinte: „Ich habe nur die Erfahrung gemacht, daß es schwer ist, mit solchen umzugehen. Es ist solange der Zustand dauert als kennten sie den Sinn des Lebens nicht. So vieles bei ihnen bekommt verdrehtes Ansehen in Wort und Taten. Sie gehören noch in das Kinderzimmer; ihren Jahren nach darf man sie nicht mehr hineintun; ihre Harmlosigkeit stören will man nicht...“.

„Doch man wünscht“, fuhr ich fort, „daß sie endlich klug werden. Ist Erfahrung nicht vorangegangen, scheint mir Enthaltensamkeit auch kein Verdienst“.

„Die am meisten Erfahrung haben, werden einst vielleicht die unabhängigsten sein. Ich denke an Wulkow“, — sprach Buchau, — „falls er nicht, wie du fürchtest, schon früher zugrunde geht“.

„Wer so spricht“, dachte ich, „hat sicherlich Erfahrung.“

Oft, wenn zwei, die jung sind, sich kennen lernen, lauert diese Frage auf Gelegenheit, vorzuspringen. Nun sie sich befriedigt glaubte, machte sie den vorigen Gedanken wieder Platz. Ich staunte über Buchaus Gewißheit, daß er, wie er sei, aus der Wurzel schlage; daß er seine Art so wenig ändern könne, wie aus bestimmter Saat entsprossen ein Baum. Ich sagte ihm das. Er entgegnete:

„Ehe Wulkow durch sein Gefrage, — jede Unterhaltung mit ihm war mit Stricken und Fallen verstellt, — mich zur Selbstzergliederung zwang, meinte ich nur undeutlich, was ich dir eben klar ausgedrückt habe. — Ehemals ahnte ich oder fühlte ich nur; Wulkow hakte in meine Äußerungen ein und griff mich von da aus weiter an. Erfreulich war das nicht. Unangenehm war seine Art, immer wieder zu sagen, er habe sich schon gedacht, daß es so oder so mit mir stünde; die oder die Meinung passe zu mir und bestätige ihm, was er vermute. Ganz arg wurde es, — eine Folter, — als er mit seiner Bücherweisheit kam, die ich nicht anhören mochte; als er mich in eine Weltordnung preßte. Ich sagte ihm endlich, er solle mich damit verschonen; was seine Bücher redeten, mache mich elend“.

„Elend“, griff ich auf, „warum?“

„Ich habe sie nicht gelesen“, sagte er. „Wulkow gab mir nur den Inhalt wieder. Ich mag den Büchern unrecht tun. Aber in dem, was ich hörte, fand ich mich

ärgerlich nachgeöff't. Denke dir, du trätest in einen Saal; die Wände sind lauter Spiegel. Solch ein Saal ist im Z . . . er Bischofsschlosse; die Spiegel sind mit Goldgeflecht übersponnen. Wo du nur hinblickst, hinter den Ranken von Goldgespinnst, erblickst du dich oder Teile von dir. Hie und da verdeckt dich der Flitter, ein Glied aber siehst du doch hervorlugen; in Augenblicken siehst du dich wieder ganz, wenn das Bild auf eine größere Spiegelfläche fällt. Überall siehst du nur dich, immer dich, stückweise, ganz; - das ist qualvoll, ekelhaft. Ich will dir ein Beispiel erzählen: Ich hatte ihm nie ein Wort über meinen Vater gesagt. Da spricht er mir von meinem Vater; und schrecklich: was er sagte, das stimmte! Aus dem, was er meinem Wesen in der kurzen Zeit abgesehen hatte, gab er mir das Bild meines Vorfahrn, — und — den Schluß auf meine Zukunft. Nun, — entweder das Bild ist falsch, und der Schluß ist es auch; oder Bild und Schluß sind richtig. Das Bild war gut; der Schluß muß also stimmen. Der ist: baldiger Tod. Es scheint ein Irrtum der Natur, daß ich überhaupt noch lebe. Das sollte mich nicht elend machen!“ „Neulich sprachst du mit Lust von der Aussicht, zu sterben“, erinnerte ich ihn.

„Das ist ein anderes“, fuhr er auf, „dieser Tod im Kriege, dieser Sturz, dieses Fliegen. Das ist ein anderes; das kann auch nicht gleich, nicht hier kommen. Er soll plötzlich kommen, der Tod, nicht daß ich vorbereitet

bin. Es ist ja solche Lust auf der Erde, jeder Tag noch gefüllt von solcher Schöne. Unerträglich wäre es, zu wissen, daß man in sechs Monaten tot ist. Nicht wegen der Angst; die kenne ich nicht. Qualvoll wäre dies Abschied nehmen. — Nein, — qualvoll wäre es nicht, — nur zu . . . süß. Immer Abschied nehmen, immer Abschied nehmen, Monate lang! Voller Liebe sein und nur Liebe finden! Schon davon würde einem die Brust zerspringen; freilich, dann würde das der Tod sein, er wäre früher gekommen, und das wäre gut. Vielleicht aber käme er nicht so; wahrscheinlich sterbe ich nicht vom Abschiednehmen. Woran stürbe ich dann? Was könnte ich hier für einen Tod finden? Blutvergiftung nach einer Mensur infolge des Versehens vom Paukarzte; betrunken zum Fenster hinaus oder von der Brücke fallen. Pfui Teufel, welch ein Tod, ein Kriechen! Ein zu wuchtiger Hieb auf der Mensur, das kommt ja nie vor, — aber ein dummer Tod wäre auch dieser!“

Er schwieg. „Wie du doch voller Widersprüche bist!“ nahm ich das Wort. „Und wie sehr du in Farben siehst! Nun glaube ich, daß du viel Freude haben mußt, obwohl, wie du sagst, du nie etwas als neu empfindest. Wird dir der Tod zu teil, wie du ihn wünschest, wirst du gar auch ihn genießen!“

Er sagte: „Ich werde ihn genießen; wie . . . wie . . . was soll ich dir nur nennen? Etwas, das ganz unaus-

sprechlich sei. . . Es gibt ein Air von Bach von tiefer, gehaltener Süßigkeit; sie quillt von Ton zu Ton, langsam, reich, schwer. Die Töne will ich hören, wenn ich sterbe. Ich werde sie dann in meinen Ohren haben“.

Ich zweifelte: „Ein Largo im jachen Augenblick des Reitertodes?“

– „Die Zeit hört auf. Unübersehbare Empfindungen drängen sich in einen Augenblick; das Largo hörst du in einem Blitze; mehr noch, – Welten des Tones. Die anderen Sinne wirken mit. So ist es. Ich habe mirs nie anders vorstellen können. Und man erlebt das in großen Gefahren. Ich denke diesmal weniger an jenen, den harmlosen Unfall beim Reiten. Ich bin in den Alpen abgestürzt: Maßloses habe ich im Augenblick fassen können. Da war es, daß ich Ungeahntes erfuhr.“

SIEBENTES KAPITEL.

ZU meinen schlimmen Stunden gehörten in L . . . die Nachmittage; sie reihten sich trostlos, einer dem anderengleichend, schon das zweite Semester auf. Wohl waren sie die einzige Zeit, in der man wirklich frei war, da an ihnen vom Korps als Gesamtheit nichts unternommen wurde; aber die Zeit war leer: man war vom Frühschoppen und vom Trinken bei Tische, oft gar vom Trinken schon am frühen Morgen, in einem Zustande, daß man sich nicht beschäftigen konnte, meist auch nichts tun mochte, doch nicht müde genug, um bis Abend durchzuschlafen. Ich pflegte sie zu verliegen, mich auf der Couchette wälzend; von da aus verfolgte ich den Tabaksqualm, den ich von mir blies, oder zählte die Blumen der Tapete. Nach den Korpsbrüdern, die ich sowieso schon am Tage gesehen hatte und abends wieder treffen sollte, verlangte mich nicht; diemöglichen Gespräche waren ausgegangen; auf den Kneipen wurde nur dasselbe und immer dasselbe erzählt, behauptet, belacht und besprochen. Manchmal blätterte ich ein leichtes Buch, einen Roman aus der Leihbibliothek, ein illustriertes Blatt, am liebsten etwas, das die Sinnlichkeit erregte. Mein Wissen um alles, was Gott Eros beging, ward groß, und mein Geist begleitete ihn im Halbschlummer auf all seinen Spielen, Spielchen und verzwickten Streichen; die Unterhaltung beim Frühstück und beim Kneipen, die musterhafte Liedersammlung

hatten mich gut angeleitet. Das war wenigstens nicht langweilig. Sonst herrschte die Langeweile; dazwischen quälten Selbstvorwürfe, daß man ein Lotterleben führe, herunterkomme, verdumme. Ich konnte heulen, dachte ich an einstige hochfahrende Pläne. Mich brannte die Begier, mich aufzuraffen, etwas zu tun; ich hoffte, ich machte den Ansatz. Aber Kopf und Leib waren schwer; mich hemmte die leibliche Unfähigkeit; und glaubte ich, sie bezwungen zu haben, so war es Täuschung, und die Enttäuschung drückte mich zurück, so daß ich nichts weiter mir ersehnte, als den Abend, um mich an Getränk und lüsterne Worte vollzusaufen.

In den ersten Wochen des Korpslebens hatte ich mich noch manches Mal aus dem dumpfen Zustande freiringen können. Ungeachtet des schlimmen Novembers, — ja, grad wenn der Wind am heftigsten blies und Schlossen mich umfuhren, war ich hinausgerannt, gestürmt über Land, Hügel, Felder; setzte mich dann in irgendeinem Dorf in eine niedere Schenke, wo sich die dampfenden Landleute vor dem Unwetter sammelndrängten. — Da hatte ich mich an ländlichem Kaffee erwärmt, das Grammophon einen Walzer spielen lassen: sonst so glänzende Melodien, die, wenn armselig geworden auf dem feilen Leierinstrument, wie kaum anderes traurige Menschen zum Weinen reizen. Wenn ich dann wieder durchs Wetter lief, — der Regen des Tages war ums Dämmern zu feuchtem Schnee ge-

worden, -- war mir wohl, so wohl, daß ich manchmal vor Abend noch zu Hause eine klare Stunde fand, an der ich Ernstes denken oder tun, bewußt leben, -- ja leben konnte. Erst hatte ich Teilnehmer an meinen Gängen gehabt; meine Zeitgenossen waren anfangs gleich mir unbefriedigt; meist murrten sie sogar lauter. Bald ließen sie nach, dann auch ich. Ich hatte mich an die Mattigkeit gewöhnt, nur langsamer als die anderen. Ich widerstrebte nicht mehr. Wenn mirs auf der Stube zu öde ward, ging ich ins Café zum Skat, den ich leidlich lernte.

Dann waren die Ferien gekommen: in den Ferien Bewegung, Aufleben, Erfrischung; doch nur als Aufflackern; die Angst vor den kommenden Semestern erstickte das bei jedem Sichbesinnen aufs neue. Mit welchen Beklemmungen ich nach L . . . zurückkam, sagte ich schon. Des neuen Semesters erste Zeit war überaus raschend gut gewesen: ich hatte viel Ablenkung gefunden, mich mit den Füchsen beschäftigt, neuen Menschen, die kennen zu lernen waren. Es hatte sich gelohnt, -- Buchau nenne ich hier nicht einmal, schon Wulkows wegen.

Aber das Bier war stärker; Bier, Gewohnheit, Dressur. Kaum war mir das Neue nicht mehr neu, kehrte der Stumpfsinn wieder. Die Nachmittage wurden wieder lang. Öfter und öfter räkelte ich mich auf meiner Stube, rauchte und las die üblichen Bücher; ich fand mich

im Äußeren dick, schwammigen Gesichts und Leibes. Draußen strahlte Frühsommerwetter; niemand ging spazieren; abgesehen von jenem einen Gang hatte ich keinen weiteren unternommen. Es war schon viel, wenn ich mir mal, - wie auch andere, - eine Droschke mietete und, schläfrig zurückgelehnt, ein wenig hin und her fuhr.

Immerhin war ich regeren Geistes als im Winter. Die Macht, die aus Buchau wirkte, erlaubte meinem Gefühle nicht mehr so schweren Schlaf und rief mich gar hie und da auf zu Gedanken. Nun brachte sie mich zur Änderung der Lebensweise. Das kam seit unserem letzten Gespräche:

Ich dachte, einem, der mir so viel gesagt hatte, bedeute ich nicht mehr den Fremden. Die Zuversicht, ihm willkommen zu sein, ermunterte mich im Verkehre; es schien mir selbstverständlich, daß wir oft miteinander weilten. Ich merkte nicht, daß er nie zu mir kam, mich nie zu sich aufforderte, nicht auf mich wartete, wenn ich die Zeit versäumte; daß es nie an ihm lag, daß wir uns trafen. Die Zusammenkünfte führte ich herbei: ich regte Verabredungen an; ging zu ihm, wenn mirs gerade einfiel.

Wenn ich vom Essen in halber Müdigkeit nach Hause gekehrt war und Langeweile fühlte, tat ich den Schmöcker, nach dem ich gegriffen hatte, beiseite, verließ die „Bude“ und suchte ihn auf im Korpshause. Ich mußte darauf achten, daß ich nicht zu spät kam. Er

war sonst nicht anzutreffen, und in der Stadt wußte ich keinen Ort, wo ihm zu begegnen: er durchstreifte allein die Umgegend. Bisweilen erzählte er des Abends davon. Bisweilen schwieg er von seinem Nachmittage; und ich fragte nicht. Kam ich zu ihm, wenn er schon ausgegangen war, so war ich vor Enttäuschung niedergeschlagen. Der Schlag ernüchterte aber; ich habe in Beschäftigung Ersatz und Trost finden können.

Traf ich ihn, war er nie gestört. Er saß meist auf dem hohen Fensterbrette über ein Buch gebeugt, in der veilchenfarbenen Schnürjacke des Korps, die ihn gut kleidete. Unsere Sitte, die Mütze im Zimmer aufzubehalten, machte er nur vor anderen mit; man sah bei der geneigten Haltung sein ganzes blondwelliges Haar. Er pflegte aufzublicken, wenn man eintrat, langsam vom Sitze herabzugleiten und einem entgegentreten; er streckte von fern schon die Hand aus, als wolle er sich in tierhafter Behaglichkeit ersparen, drei weitere Schritte zu gehen. An seinem Gesichte freute mich jedesmal das Sonnige, wenn er grüßte. Er grüßte immer so; aber in Augenblicken war ich geneigt, es besonders auf mich zu beziehen. Er sah im Zimmer größer aus, als draußen. Man wunderte sich, wie gut er seine Gestalt trotz des Trinkens vor Aufschwemmen und Fettwerden erhielt. Ohne einander viel zu sagen, manchmal, ohne gar sich darüber geäußert zu haben, gingen wir zwei aus dem Zimmer, – zum Hause hinaus, – aus der Stadt. Unmerk-

lich fanden wir uns vor den Toren und nahmen den Weg durch das Hügelland, feldlang, waldein, waldlang. Wir bemerkten den Fortschritt der Jahreszeit an den Zuständen des Landbaus, am Gesange, bald auch am Brutgeschäft der Vögel, am Auftreten oder Verschwinden dieser oder jener Pflanze; dieses oder jenes Insekts. Wir achteten auf das Wild. Verbote von Wegen kümmerten uns nicht; die Schonungen aber erfuhren Schonung. Gern lagerten wir uns im Grase. Ich begann zu fühlen, als würde in mir eine Naturkraft wach; ich fühlte mich an die Erde gebunden, aus der sie mich durchdrang, aber auch mit ihrem Drange emporstrebend; als triebe ich aufwärts wie ein Gewächs; ich fühlte die Lust des Daseins.

Um diese Zeit entfror ich; verbrauchte mein geistiger Winterschlaf. Und wieder hörte ich im Ohr nach so langem Schweigen das dringende Beben lebenheischen-der Klänge.

Ich glaubte, Buchau müsse ähnlich fühlen. Mir war, als käme dies Gefühl, das die Erde gab, nur hervor, weil er die Hand über dem Boden hielt; als habe er die Wünschelrute, den Quell entspringen zu lassen, wie die Macht, den Strom durch mein verdorrtes Ich zu leiten. Er führte mich; — ob er redete, ob er schwieg; mit allem, was er sagte, ging es mir wie mit seiner ersten Erzählung: ich sah sein Erlebnis so deutlich vor mir, als wäre es mein Selbsterlebtes. Er zeigte mir neues;

oder zeigte mir auch nochmal, was ich schon selbst wahrgenommen hatte, was aber, von mir allein bemerkt, verloren gegangen wäre; nun konnte ich es nicht vergessen. In alledem spürte ich: ich wurde sachte zu mir selbst, zum Ursprung zurückgeleitet, von dem ich schlecht ausgegangen war. So war es doch er, der mich schützte; der mich vor der Öde rettete, der ich sonst verfallen wäre. Noch einige Wochen ohne ihn mit den verzweifelte[n] Nachmittagen, - mutlosen Verzichtes, entnervt, hätte ich Unwiederbringliches von mir geworfen.

Ich sah das Erlöschen meiner Zeitgenossen, die, seit auch ich das Band trug, mir nicht mehr furchtbar schienen, die selbst auch, - nette Jungen, - gern den Anschluß an mich wiedergefunden hätten, der mehr durch meine Schuld als durch ihr Zutun verloren gegangen war. Sie konnten mich nicht fesseln; es gab nichts Erhebliches, nichts Unvorhergesehenes mehr an ihnen; und doch war, als sie eintraten, fast jeder durch irgend etwas ausgezeichnet gewesen. Sie wiederholten sich; was der eine dachte, sprach, - dachte, sprach der andere. Die Einförmigkeit, die das Aufgehen im Gesamtgeiste mit sich bringt, breitet sich noch rascher aus bei unbeanstandeter Vorgesetztenstellung, als bei der Übung des Gehorsams, der zu Widerspruch reizt; Widerspruch ist Selbstbesinnung. Hätte man sie nur hinaus, in den Wald, - bekommen, vielleicht wären sie

dort wieder frei geworden, wie sie noch heute bei der Verschlafenheit ihres Alltags, bei ihren Ämtern ohne Beruf am ehesten im Walde, auf ihren Jagden frei sind. Hier, der Zucht um der Zucht willen gebeugt, lernten sie den Gehorsam, ohne das Befehlen. Ein unsichtbares Gebilde, – übernommene Satzungen, die man nicht prüfen darf, – befahl auch dem Burschen: das Korps. Gehorchen ist dem, der gehorchen gelernt, leichter als befehlen; die Demut des Hörigen fühlt man nicht, wenn das, was befiehlt, kein Mensch ist, sondern eine Einrichtung; ein Mensch, der befiehlt, ist dem Tadel des Gehorchenden ausgesetzt, eine Einrichtung wird stets wichtig genommen; ist sie alt, so steht sie im Ruf der Unantastbarkeit. Was sie heischt, daran mäkelte man nicht; weil sie unsichtbar ist, glaubt man Herr zu sein und kam doch nie übers Gehorchen. Der Gehorchende fühlt die Verantwortung nicht, das ist bequem. Wir haben ein Zeitalter der Höchstgestellten, die, was zu verantworten ist, auf Einrichtungen abwälzen, und das Lustgefühl, Gebietende zu sein, zugleich mit der Bequemlichkeit, die dem Untergebenen zukommt, genießen. So lernte mans in der Verbindung; so handhabt mans im Staat. Die Geschichte droht zu beweisen, wohin Zuchtmittel, die nur Untergebene schaffen, führen. Wie sollen auch Männer entstehen aus Jünglingen, denen als erstes Gebot die Meinung der übrigen vorgeschrieben wird, und eingeprägt, daß die Antwort

auf: „Was wird man dazu sagen?“ aller Handlungen Regel sei.

Wenn auch mein Wille schleppend blieb, ich versank nicht in die letzten Gefahren: Gedanken- und Phantasielosigkeit, Verzicht auf Urteil, Billigung des Verzichtes auf Willen. Buchaus bloße Gegenwart stellte mich wieder her.

So kommt es mir vor, wenn ich unser beider Treiben mir aus der Vergangenheit vorführe. Wer uns damals beobachtet hätte, dem mochten wir kindisch vorgekommen sein. Unsere Wettläufe, unsere Ringereien mochten albern aussehen. Bei ihm aber war es solch ein natürliches Übersprudeln des leiblichen Wohlgefühls, daß es, ich glaube, dennoch auf niemanden hätte lachhaft wirken können. Leib und Sinne zu betätigen, war ja, wozu er den Trieb hatte; ihm war es ernst bei regelrechtem Ringen, Laufen; prachtvoll wußte er den Diskus zu schwingen; wonnig war es, ihn in der Kreisdrehung des mit allen Sehnen arbeitenden Körpers, ihn in der sprunghaften Sammlung vor dem Abschnellen der Scheibe zu sehen. Mit ihm verglichen war ich ein schwächlicher Gegner, ein täppischer Nebenhuhler; aber sein Schwung riß mich mit.

Manchmal kamen andere Füchse zu Buchau, ehe wir gegangen waren. Die wurden mitgenommen. Da wurmte michs oft, wenn ich sah, wie er zu ihnen nicht anders war, als zu mir; wie auch sie alle fortgerissen

waren; und, wo wir zuzweit gingen und er kaum nur mit Namensnennung eines von ihnen gedachte, argwöhnte ich manches Mal: Wenn er mit ihnen allein ist, spricht er auch meinen Namen nicht aus. Oder: Wenn ich da bin, läßt er mich mitgehen; wenn nicht, denkt er an mich so wenig wie an die anderen. Seine Anmut aber zerstreute die Zweifel; sie wirkte nachhaltig, daß sie selten wiederkamen.

War das Wetter schlecht, blieb ich bei ihm auf der Stube. Daß Buchau musizierte, konnte in einem Haus, wo außer ihm noch vier Korpsbrüder lebten, kein Geheimnis bleiben; man liebte es, ihn spielen zu hören. In der ersten Zeit wurde er ans Klavier manchmal geradezu gesetzt. Nachher, als er unsere Stimmung kannte, tat er es von selber. Wenn Buchau spielte, kam bisweilen Löwenpranke, hörte zu und ging meist, sobald er geendet hatte. Bisweilen wünschte er, dies oder das zu hören; Buchau willfahrte. Einmal verdrängte er ihn und spielte selbst; den letzten Satz der Eroica, leidlich nach Gehör; sein Geschmack ging aufs Pathetische, trotzdem hielt er zurück im Spiele. Mich wie die anderen übersah er, wenn er blieb; er sprach dann bloß mit Buchau. Sie redeten über Musik; aus den Urteilen war manches zu lernen. Über Wagner waren sie stets uneinig; der Streit konnte possierlich werden. Löwenpranke verehrte ihn über die Maßen; Buchau, der mit dem Verstand ihm alle Größe zugestehen mußte, hatte

vor ihm einen Abscheu des Gefühls, als vor der „Musik gewordenen geschlechtlichen Unbefriedigung“.

Fanden wir uns beide allein, so las er mir auch vor, wenn unser Gespräch ihn darauf gelenkt oder die Stimmung ihm etwas eingegeben hatte. Wenige Bücher waren bei ihm, meist billige Bändchen, die abgegriffen und zerknittert da und dort herumlagen. Was er alles mir las, des entsinne ich mich nicht. Gern las er Stellen aus Eichendorffs Taugenichts; er gab mir daraus Duft und Waldbilder, Hörnerklang, Klingen von Bechern, Ruderschlag und Gesänge, Frauenantlitze, Frauenstimmen und das Welschland des kindlich-tapferen Romantikertraums. Anderes las er aus einer Sammlung: deutsche, gute Volkslieder, manches aus der Lanzknechtzeit, – „der Lanzknecht“ war ja, sagte ich schon, sein Neckname geworden. Auch des Mittelhochdeutschen jugendlich-süß anmutendes Stammeln lernte ich durch ihn lieben gleich einer lichten Blauäugigkeit. Und immer wieder hörte ich: „Nun ruhen alle Wälder“.

Was Adalbert mir in diesen Wochen war, wie meine Gedanken sich mit ihm beschäftigten, mein erfreuliches, doch so manchen Zweifeln noch unterworfenen Verhältnis, spiegelt sich in den Briefen meiner Mutter, die ich damals bekam; – ich habe sie wie jede ihrer Zeilen, aufgehoben. – Im letzten Winter war unser Briefwechsel in eine Art Stocken geraten, und sie war es gewesen,

die zuerst seltener und scheuer schrieb. Ich hatte daraus zu empfinden gewußt, daß sie zurückhielt, weil sie über manches an mir nicht im Klaren war, was sie beunruhigte. Es war, als sei sie verlegen geworden, wie mir zu erwidern, als fürchte sie, mir das Wesentliche offen zu sagen, um mir nicht durch voreiliges Wort Unrecht zu tun.

Das hatte aufgehört; sie schrieb mir viel und offen; heiter, obwohl sie grade leidend war. Sie schrieb mir mehrmals, daß ihr der Ton meiner Briefe wieder gefalle, nachdem er sie lange geängstigt habe; seit sie wisse, daß ihr Junge wieder Lebensfreude kenne, gar, wie es ihr schiene, glücklich sei, wäre auch sie froh. Den Winter über sei sie mit meiner Verfassung garnicht zufrieden gewesen, sie hätte mich bald zu zerrissen gefunden, bald zu niedergeschlagen, zu müde, — dem zufolge, was sie aus meinen Briefen las. „Als du Ostern heimkamst“, schrieb sie einmal, „warst du von einem solchen Verzichte, wie ihn ein Mann in deinen Jahren nicht haben darf. Ich lese grade mit Papa über den Jesuitenorden: du redetest wie ein beginnender Jesuitenschüler. Etwas anderes sprach aus dir, etwas, das du nicht warst, das aber deinen Willen gebrochen hatte, und dem du dich hingabst aus irgendeinem Wahne. Nun aber scheinst du mir wieder fast so zu sein, wie, als du die Schule und das Elternhaus verließest. Möge dich Gott darin erhalten und reifen lassen“.

Ein andermal, als ich ihr grade von meiner Freundschaft berichtet hatte, schrieb sie: „Du hast einen gefunden, dem du von Herzen zugetan bist; das beglückt mich. Wir Menschen bedürfen des anderen, dem wir uns reuelos schenken mögen. Sorge dich nicht darum, ob du volle Erwidierung findest; gib dich zufrieden, wenn er dir nur gut ist und wenn er gut ist. Das aber scheint er mir zu sein nach allem, was du mir von ihm sagtest: ein fest gegründeter Charakter. – Du zweifelst an seiner Entwicklungsfähigkeit. Ich halte deren Fehlen nicht für durchaus schade. Vielleicht fühle ich darin zu sehr als Frau, die keinen Schaffensdrang hat und nur den Drang oder Ehrgeiz ihres Mannes mitheiratet. Wir lieben auch zu sehr die Gartenrosen; die gefüllten, die keine Hagebutten tragen. Jedoch, ich glaube, wir haben nicht Unrecht. Grad in der Festigkeit des Kernes, die eine Wandlung ausschließt, – man wird sie heute wohl als Ergebnis einer jahrhundertalten Entwicklung ansehen, – achte ich einen unschätzbaren Wert, den verehren zu dürfen dir genug sei. Wir sind dem Willen Ehre schuldig, der mit stetem Bemühen sich das Gute abringt und so zum Guten steigt; vollkommener will mich der dünken, dem das Gute leicht fällt, weil es ihm selbstverständlich ist, dem es aus solcher Tiefe entströmt, daß er unbedenklich und unbeirrt immer richtig entscheidet, auch wenn er darüber nicht reden und keine Gründe an-

führen kann. Den würde ich eine gute Natur heißen. Ich weiß nicht, wie weit das auf deinen Freund zutrifft; aber du machtest mir Andeutungen dieser Art; sie regten mich an, den Gedanken weiterzuspinnen“.

Wieder einmal schrieb sie: „Daß du seit den letzten Briefen aufs neue Fragen berührst, wie die nach allgemeinem Wert oder Unwert, läßt mich aufatmen. Ich erfahre so, daß du denkst; so magst du das Richtige finden. Wenn ich auch weiß, daß vom richtigen Denken zum richtigen, mutigen Tun der Abstand groß ist, es bedeutet doch den ersten Schritt wenigstens bei jemand, der nicht lügt und nicht verrät; mir ist ein Stein vom Herzen gefallen!“

ACHTES KAPITEL.

MEINER Mutter wegen änderte ich die Pfingstpläne; ich fuhr nicht nach Hause, wie ich es ursprünglich beabsichtigt hatte. Sie war, um sich zu heilen, in ein süddeutsches Bad gegangen; meinen Vater hinderte die Wirtschaft, mitzureisen; sie sehnte sich nach einem der Ihrigen und wünschte, daß ich für die Ferien zu ihr stoße. Ich versprach zu kommen.

Adalbert reiste nach Hause. Tagelang vor dem Aufbruch sah man ihm an, daß er glücklich war. Meist hielt er sich in behaglicher Freudigkeit. Mitunter schien er sich nicht gedulden zu können: dann wiederholte er, daß er sich auf sein Haus freue, auf jeden Baum, jeden Stein am Wege, auf jedes Dorfkind und jeden Dorfbalden, denen er begegnen werde; auf die Schwalben, die über seinem Fenster nisteten; vor allem auf die Pferde; — nicht weit von seinem Ort lag ein Truppenübungsplatz, das Reutershofener Exerzierfeld; wenn keine Soldaten im Lager waren, stand er ihm frei zur Benutzung.

Adalbert verbarg seine Stimmung nicht, wo mancher von uns sie auszudrücken nicht gewagt hätte, aus Furcht, weil er sich auf die Ferien freue, für uneifrig im Korps zu gelten. Seine Freudenausbrüche aber waren von solcher Frische, so kindlich in ihrer Aufrichtigkeit; sie steigerten die uns an ihm gewohnte An-

mut, daß keiner, auch nicht die vom Schlage Weidas, daran Ärgernis nehmen konnten.

Ich mußte, um nach dem Bad zu gelangen, erst eine der großen Verkehrsadern benutzen, die Nordwestdeutschland mit München verbinden, dann auf eine andere Strecke biegen. So kam es, daß ich mit Adalbert fuhr; in Hermannszell, dem Ort, wo ich Wagenwechsel hatte, endete seine Reise. Das war nicht die Endstation für Buchau; die ist Stetten, das, von unserem Ausgangspunkt gerechnet, ein wenig weiter liegt; man kommt von da mit Fuhrwerk in einer halben Stunde nach Buchau, von Hermannszell aus erst in zwei und einer halben; in Stetten aber halten nur Personenzüge. Auch begab sich Adalbert zuerst ins Verwandtenhaus Beilstein, das nächst Hermannszell gelegen ist. Er plauderte: „Meine Kusine holt mich mit dem Wagen ab; ich fahre zum Abend zu ihr; wir besprechen, was wir in diesen Tagen unternehmen möchten. In Beilstein finde ich mein Gespann und fahre durch die Sommernacht nach Hause; dann bin ich bei mir! – O wenn das Licht mir aus meinem Fenster entgegenscheint, an dem ich schon als Junge saß und einst, als nach stillem Sommertag die Dämmerung über den Park kam und die Parknebel stiegen, zum erstenmal begriff: Nun ruhen alle Wälder. – Die Wirtschafterin in der weißen Schürze wird an der Tür stehen und wir werden uns freuen. Der Kutscher erzählt mir unterwegs, was sich

inzwischen zugetragen hat; ich gehe noch nachts zu den Pferden“.

Ich hoffte, daß er mich einladen werde; nach so engem Verkehr erwartete ichs. Er tat es nicht. Ich war ihm einen Augenblick über gram. Er fuhr fort:

„Meine Kusine und ich, wir wollen dieser Tage unter uns hausen. Sie kommt wahrscheinlich auf die ganze Woche zu mir, vielleicht schon mit mir, – gleich heute Abend; ihr Reitpferd hat sie, denke ich, schon vorausgeschickt. Um unsere Nachbarn werden wir uns nicht kümmern; sie sind es schon gewohnt. Wir in Buchau haben seit langem Narrenfreiheit im Lande; meine Vorfahren haben sie erworben. Durch die Verwandtschaft wurde Beilstein angesteckt“.

Ich mußte einsehen, warum er mich nicht aufforderte, und zwang mich, darüber nicht böse zu sein.

Wir waren morgens abgereist; an vorgerückterem Nachmittag trat die Bahn in welliges Gelände; da waren Dörfer mit schlanktürmigen Kirchen, angenehm gebauten Schlössern; in den Feldern, an Kreuzwegen, standen Heiligenbildnisse mit ausladenden Gebärden und in Bauschgewändern, aus rotem Sandstein gefertigt und hübsch in die Landschaft passend. Weiter seitwärts lagen Hügel. Wir näherten uns einem Hochlande mit steil abfallendem Saume. Adalbert zeigte dorthin: „Wir kommen in unser Stromtal; das Hochland, das sich da vorschiebt, faßt es von der einen Seite

ein; seine Hänge sind unser bestes Weingebiet; sie liegen grade zur vollsten Mittagssonne. Gleich sind wir in Hermannszell; von da aus fahre ich hinauf, — sieh dort, — den Anstieg; dahinter versteckt liegt auf vorspringendem Kegel Beilstein. Von da aus muß ich wieder zu Tal; Buchau liegt tief; weiter dorthin in derselben Richtung, stromaufwärts“. Er langte, obwohl es noch zeitig war, nach der Handtasche, um sie aus dem Netz zu heben, indes er fortfuhr: „Falls Frau von Bleckede auf dem Bahnsteig ist, will ich dich vorstellen. Sollte sie selbst kutschen, schickt sie wohl nur den Lorenz vor; dann sieh sie dir aber an, wenigstens von ferne; sie ist schön“.

Er stellte sich ans Fenster; er rief: „Die ersten Häuser von Hermannszell!“ und zog mich zu sich.

Ich sah in die Stadt, ein kleines Nest mit behäbigen roten Sandsteinhäusern inmitten schlichteren aus Fachwerk; eine hübsche gotische Kirche; Überbleibsel alter Befestigungen. Es gefiel mir. Er riet, da ich bis zur Weiterfahrt eine Weile Aufenthalt hatte, ins Städtchen zu gehen und das Georgentor aufzusuchen. „Du findest ein hübsches Winkelchen an der Mauer bei alten Linden. In die Gestalt des Ritters, der dort steht, bin ich als Knabe verliebt gewesen; ich wollte ihm gleichen. Er soll einen Ahnen von mir konterfein, der ihn in Zeiten, da wir noch katholisch waren, stiftete“.

Der Zug bog langsam um den Ort herum. „Die ganze Gegend hier scheint mir katholisch“, bemerkte ich.

So war es auch, nur die Reichsritterschaft, die hier saß, hatte sich seinerzeit zum größten Teil der neuen Lehre angeschlossen, um in den Mark- und Landgrafen Verbündete wider die übermächtigen Bischöfe zu haben.

Ein Ruck; wir hielten. Auf dem Bahnsteige sah ich eine blonde Frau, bemerkenswerten Wuchses, in engem, dunkelblauem, beinahe schwarzem Kleide.

Adalbert ging auf sie zu; ich nahm wahr, wie schon oft, daß sein Gang auch, wo er sich sputete, Maß bewies und nichts Eilfertiges an sich hatte; diesmal schien es vollends, als hielte er zurück, was ihn vorwärts treibe. Ich verglich die beiden: sie war kleiner als er, sah aber für eine Frau fast zu groß aus. Ihr Gesicht schien in manchem dem Adalberts zu gleichen. Sie hatte seine reinen Farben; auch dasselbe Haar, doch vielleicht etwas glänzender, vielleicht nur deshalb von stärkerem Glanze, weil es die größere, — eine überreiche —, Fülle war; sie hatte dieselbe hohe Stirn mit den vorspringenden Jochbogen; ihr Mund war ebenso voll und gut geschnitten, ihr Kinn deutlich. Hin und wieder, während ich sie betrachtete, fand ich die Ähnlichkeit zwischen ihr und Adalbert auffallend. Ihr Aussehen gab zu erwägen, ob nicht diese Deutlichkeit, die feste Knochigkeit des Kopfes, auch eine gewisse Schärfe der

Nase, ihrem Gesichte das benahmen, worin ich sonst den Zauber des Frauenantlitzes empfand.

Nun aber faßte ich einen Augenblick, in dem sie ihn ansah und ihr Gesicht sich aufhellte, – nein aufstrahlte. Jetzt glich es dem von Adalbert bei seinen liebenswürdigsten Regungen. Doch legte sich noch eine Süße darauf, eine Glückseligkeit, die an diesen Zügen überraschte, solch eine wonnige Steigerung bedeutend, daß man sich davon ergriffen fühlte.

Sie hatte ihm mit dem Tuche gewinkt, sobald sie ihn sah; er hatte sie ohne Sturm begrüßt, ohne Überschwang; aber nie habe ich einen Gruß gesehen, der so die Bezeichnung „ritterlich“ verdiente. Sie zeigte den vollsten Ausdruck nur auf kurz; sie wußte ihn bald mehr, bald weniger zu dämpfen; meist unterdrückte sie ihn ganz. Als sie sich zum Gehen anschickten, strahlte sie nochmals auf. „Komm!“ sagte sie.

Ich hatte etwas abseits gestanden; Buchau winkte mich heran und sagte ihr: „Ich möchte dir meinen Korpsbruder vorstellen, Herrn von Wickendorf.“ – „Gern“, hörte ich sie entgegnen; der Klang ihrer Stimme war angenehm, etwas tief. Adalbert stellte mich vor. Aller freundlicher Ausdruck war von ihr gewichen. Sie nickte steif, gab mir die Hand nicht und wandte sich zum Vetter: „Sind das alle deine Sachen?“ – Der Gepäckträger stand daneben. – „Ja“ – „Gehen wir!“ – Sie

nickte mir kurz zu – kaum; und beide gingen. Ich sah die Frau wieder lächeln und, ehe sie am Wagen stand, wo sie den Handschuh ihrer Linken anstreifte, – warum mir das nie aus den Augen will! – waren beide schon in tausenderlei Gesprächen.

Es war ein nettes Wägelchen mit Hintersitz für den Kutscher. Sie setzte den Vetter neben sich, überließ das Lenken dem Burschen; die Pferde zogen an; ich sah noch, wie sie sich übers Kleid fuhr und das Staubleder seitwärts zuknöpfte; über das Pflaster des Städtchens klappernd, verschwand das Gefährt im Nu an der nächsten Ecke.

Ich schlenderte lustlos durch den Ort; fand das Tor und den Ritter; trat hinaus und sah die Felder mit den Saaten durchstanden von Mohn; hie und da an den Böschungen Weinberge. Ich ging zurück, stand vor der Kirche, vor dem Rathaus, – dem roten Sandsteinbau mit umständlich verschnörkelten, aber doch hübschen Ornamenten, der breiten, gewichtigen Treppe. Ich kehrte zum Bahnhof zurück; saß eine Weile da, fuhr weiter. Ich war gedrückt. Ich dachte an die Begegnung. „War das ein unangenehmer Gruß, als sei ich ein giftiges Insekt!“ sagte ich mir. Ich konnte ihn nicht verwinden; auch nicht das Strahlen vergessen, das sie Adalbert schenkte, und das Bild der Hand, das auf die andere den Handschuh zog.

NEUNTES KAPITEL.

ICH traf meine Mutter bereits erholt an. Die Kur tat ihr wohl; sie freute sich an der Gegend, den Höhen, Tälern und weiten Nadelwaldungen. Sie hatte die Abwechslung lieb; hier, im belebten Badeort, fand sie sie wieder nach langer Zeit, die sie still auf dem Lande verbracht hatte. Nun war sie unternehmungslustig, lichten Gemüts, vergnügt. Mir wollte sie den Aufenthalt bei sich so angenehm als möglich machen: ich fand am Pfingstmorgen, was ich nur schwer hätte missen mögen, in meinem Zimmer Überfluß an Birkenzweigen, an frischen, hellgrünen Maien. Auch bei sich hatte sie alles damit geschmückt.

Sie freute sich an den neuen Menschen, die sie kennen lernte, deren Eigentümlichkeiten sie beschäftigten. Auch ein großer Kreis alter Bekannter war da, darunter Einwohner unserer Provinz, die durch ihre Gegenwart gleichfalls zu ihrem Wohlsein beitrugen, indem sie den Aufenthalt gemütlich machten. Am Morgen nach meiner Ankunft begegneten wir Herrn von Westerdieck, der seit kurzem nach der unserem Gute nächstgelegenen Stadt als Oberleutnant der Ulanen versetzt worden war; einen Verwandten der Wulkows. Westerdieck weilte nicht zur Kur im Ort; ihn hatte die Landschaft hingelockt, in der sich berühmte Wanderungen machen ließen. Zum anderen Teil benutzte er den Urlaub, um Freunde zu besuchen, an denen ihn die Reise vorbeiführte.

Er war auf Beilstein gewesen und erzählte davon. Die Hausfrau, sagte er, habe Zauber. „Wo sie erscheint, fühlt man Zuversicht und Ruhe. Ich wäre dort je länger, je lieber geblieben; auch hatten wir ursprünglich einen gründlicheren Besuch verabredet. Da sagte sich ein Verwandter an, mit dem sie gern allein ist; und sie wollte mich nicht mehr behalten“.

„Das heißt seinen Besuch aus dem Hause werfen,“ scherzte meine Mutter über diese Art Gastfreundschaft.

Westerdieck entgegnete: „Von Seiten irgendeines beliebigen Menschen hätte mich solches verstimmt. Von Mathilde Bleckede läßt man sich manches gefallen, – und man darf es“.

Ich bemerkte, daß ich die Dame gesehen und nicht gerade liebenswürdig gefunden habe, erzählte aber nichts Genaues. Denn ich fragte gleich nach Wulkow.

Westerdieck gab mir Auskunft. Wulkow habe sich nach Berlin begeben und Vorlesungen besucht, bald aber aussetzen müssen, weil es mit seiner Gesundheit nicht besser wurde. Er sollte zur Kur herkommen; Westerdieck erwartete ihn. Wenn ich einige Tage bliebe, meinte er, würde ich ihn sehen. Ich freute mich.

Ehe er kam, war Westerdieck mein Hauptverkehr. An den Abenden, als meine Mutter und die Bekannten sich nach den Vorschriften der Kur zurückzuziehen hatten, streiften er und ich in der Gegend herum oder saßen bei Landwein in irgendeinem Garten. Wulkow traf

ein: eines Nachmittags machten wir zudritt einen Gang. Man sprach von allerlei, schließlich von Frauen. Wulkow war beeindruckt von einem Bild Frau von Bleckedes, das er bei Westerdieck bemerkt hatte; – sie selbst hatte er niemals gesehen:

„Ihre Schönheit ist vollendet“, sagte er, „freilich möchte es mich nicht wundern, wenn die meisten sie kühl fänden“.

„Einige urteilen, daß es ihr an einer gewissen Weichheit, an eigentlichem Reize fehle“, äußerte Westerdieck.

Ich sagte, dieses sei auch meine Meinung.

Wulkow entgegnete, solche schätzten die Schönheit eben nur nach einem Anteil von Sinnlichkeit: „Ich finde sie grade deshalb schön, weil ihre Schönheit fern hält“. Er sagte, daß er sie gern kennen lernen möchte; solche Menschen regten ihn zu denken an: „Eine Frau, die die Schönheit eines Kunstwerkes hat, mag als Frau ja verfehlt sein. Wenn sie aber da ist, muß sie auch einen Daseinsgrund, ihr Dasein einen Sinn haben. Nur zu wenig sieht man von derartigen Menschen; grade der Verkehr mit ihnen, glaube ich, könnte über manches aufklären, was im Leben ungedeutet ist“.

Das Gespräch glitt zurück aus dem allgemeinen, wohin es Wulkow hinübergespielt hatte; aber es blieb bei Frau von Bleckede. Ich schilderte meine Begegnung mit ihr und die bittere Art, mit der sie mich ablehnte.

„Verzeihen Sie“, meinte Westerdieck, „jetzt werde ich

ihnen etwas Ungezogenes sagen. Überlegen sie sich, ob die Unfreundlichkeit dieser Frau nicht an Ihnen gelegen hat. Sie weiß, wie wenige, das Gute zu treffen; sie gilt mir als Prüfstein für den Wert der Menschen“.

Ich machte Einwendungen.

Er entgegnete: „Ich glaube Frau von Bleckede zu kennen. Als sie zu uns kam, hat man Anstoß an ihr genommen; man sprach von ihren Launen, ihrer Ungezogenheit und ihren Ungezogenheiten; wir fanden sie absonderlich. Wir hielten sie für einen eigenwilligen Backfisch; – sie war erst sechzehn Jahr, als sie unseren Kameraden heiratete. Mit der Zeit aber merkten wir, daß ihr Benehmen uns und überhaupt Menschen gegenüber von einem richtigen Fühlen eingegeben wurde; die Erfahrung bewies hinterher, daß ihre Neigungen und Abneigungen nie grundlos gewesen waren. Diese aber konnte oder wollte sie nicht verbergen; ich weiß, wie Verstellung sie anwidert. Ich habe sie Leute in Schutz nehmen sehen, die wir verloren gaben; wir schüttelten die Köpfe und sprachen von Frauennachsicht und Urteilslosigkeit; sie haben sich aufgerichtet. Wir haben es erlebt, wie sie Ehrenmänner schnitt; schließlich waren es Menschen von schlammiger Gesinnung, die man unter sich duldete, ohne ihnen etwas anhaben zu können. Freilich; sie hat sich mitunter von Äußerlichkeiten beeindrucken lassen: ich war damals Fahnenjunker; es dauerte einige Zeit, ehe sie hinter den Ge-

wöhnungen, die mir vom Kadettenhaus anhängen, den Menschen fand, der nicht für sein Leben bestimmt war, nur Redensarten zu dreheln; ich war ihr unerträglich. Sie hat mir den ersten Dienst recht sauer gemacht; denn ihre Meinung teilte sich ihrem Manne mit; und der war gerade mein Rittmeister. Ich habe mich nach ihrem Maße umgebildet, weil ich sie trotz der Härte, die sie mir bewies, seit dem ersten Tage verehrte; so verdanke ichs ihr, daß jene Äußerlichkeiten mein Innenleben nicht ganz überwuchert haben. Doch, das liegt weit zurück. Seitdem hat sie immer richtig gesehen. Beim kameradschaftlich angenehmen Verkehr, der sich zwischen uns gebildet hat, betrachte ich sie als treue Beraterin. Alles kann ich mit ihr besprechen; sei es, daß ich ein Pferd kaufen möchte, – sie versteht sich darauf; sei es einmal, daß ich ein Weib nehmen wollte“.

Wulkow verlangte mehr zu wissen. Er fragte nach Mathildens Jugend, nach ihrem Vaterhaus: „Du wirst mir doch zugeben, nach dem, was du mir heute und sonst von ihr erzähltest, daß sie keine landläufige Erscheinung ist. Das muß doch einen Grund haben“.

Die eigensinnige Zergliederungssucht, mit der er Buchau quälte, hatte ihn angefallen. Diesmal schien Frau von Bleckede zu ihrem Gegenstand ausersehen zu sein. Er kam auf dem ganzen Spaziergang immer wieder auf sie zurück.

Westerdieck erzählte weiter:

„Was du so wenig landläufig findest und was es in der Tat auch nicht ist, könnte man als Folge ihrer Erziehung, – oder Nichterziehung, begreifen. Ihr Vater war kränklich und schwach und hatte im Hause nichts zu sagen. Die Mutter, – viel jünger und schön, – war oft abwesend. Im Turm saß auf Altenteil eine Großmutter, feierlich, voll strenger Grundsätze, doch nicht imstande, sie in anderes, denn in wirkungslose Mahnungen, umzusetzen. Von dreien Geschwistern war Mathilde allerdings der Liebling der Mutter. Aber, – es war der Frau ihr Haus verleidet. Wenn sie das Nötige verrichtet hatte, – sie war als Schloßfrau von hohem Ehrgeiz und raschester Begabung, – fühlte sie nur den Druck. Sie mied das Heim und alles, was sie daran gemahnte. Sie verkehrte viel in der Nachbarschaft; sie war oft in der Stadt, – in Z . . . , wo viel Provinzadel wohnte; er führte dort seine abgeschlossene Geselligkeit; heute noch hört man diesen Verkehr als ein Muster vornehmer, freier Behaglichkeit rühmen. Sie machte Reisen; sie begann auf Jagd zu gehen, obwohl ihre Mutter, – die auf Altenteil, – das Handhaben des Gewehrs bei Frauenzimmern als gotteslästerlich verpönte. Sie war von je eine Reiterin gewesen; nun ritt sie in ihrer Unrast mehrere Pferde des Tags; das Reiten ward zu ihrer äußersten Leidenschaft. In ihren letzten Jahren sah man sie regelmäßig unter den Zuschauern aller bedeutenden Rennen. War sie in Beilstein, war sie meist außer Hauses oder lud

sich Gäste ins Haus. Ihre zwei Jungen, älter als Mathilde, kränkliche Geschöpfe, sah sie kaum an; sie starben gar, ohne der Schwester eine Erinnerung zu hinterlassen; so gleichgültig war ihr Dasein. Das Mädchen wurde ein immer schöneres Kind; schön durch sein reiches Blond. Es war kräftig; es tummelte sich herum, kletterte auf Bäume, war ganz wild, ganz unbändig, ganz Natur; und nur Musik, – denn die Mutter sang vortrefflich, – konnte es zu stundenlangem Lauschen bezähmen.

Eines Tages fällt der Mutter etwas ein: es gab den Nachbarn in Buchau, mit dem man in Beilstein nicht gut stand, dem man irgend etwas nicht verzeihen konnte; der hatte einen prächtigen Knaben. Sie hatte ihn einmal am Parkrand mit der Wärterin spielen sehen. Er war fünf Jahre alt, ihr Mädchen bald sieben; die mochten, dachte sie, zu guten Gespielen taugen. Kaum hat sie das ersonnen, reitet sie in Buchau an, wo man ihr eigentlich nicht grollte, nur zurückhaltend war, besonders von seiten der Hausfrau; versöhnt sich fast mit Gewalt, entreißt geradezu der Nachbarin ihre Freundschaft; und beide Kinder werden zusammengeführt.

Als ich jüngst auf dem Beilstein war, erzählte mir Frau von Bleckede mancherlei, wenn wir in Haus und Garten umhergingen und sie mir die denkwürdigen Stätten der Kindheitserinnerungen zeigte. Sie und der Junge wurden bald wie Geschwister; sie wollten sich nicht

voneinander trennen. Auch Adalbert war wild und unbändig; sie wuchsen auf im Verüben von Schabbernack und Streichen. Dann verwaiste er; er kam unter Vormundschaft. Er wurde hernach der Schule wegen in die Stadt getan. Zwar blieb er ein gesunder, starker, auf Leibesübung entbrannter Bursche; aber er lernte auch. Er begriff spielend und bedurfte, sagt man, geistiger Anstrengung nur selten; doch konnte er sich dazu zwingen. Als er zum erstenmal für die Ferien zurückkehrte, war er träumerisch; er war zehn Jahre alt und sehr frühreif. Er brachte dem Mädchen Freude an dem bei, was er während der Trennung hatte schätzen lernen. Sie waren wieder in allem zusammen; allerdings nicht mehr so wild wie einst, obwohl in manchen Tagen Lärm in ihnen ausbrach und sich weit um sie her verbreitete. Sie ritten viel mit einander schon von klein auf; sie hatte von der Mutter her das Geschick und die Leidenschaft; er vom Vater.

Dann verwaiste auch sie. Der Schattenvater war schon vor einigen Jahren gestorben. Den Schmerz um die Mutter, wie heftig er auch war, überwand sie rasch. Sie hauste mit der Großmutter, die keine Gewalt über sie hatte; sie tat, was ihr einfiel, ritt stundenlang, las stundenlang, wie es der Großmutter am wenigsten paßte. Nur Adalbert konnte, wenn er zu den Ferien kam, sie meistern; eigentlich aber war nun sie die Führende von beiden.

Mathilde war fast sechzehn Jahre, als die Großmutter sich verpflichtet fühlte, ihr die Welt zu zeigen. Man reiste nach Baden-Baden; da gab es Verwandte, die sich des Mädchens annehmen konnten, so daß die alte Frau sich selbst nicht anstrengte; da gab es die Rennen, an denen das Enkelkind sich freuen mochte. Sie machten ihr Freude: sie ging ganz in ihnen auf; sie hatte vor jedem Rennen fast das Fieber: sie kannte die Pferde, lernte die Reiter kennen und schätzte die Menschen nur nach dieser Kunst. Bleckede war der Tüchtigsten einer; er war grade Rittmeister bei uns geworden. Als er ihr vorgestellt wurde, sagte er sich: „Die wird mein Weib“. Er war verliebt, sprach an bei der ersten schicklichen Gelegenheit, sie zögerte keinen Augenblick; sie hatte ihn im Sturme lieb gewonnen. Sie liebten sich die ganze Ehe durch; doch lag auf dem Glücke ein Schatten . . .“.

„Das war?“ fragten wir.

„Sie hatten keine Kinder. Man muß Bleckede gekannt haben, um zu wissen, was das bedeutete. Er war aufrichtig verliebt, als er heiratete, doch wäre es bei ihm nie zur Leidenschaft gekommen, hätte er nicht in Mathilden, – unbewußt, – die Verkörperung eines Ideals gesehen, das er sich ausgeklügelt hatte. Er war ein arger Theoretiker, verbissen in diese oder jene Lehre; – wie oft ist er nicht damit geneckt worden! Theorie zum Beispiel war sein sanftes Welfentum; er war nicht wie

andere Hannoveraner einem Kleinstaat dienen gegangen, sondern in Preußen eingetreten und mit Leib und Seele dabei; dennoch suchte er von Zeit zu Zeit ganz unnützerweise seine Anhänglichkeit an das entthronte Geschlecht mit Worten vorzukehren, damit sie ja nicht vergessen werde und damit auch er sie nicht vergesse. Denn er hielt Treue zum alten Königshaus für untrennbar von seiner Würde und seinem Namen. Sein Name war ihm etwas ganz Heiliges; darum schwor er vor allem auf Rassentheorien. Nächst dem schwor er auf Hygiene. Er erwartete ein schönes Fideicommiß: er wünschte, seine Erben sollten dessen wert sein; er suchte die große blonde Frau, mit der er wohlgeratene Kinder haben werde, fand eine, wie er sie sich nicht besser hätte ausdenken können, – und der Segen kam nicht. Die stets befolgte Hygiene hatte ihn wissen lassen, daß der Fehler nicht an ihm lag: er hatte sich geschont, zusammen genommen, all das für seine Kinder. Daß er Kinder haben konnte, bewies auch ein strammes Mägdlein, dem er Alimente zahlte. Frau von Bleckede hätte es fast zu sich genommen, mehr aus Pflichtgefühl, denn aus Neigung. Gottlob, es ist nicht dazu gekommen; zur Mutter hätte sie trotz aller Vorzüge vielleicht doch nicht getaugt. Das Kind ist, während die Verhandlungen schwebten, gestorben. Die Kinderlosigkeit quälte ihn; er hat sein Leben oft verfehlt und zwecklos gescholten. Frau von Bleckede hat mir gesagt, daß dieser

Mangel sie – für sich allein – nie sonderlich bekümmert haben würde; sie hätte nie Sehnsucht nach Kindern gehabt; zeitweise allerdings Kinder zu haben gewünscht, sich aber ins Unvermeidliche gefunden. Ihres Mannes wegen litt sie mit.

Er starb im fünften Jahre der Ehe. Mit einundzwanzig war sie Witwe. Sie kehrte in ihre Heimat zurück; die Großmutter lebte nicht mehr. Sie ist nicht müßig; sie verwaltet den Besitz, musiziert, reitet und hat ein immer gastliches Haus für ihre und für ihres verstorbenen Mannes Freunde“.

Westerdieck erzählte vielleicht ein wenig gefärbt. Er schloß. Wulkow sah mir nachdenklich aus. Er fragte, als wir schon von anderen Dingen sprachen: „Sie konnte keine Kinder haben?“

„Nein“.

„Form ohne Gehalt“, sagte er, „wunderbare Form! Immer muß ich an das Bild denken, das du bei dir stehen hast. Solche Menschen haben keine Kinder. Auch ihr Gespiele wird keine Kinder haben, sonst müßte die Welt sinnlos sein. Ich möchte wissen, ob der, dem Shakespeares Sonette galten, Kinder gehabt hat. Der Dichter hat es zwar gewünscht und in der Fortpflanzung dieser Schönheit ihre einzige Aufgabe gesehen. Doch es gibt Grade, darüber gehn die Entwicklungen nicht, darüber geht es nicht!“ – er holte mit verstärktem Ton ein jedes Wort einzeln aus sich

heraus: - „dann kommt nur noch die Ewigkeit. Ich habe das vermutet – auf den ersten Blick; alles, was ich hernach gesehen und gehört habe, hat meine Meinung bestätigt. Nach dem, was du jetzt sagtest, zweifle ich nicht mehr“.

Ich bat um Erklärung der unverständlichen Rede. Wulkow entgegnete:

„Ich meine, daß bei der engen Verwandtschaft beider in ihnen das gleiche vorgeht, wozu die Reihe gemeinsamer Vorfahren sie bereitet, ja mit Notwendigkeit bestimmt hat. Der heutige Mensch, weltlich, voll Nützlichkeitswahnes, nennt das: Erschöpfung der Rasse; Vollendung würden die Heiligen Gottes sagen. Vollendung ist diese Schönheit; Vollendung diese Selbstverständlichkeit, dieses sicher das Gute wählende Gefühl“.

Ich hatte nach Adalberts Äußerungen seine Verwandtschaft mit Mathilden für eine weitere gehalten; was ich eben hörte, widersprach dem. Westerdieck ließ die Bemerkung fallen, sie werde nicht von allen gleich gedeutet.

„Sie sind doch Vetter und Kusine?“, warf ich mit einigem Argwohn ein.

„Freilich“, antwortete er; „sie nennen sich so; ihre Verwandtschaft ist aber nach unseren Begriffen kaum als Verwandtschaft zu betrachten. Um die Mitte des XVIIIten Jahrhunderts fand die berühmte Hochzeit des Herrn von Beilstein mit einer Buchau statt. Man diente im Lande sonst nicht dem nächsten, dem geistlichen

Hof, sondern hielt sich des Glaubens wegen zu den Markgrafen. Just in den Jahren gab es Ausnahmen infolge der aufgeklärten Gesinnung. Beilstein war, ohne ein Amt zu bekleiden, des geistlichen Herren Günstling; der Vater der Braut war des Bischofs Freund und geschätzter Rat. Der Fürstbischof rüstete dem Paar das Hochzeitsfest in seinem Sommerschlosse; man weihte bei der Gelegenheit die neuen Wasserkünste ein. Es flossen Springbrunnen mit Wein, es gab Feuerwerk; der Tag ward zu einem Volksfest, von dem viele Berichte erzählen. Seitdem hat keine weitere Heirat zwischen den Häusern stattgefunden; gemeinsame Vorfahren aus neuerer Zeit haben sie nicht. Aber, da sich in der Provinz alles bevettert, da man dortzulande viel freigiebiger ist mit dem ‚du‘ als bei uns im Norden, vor allem, da sie miteinander aufwuchsen, bedarf es keiner näheren Verwandtschaft, um die Verkehrsweise zu erklären, die sie miteinander haben“.

„Merkwürdig, daß ihre Ähnlichkeit von einer Verwandtschaft herrührt, die weit weg im Rokoko liegt!“ versetzte ich.

„Die Buchau haben stets so ausgesehen, heißt es; bei der Beilstein ist es Atavismus, könnte man sagen; aber man sagt noch anderes . . . Ich muß von den früheren Zeiten anfangen; die Geschichte verwickelt sich, wenn ich den Stammbaum zurückverfolge. Also: vor einem halben Jahrhundert gab es noch zwei Äste derer von

Beilstein: die Beilstein auf Beilstein, Vater, Mutter und Tochter, - und die aus einem anderen Hause, bereits ohne Grundbesitz, doch mit etlichem Vermögen, einzig vertreten durch einen bayerischen Regierungsbeamten a. D. und Kämmerer, von achtbarstem Rufe, aber nicht jung, kränkelnd, schwarzseherisch und mit zu Jammern aufgelegtem Gemüte. Beilstein war Mannlehen; die Töchter erbten nur, wenn der Mannesstamm erlosch. Der Besitz mußte vom damaligen Herrn auf den Kämmerer übergehen. Frau von Beilstein tat es leid, daß nicht ein Kind von ihr auf der Burg weiter walten sollte; sie winkte den Vetter und Erben heran und verheiratete ihm die Tochter. Die blieb somit, nachdem der Vater gestorben war, Herrin der Burg und ward Mathildens Mutter. Der Kämmerer ist also der schattenhafte Vater. An seiner Kränklichkeit starben die erstgeborenen Kinder, -- zwei Jungen. Das Unglück der Frau war, daß sie den aufgezwungenen Mann verabscheut hat. Aber das Reiten und Jagen, sagt man, waren ihr nicht Trosts genug. Es gab ihren Nachbarn, Herrn von Buchau, der auch ritt. Daß sie zusammen galoppierten, wußte der Kämmerer. Daß noch mehr geschah, wurde gemunkelt. An sich unmöglich ist es nicht; doch will ich damit nichts Bestimmtes gesagt haben; dazu ist mir die Sinnesart dieser Frau, die ich nie gekannt habe, nicht genug durchsichtig geworden.

Herr von Buchau kam aus der großen Welt. Er hatte, obwohl er zur Gesandtschaft nur eines deutschen Mittelstaates gehörte, stets eine hervorragende Stellung gehabt; er war begabt, schön; seinen Ruf erhöhten die Frauen. Er glänzte in jeder ritterlichen Übung, er fand das Glück eines vorteilhaften Duells; er war ein Don Juan; nein doch nicht; dazu fehlte ihm der überlegene Geist im Dienst der Fleischeslust; er war in jeder Liebe rückhaltlos und von ganzer Seele leidenschaftlich. Mathilde kam zur Welt gesund, wie kein Kind des Kämmerers, und mit der Ähnlichkeit, die auf Buchauer Blut wies. Nun, — die Mutter konnte sich am schönen Kavalier versehen haben. Was den Gerüchten die meiste Wahrscheinlichkeit gibt, ist folgendes: Bald nach der Geburt des Mädchens ging der Buchauer auf Brautschau, er suchte nicht lange, er verlobte sich mit einem Fräulein aus der Umgegend. Seit dem Tage hörte der Verkehr zwischen den Nachbarhäusern auf. Traf man sich am dritten Orte, war man steif und äußerst höflich; das heißt: Frau von Beilstein war eifersüchtig, sie verzieh nicht; und ihren Kämmerer hatte sie aufgehetzt. Das dauerte so lange, bis sie den kleinen Adalbert am Parkrande spielen sah. Sie hat wohl denken müssen: ‚Nicht diese Schemen von meinen Söhnen, das hier ist der Bruder, den mein Liebling haben soll‘. Was nun geschah, erzählte ich. Sonach wären die beiden Ge-

schwister. Die Vetterschaft scheint auch erst, als sich die Nachbarn versöhnten, hervorgeholt worden zu sein, während ehemals keiner an sie dachte.

Dabei fällt mir ein Vorkommnis ein, das sich beim Tode des Buchauers abspielte.

Er war plötzlich vom Übel befallen worden. Man hatte Boten nach allen Seiten, zur Stadt, zu den Landärzten, zum Pastor geschickt, damit alles vorgesehen werde, — auf Leben oder Tod. Er war schon bewußtlos: da wacht er auf und verlangt nach Frau von Beilstein. Kein Mann war im Hause, da die Bedienten theils, weil es Sonntag war, auf die Kirmes gegangen waren, theils eben schon ausgesendet. Da raffte sich seine Frau auf, — es war ein entsetzliches Spätherbstwetter, Regen fiel mit Schnee gemischt, — und, da sie selbst ihren Mann nicht verlassen konnte, sandte sie den Sohn — zu Pferd — mit der Botschaft nach Beilstein. Der Junge war damals sieben Jahr alt, doch er begriff viel; er muß die Gefahr, in der sein Vater lag, erkannt haben. Er gab den Brief, den die Mutter ihm anvertraut hatte, ab. Frau von Beilstein beherrschte sich, sagt man, kaum, sie stürmte ins Zimmer ihrer Tochter, riß sie fort, schlang sie in einige Tücher, hüllte sich rasch ein und stand vor der Thür, ehe überhaupt angespannt werden konnte. Dann jagte sie durchs Unwetter herüber. Sie hatte Adalbert mit in den Wagen nehmen mögen. Der aber war eigensinnig und wollte nicht

vom Pferde herunter; er ritt, wie ein Wachthabender, an des Wagens Seite. Der Buchauer starb in Gegenwart beider Kinder und deren beider Mütter. Als er verschieden war, warf Frau von Beilstein sich um den Hals der Witwe, und diese mußte sie stützen. Die Freundschaft beider Frauen ward seitdem von großer Innigkeit. Doch starb die Witwe schon im nächsten Jahre. Man sagte von dem Jahr, daß da die ganze Gegend zum Sterben gekommen sei; da starben auch der Kämmerer und viele andere Leute. Frau von Beilstein, sagte ich, hat noch einige Jahre gelebt.

Trotz der Erinnerung an bekannte Romane, die Westerdiecks Erzählungsweise wachrief, waren die Geschehnisse wirklich, die Schlüsse einleuchtend; viel einleuchtender jedenfalls als das sonstige Gerede, das gleichfalls Westerdieck hinterbrachte; es besagte, die Kindheitskameradschaft sei zur Jugendliebe geworden; die Ehe mit Bleckede nur als ein Zwischenspiel anzusehen; kaum werde Buchau etwas „geworden sein“, Leutnant oder Doktor oder Referendar, würden sie sich verloben. Unser Gewährsmann nun verbürgte sich für keine der Meinungen; es machte den Eindruck, als glaube er an die Gleichheit des Blutes. „Sie fühlen geschwisterlich“, sagte er zudem.

Mehrere Male kamen wir drei zusammen. Westerdieck gefiel mir als frischer, unverbildeter Mensch von guter

Beobachtungsgabe. Wulkow fesselte meine Neugier: ich konnte ihm oft nicht folgen und, da er im Gespräche sich mitunter über Gebühr erregte, zweifelte ich an der Gesundheit seines Verstandes; er streifte gern Übernatürliches und gab ungewohnte Begriffszusammenstellungen. Ich hielt ihn für einen, an dem gewisse, immer wiederkehrende Gedanken zehrten. Sein Umgang deuchte mich grade deshalb lehrreich; und ich suchte ihn.

Manches andere hätte ich von diesem Pfingstaufenthalt zu erzählen; vom ungetrübten Zusammensein mit meiner Mutter, von der Geselligkeit, diesem oder jenem Gespräch, von meinen Gängen in der Umgegend. Aber es wären Abschweifungen, da diese Blätter nur dem einen Gedächtnis gehören.

Mit meiner Mutter sprach ich auch von Buchau. Sie pflegte ein wenig eifersüchtig zu sein, wenn ich anderen Menschen anhing. Diesmal geschah das nicht; sie empfand zu dankbar, daß ich wieder vom Leben befriedigt war.

Ich zeigte ihr das Bild, auf dem sich die Füchse des Semesters hatten zusammen konterfeien lassen; unter den anderen fiel er ihr auf; ohne zu wissen, wer es war, rief sie: „Den mußt du zu uns bringen, den möchte ich kennen lernen. Was er für einen schönen Mund hat!“

Ich war überzeugt, daß sie ihm gewogen war; das beglückte mich.

ZEHNTES KAPITEL.

TROTZ all des Angenehmen, das ein jeder Tag im hübschen Bade brachte, war mirs nicht unlieb, daß die Pfingstwoche verlief. Erst die Trennung von Adalbert zeigte mir, wie große Freude ich an ihm hatte. Er war, – obwohl in der Ferne, – mir manchmal so gegenwärtig, daß ich dachte, nun müßte er gleich ins Zimmer treten, nun müßte er da sein. Ich bildete mir ein, wir stünden zueinander in einer hellseherischen Verbindung, derart, daß ich nur deshalb seiner so lebhaft gedachte, weil sein Gedenken meiner mich beschwöre. Sobald ich im Zuge saß, waren daher die kärglichen Abschiedsgefühle vorbei, nahm die Freude überhand und mehrte sich, je näher ich seiner Gegend zufuhr. Denn ich hoffte, ja war des gewiß, er würde in Hermannszell einsteigen. Ich hatte dort Aufenthalt; wieder ging ich durch den Ort, stand wieder vor dem Tor mit dem Ritter, ging dann auf der staubigen Landstraße in die Richtung hin, in der Beilstein lag. Ich dachte, sein Gefährt würde mir entgegenkommen; in einer Staubwolke, die nahte, unterschied ich schon die Beilsteiner Rappen; es war fremdes Fuhrwerk. Ich verspätete fast den Anschluß. Ich stieg ein. Ich wartete noch am Wagenfenster. Er kam nicht. Ich mußte schließlich glauben, er habe einen anderen Zug genommen oder eine andere Richtung gewählt. Zur Fahrt verabredet hatten wir uns nicht; aber ich hatte ihm meinen Zug geschrieben. Ich

hatte, erinnerte ich mich, ihm auch schon eher einen Brief gesandt; keine Antwort war gekommen. Lag darin Absicht? Ich konnte nichts ausfindig machen, das solch eine Annahme rechtfertigte. Doch die Enttäuschung kränkte so, daß ich zuletzt nichts anderes als Absicht sah.

Der Freudenvorrat war ausgegangen! Ich urteilte: Er hätte mir nicht geschrieben, meiner nicht gedacht; mein Hellsehen wäre eitel gewesen; ich bedeutete ihm nichts.

— Zwar warf ich gegen mich ein: „Du hast ihm ja, als du ihm deinen Zug mitteiltest, garnicht zu wissen gegeben, daß du auf seine Gesellschaft hofftest!“ Dem entgegnete ich wiederum: „Hätte er dich nur etwas gemocht, wäre er unaufgefordert gekommen, weil er wissen mußte, wie sehr du auf ihn rechnetest und daß sein Ausbleiben dich betrübte“. Ich mochte erwägen und erwägen, immer kam ich zum Schluß: „Ich bin ihm nichts“. Daneben noch: „Jetzt hat er ja Mathilden!“ Ich durchlebte nochmal die unangenehme Begrüßung.

Keine künftige Aussicht bot sich, mich über das Jetzt hinwegzutäuschen: Grau in Grau sah ich vor mir den Verlauf des Semesters. Ich nahm die Tagesordnung durch, der ich mich zu unterwerfen hatte; ich war mutlos vor ihrer Einförmigkeit:

Morgens, gegen acht stand man auf und ging zum Fechtboden, in Hosen über Nachthemd unter dem Mantel mit aufgeklapptem Kragen; die Bewegung tat gut auf den Schlaf; man entschwitzte sich des Restes

vom Rausche. Dann frühstückte man, gruppenweis in den einzelnen Häusern; das war wohl des öfteren nett, wenn man mit einem war, den man gern hatte, oder sonst bei guter Laune; doch das erstere fehlte nun, — sie waren mir neben Buchau so gleichgültig geworden; — zur guten Laune war kein Grund mehr vorhanden. Ich würde, wie ehemals, mir künstlich Munterkeit zuschaffen suchen, dachte ich mir. Dazu dienten Portwein und Griechenweine, die Schnäpse, die in der östlichen Heimat einiger von uns im Hause hergestellt wurden und von denen sie immer schmerzstillende Vorräte mitbrachten; namentlich gut waren Kümmel und Pomeranzen. Damit ging der Morgen doch nicht ganz unlustig vorüber. Dennoch: mich ekelte vor der Aussicht.

Dem Morgen folgte der Frühschoppen; ich hatte Sinn für die Stimmung des engen Raums, das Licht, das hineinfiel durch die Butzenscheiben, unsere verklauselten Trinkgebräuche, die Blumen, mit denen man zueinander sprach. Aber alle Tage Frühschoppen! Und niemanden jetzt, dem man den Strauß gern zugeworfen hätte!

Darnach saß man endlos beim Mittag; die Hauptunterhaltung bestand darin, das Verbot loser Geschichten und Redensarten, die erst vom Nachtsch ab gestattet wurden, bald zu umgehen, indem man sie harmloser Miene in harmloser Verkleidung vorbrachte, bald mit dergleichen

grade aufs derbste herauszuplatzen; Witz kam zur Geltung; einige erwarben hier die Kunst, Unsagbares deutlich genug, doch mit Grazie zu sagen, anderen entwickelte sich der Sinn fürs ungereimte Zusammenfallen, fürs Groteske; beides schätzbare Gaben, namentlich die erste, die manchem im Leben geholfen hat und deren Mangel anderen das Weiterkommen selbst bei Verdiensten erschwerte. Aber, man stumpfte ab; die Witze begannen sich zu wiederholen. Man klebte auch sonst an denselben beschränkten Gesprächen.

Dann kamen die langen Nachmittage; von ihnen ist genug erzählt worden. Dann das Abendbrot, dann die Abende:

Dreimal die Woche kneipten wir bei uns auf dem Korps-hause. Die Kneipe war ein großer Saal im damaligen Geschmack der Herrenzimmer: braunes Holz, Täfelungen in Formen deutscher Renaissance. An den Wänden Bilder sämtlicher alter Herren und der aktiven Mitglieder, einzeln, gruppenweis, in Silhouetten, Daguerrotypen, Photographien; Jagdtrophäen; auf Konsolen einige Prunkgefäße.

Beim Trinken geht es folgendermaßen zu. Die Menge, die einer dem anderen zutrinkt, ist der verpflichtet, nachzutrinken, „nachzukommen“; zwar nicht gleich, doch kann der Vortrinkende darauf sehen, daß es nicht allzuspät geschieht oder vergessen wird. Mehrere können sich vereinigen, um ein und demselben vorzutrinken;

der trinkt dann so viel nach, als die anderen zusammen vorgetrunken haben. Und so weiter; wozu sich darüber verbreiten? In Deutschland kennt jedermann diese Satzungen, den Komment.

Die Kneipe dauerte so lange, bis der erste Chargierte die Füchse nach Hause schickte; diese mußten, die anderen durften dann gehen. Während die Kneipe dauerte, etwa drei Stunden, war Zeit genug, ungeheuer viel niederzutrinken. Im Korpshause gab es neben der Kneipe den Speiraum, wo man nicht ohne Bequemlichkeit über eine Brüstung gelehnt, die Mengen, die man nicht bei sich behalten konnte, von sich gab. Man bespie bei der zweckmäßigen Einrichtung weder sich noch anderen die Rockschoße, obzwar es auch geschah, daß einer nicht rasch genug am Becken anlangte und daß darum sich an den Rand lehnen wegen Ärmel und Westen eher verderblich war. Bei lebhafterem Kneipen hörte man aus diesem Raum fortwährend irgendein erlösendes Plätschern; denn gut waren die daran, denen die Entleerung an einem Abend mehrmals gelang. Sie kehrten frisch zurück und litten weniger am Rausche.

An dem einen dieser drei Abende trieb man es milder. Der Trinkzwang war beinahe aufgehoben. Wer trinken wollte, vergnügte sich an den alten Cerevisspielen, die nicht unwitzig waren. Man spielte auch anders Karten, Dammbrett, Schach. Glücksspiele waren uns hier – wie

auch sonst – verboten; ihre Verfehmung gehört zu den weisesten Bestimmungen der Korps. Einige lasen, halb gestreckt auf den Sofas in den Ecken, oder an der Tafel; kaum berührt stand neben ihnen der Wappenkrug. Andere balgten sich mit den Hunden. Es ging langweilig zu wie in einem Wartesaale; man war müde. Es war eine Art Ruheabend, und der Ruhe nach sechs Tagen bedurfte wohl ein jeder; die anderen Abende der Woche waren ja auch vertrunken worden.

An dreien von ihnen saß man, bei gutem Wetter, wie ich schon sagte, im Biergarten, bei schlechtem dort, wo wir den Frühschoppen einnahmen. Ein Abend endlich wurde zu gemeinsamen Unternehmungen benutzt: Sommers kneipte man auswärts in einer Dorfschenke, in einem Ausflugsorte; statt des Bieres gab es öfters eine Bowle. Winters besuchte man Zirkus und Variété, manchmal das Theater, und trank danach wieder in einem der gewohnten Räume durch.

Am Sonnabend und Sonntag wich die Zeiteinteilung von der der anderen Tage ab. Sonnabend Morgen gab es die Messuren. Der Frühschoppen fiel, wenn sie bis über Mittag dauerten, aus; wer aber den Tag nicht focht oder schon gefochten hatte, fand auch beim Zuschauen Gelegenheit zu trinken, zumal man sich dort mit den Angehörigen anderer Korps vermengte und ihnen, soweit man sie kannte, nach denselben Vorschriften wie den Korpsbrüdern vor- und nachtrank.

Am Sonntag begann das Kneipen schon um Vier nachmittags.

Es gab keine Möglichkeit, sich von dieser Tageseinteilung loszumachen. Ihr Einhalten war vorgeschrieben und galt für Pflicht; Versäumnisse fanden Strafe. Einige von uns hatten Beziehungen zum Landadel der Umgegend; kaum zum kleinsten Pürschgang vermochten sie hinauszugelangen. Andere, die an Familien der Stadt empfohlen waren, hinderte man zwar nicht, in Gesellschaft zu gehen; doch, war die vorüber, mußten sie erscheinen und wurden zur Entschädigung fürs Versäumte so tüchtig zum Trinken angehalten, wie es bei uns hieß „vollgepumpt“, – daß sie von nun ab vorzogen, Einladungen abzulehnen. Nicht anders ging es dem, der sich eigenbrödlerisch, allein ins Theater wagte; er verlor die Lust zu solchen Versuchen.

Lästig wars, daß zum Fernbleiben von allen Veranstaltungen die Erlaubnis des ersten Chargierten eingeholt werden mußte und daß der sie – wenn überhaupt – oft nicht in den lebenswürdigsten Ausdrücken gab. Freilich befand ich mich im Korps zu einer Zeit, wo die Zucht besonders streng gehandhabt wurde. Es hieß, man wäre ehemals freier gewesen. Doch schon die Vorgänger Löwenprankes hatten auf ihre Wahrung gesehen; Löwenpranke selbst hielt sie aufs straffste aufrecht.

Er war ihnen durchaus nicht ähnlich, ganz anders z. B. als Sandersleben, der ihm unmittelbar vorangegangen

war. Hatte Sandersleben aus Begeisterung für die Sache die strenge Zucht verehrt und ihr gedient, so ahnten wenigstens alle, daß Löwenpranke keine Begeisterung dafür hatte; er war streng um seines Ansehens willen. Hatte Sandersleben trotz alledem eine lärmende, gutmütige, oft ansteckende Fröhlichkeit gezeigt, die das Joch leicht erscheinen ließ, verletzte Löwenpranke bald durch unpersönlichstes Verhalten und Herablassung; bald durch Härte, Schärfe, Hohn. Seine Worte waren Peitschenhiebe, besonders bei Mensurkritiken, die, auf Vorschlag des zweiten Chargierten nach Stimmenmehrheit festgesetzt, vom ersten verkündet werden.

Trotzdem hatte Löwenpranke selbst niemals „tadellos“ gefochten; diese Bezeichnung gab bei uns das dem Range nach beste Zeugnis: unser Fechten bewertete sich nach der Ruhe beim Stehen unter des Gegners Schlägen; vollkommen bandagiert und nur am Kopf verwundbar, stellt man sich breit und gespreizt zum anderen hin; nichts als der Arm, der schlägt, darf sich am Fechter bewegen; Zucken der Wimpern, Zucken im Gesicht, -- und um die Güte des Zeugnisses ist es geschehn; Nachdruck, den man unwillkürlich dem Schlage gibt, führt zu Körperbewegungen, die unzulässig sind; ein geringes Wanken, das durch sein Mitschwingen entsteht, und man verliert das Band und trägt jahrelang an Schimpf und Schande; ob man den Gegner trifft oder einen Hieb erhält, darauf wird nicht

gesehen; parieren ist verboten, treffen begründet keinen Ruhm, getroffen werden gilt für keinen Fehler. So ist es ein Aufeinanderlosschlagen: weder die Geistesgegenwart, die trotz Bedrängnis den eigenen Vorteil berechnet oder erspäht, noch die Entschlossenheit, wie sie dem Ausfall beim Säbel- oder Florettfechten eigen, können geübt oder gezeigt werden. Löwenpranke nun hatte es nie zur vollkommenen Ruhe gebracht; er hatte, wenn er focht, nie mehr, aber auch nie weniger als das zweitbeste Zeugnis erhalten. Seine Messuren hießen nur „sehr gut“; doch man hatte meist für gerecht befinden müssen, sie durch den Zusatz „schneidig“ auszuzeichnen. Auf diesen legte er großen Wert. Er zog auch bei anderen die Messuren vor, die man „schneidig und sehr gut“ statt „tadellos“ bezeichnen durfte. Das „tadellos“ gönnte er denen, die es verdienten. Einmal aber, als er dies Urteil auszusprechen hatte, wußte er eine Wendung, die nicht schmeichelte, einzuflechten über das, was ich zuerst von ihm „passiven Schneid“ nennen hörte.

Erreichte Löwenpranke so fast ein „oderint dum metuant“, Achtung konnte man ihm nicht versagen. Während sein Vorgänger bei aller Gutartigkeit manche mit seiner Abneigung verfolgt, andere dagegen bevorzugt hatte, war Löwenpranke durchaus gerecht; allerdings kühl und meist gleich unangenehm zu allen. Nach außen trat er für jeden von uns ein, war entschlossen,

umsichtig, gewandt, im Verhandeln zugleich gewinnend und beharrlich, vernünftig, darum von größtem Gewicht namentlich in Ehrenräten. Unnützes Gezänke unter uns, Händel mit Auswärtigen wurden durch ihn beigelegt, diese durch Geschicklichkeit, jenes durch sein Wort, dessen gedrungener Bestimmtheit zu widersprechen keinem von uns in den Sinn kam. Man kann sich vorstellen, von welchem Wert eine Gunstbezeugung Löwenprankes war und was auch das für ihn als Machtmittel bedeutete.

Nach drei Semestern Aktivität erhielt man das Band fürs Leben. Bis dahin mußte ich mich in die Verhältnisse schicken. Doppelt unhold deuchte mich solch ein Dasein, nachdem mir ein freundlicher Schein es für einige Zeit, — die hin war, — verschönt hatte. Es war Trug, daß ich Freundschaft gefunden zu haben glaubte. — Wie sollte ich mich nun ihm gegenüber geben? Auch der Anschein, als dränge ich mich auf, mußte vermieden werden. Ich hielt nichts anderes für übrig, als ihm fern zu bleiben; womöglich ihn zu übersehen.

Vorwürfe machte ich ihm nicht mehr. Mein Gerechtigkeitssinn überzeugte mich, daß alles Mißverstehen nur an mir gelegen habe: „Hat er sich je um dich gekümmert? Nie ist er zu dir gekommen. Du aber bist ihm nachgelaufen, du hingst dich an ihn. Er hat dich nur um sich geduldet, bestenfalls dich als Zeitvertreiber genommen, dessen Gegenwart angenehm ist, aber ent-

behrlich. Er vermißt ja niemanden, sagte er dir. Er wird auch dich nicht vermissen. Dummheit ist es, an mehr geglaubt zu haben“.

Es dunkelte, als ich in L ankam. Der Tag gehörte noch den Ferien; ich war frei, zu tun, was mir gefiel. Ich dachte, nun würden auch schon einige der andern wieder eingetroffen sein; sie würden im Korps-hause sitzen oder in unserem Garten, sich bunte Papierlaternen gezündet haben und zwanglos Wein schlürfen, ehe der Zwang des Semesters wieder über sie käme. Ich wollte nicht hingehen. Ist er nicht da, wozu? – ist er da, wozu erst recht? – sagte ich mir. So ging ich nach Hause, zu Bett. Nach der Reise fand ich tiefen Schlaf.

Zum Fechtboden kam ich fast zu spät; alle anderen waren versammelt. Buchau hatte schon einige Gänge versucht. Ich gewahrte ihn, wie er grad im Begriffe stand, sich die Fechtmaske abzunehmen; sein Gesicht war noch bedeckt; doch ich schaute die stämmige, saftstrotzende Figur. Er war über die Ferien schlanker geworden. Den Rock hatte er abgetan; man sah, wie die Breite in seinem Brustkorb saß, wie schlank er aber im Gürtel wuchs, und wie das Gewächs aus der Verjüngung sich schön verbreitend nach oben drängte.

Der Kragen war abgenommen, der Hals halb offen; man gewahrte durchs ungeknöpfte Hemd die glatte Brust; unterm Haar den Nacken, der, – hart und fest, – sich aufstämmte. Nun war die Maske abgetan. Eine Fülle Haares, es war inzwischen gewachsen, – quoll darunter hervor und fiel ihm, vom Abstreifen der engen Kappe wirr gemacht, ins Gesicht, das vom Schlagen sich erhitzt und gerötet hatte. Die Augen leuchteten ihm heute, die Lippen bebten; er hatte sich in Zorn gefochten, was man an ihm öfters beobachten konnte.

Den Morgen fiel mir einiges an ihm als neu auf. Die Züge erschienen mir schärfer, – oder besser: reifer. Sie waren, wie immer, für mich schön, aber sie waren ausdrucksvoller, geprägter, weniger liebreizend; sie waren männlicher geworden. Das Rappier legte er hin und gab mir die Rechte, die noch im ungefügten Fechthandschuh stak. Er lächelte mich an, wie er beim Grüßen zu lächeln pflegte. Mein Groll war fort; ich ließ mir den Gruß mit Freuden gefallen. Er erzählte, er sei, um möglichst lange zu Haus zu bleiben, eben erst, in der Frühe, zurückgekehrt: „Bitte, ficht einen Gang mit mir“, sagte er; ich tat es gern. Ich unterlag immer.

„Für die kurze Zeit, die er bei uns ist, kann er ungeheuer viel“, meinte Weida. „Wir werden ihn wohl schon in diesem Semester auf Mensur stellen“, sagte Deetgen. – „Wehe dann dem hübschen Gesichtchen“, scherzte halb ernst Peterwitz.

„Das Stehen sollte fester sein“; urteilte Weida: „der Körper schlägt noch zu sehr mit; die rechte Schulter geht vor, die linke zurück, und der ganze Mann kommt ins Wackeln. Ruhiger, ruhiger“, wandte er sich zu ihm, „nicht so viel Leidenschaft. Auf Ruhe kommts an; nicht, den Gegner totzuholzen“.

Löwenpranke, der mit Runow schlug, rief, ohne den Gang zu unterbrechen, aus der Maske: „Es ist viel richtiger, daß der Junge Zug hat!“, und auf die Erwiderung des andern: „Ich führe euch noch die Kritik ein: Tadellos zum Ekeln!“

Man hörte Widerspruch. Löwenpranke hielt inne: „Wenn ich nächstens fechte, mögt ihr ja mein Zeugnis herabdrücken!“ und schlug weiter. Man schwieg.

Nur Buchaus Gegenwart war es gewesen, vielmehr sein erster Anblick, der meinen Mißmut verscheucht hatte. Kaum wirkte der Eindruck nicht mehr, kam das Unbehagen zurück. Ich warf mir Schwäche vor und beschloß, ihm aus dem Wege zu gehen. Ich führte es durch, doch reizte es mich, ihn trotzdem zu beobachten.

Ich glaubte wahrzunehmen, daß er seit der Woche der Abwesenheit sich auch von seinem übrigen Umgang um einiges gelöst habe:

Die Wandlung, die sich in seinem Verkehr mit den Füchsen zeigte, brachte ich unwillkürlich in Zusammen-

hang mit der Änderung in seinem Äußeren. Ich fand ihn, wie ich schon sagte, schlanker geworden; dadurch machte er den Eindruck, als sei er um eine Länge emporgeschossen, und mit den schärferen, nun seltener lächelnden, doch desto ausdrucksvolleren Zügen hatte er zeitweise etwas, das ihm ein Aussehen des Fernseins gab und ihn gleichsam mit Unantastbarkeit wappnete; in der Bewegung, die ohnehin bei ihm niemals zur Hast wurde, war er gemessener; er schwieg oft. Wenn er sprach, wars zwar nicht anders als zuvor: die überzeugende bildnerische Darstellung dessen, was ihn entzückt hatte und ihn weiter entzückte; nach wie vor zauberte die gedämpfte Stimme; wie ehemals fand sich um ihn der Zuhörerkreis. Aber es war, als erzähle er nicht für sie. Er war – unter ihnen – nicht da. Er dachte an anderes. An sein Haus? An Mathilde? Mich vermißte er nicht. Daß ich ihn mied, drauf schien er kein Gewicht zu legen; nicht mal es bemerkt zu haben. Ein Landregen war aufgezogen; eher eine ganze Zeit des Landregens. Der Regen fädelte vom Himmel, grau, langweilig, alle Tage. Das Laub nahm ein schwermütiges Dunkel an; die Blüten verregneten, fielen faulend zur Erde.

Ich stand an einem Fenster im Korpshause und sah über den zerquetschten, zerflossenen Vorgarten weg auf den Platz, über den, der Träger Oberteil verdeckend, aufgespannte Regenschirme, zweibeinigen Pilzen gleich,

sich hin und her bewegten. Als ich eine Weile so dagestanden hatte, bemerkte ich Buchau. Er sah an einem anderen Fenster, wie ich, ins Graue. Ich hielt mich einige Augenblicke still; dann fragte ich im Gönner-ton, den ich seit letzter Zeit, meine Würde hervorzukehren, jüngerer gegenüber führte, wo die anderen Füchse wären. Ich fragte nur, um ihm etwas gesagt zu haben. Denn, schnitt ich ihn auch, so wünschte ich nicht, daß die Absicht durchscheine; er sollte von mir glauben, ich hätte an ihm eine Zeitlang Anteil genommen, nun aber anderes, „Besseres“ vor, das mich seiner nicht achten ließe.

„Die dreschen ihren Skat“, antwortete er. „Wir aber wären beinahe lieber draußen, selbst bei dem Unwetter!“ – Das klang wenig zufrieden.

„Du scheinst dich heimzusehen“, sagte ich. – „Heim? – nein! Aber heraus! Jetzt habe ich wieder erfahren, was Tage da draußen bedeuten. Ich muß mich wieder umgewöhnen“.

„Es ist nicht leicht“, meinte ich. „Aber glaubst du, daß es die anderen besser haben? Daß es ihnen nur Freude macht, – all das hier?“

„Manchen“, sagte er; „oder nein: es ist guter Ton hier, Freude zu zeigen. Du allerdings scheinst nicht an diesen Ton zu glauben?“

„Wie weißt du das?“ suchte ich abzuwehren. Ich wurde von seiner Offenheit wider Willen in seinen Bannkreis

gezogen. Ich wollte tun, als ob ich nie vor ihm geklagt hätte; ich hätte ihn gern getäuscht. Und doch wollte ich es nicht: „Wie weißt du das? Wir haben seit den Ferien einander kaum gesehen und gesprochen.“

„Das ist grad schade“, sagte er. „Wenn ich mirs genau überlege, weiß ich es auch nicht von dir. Äußerungen beweisen nichts; die tut man hie und da bei trüber Laune. — Aber“ . . .

Ich trat an sein Fenster. Wir sprachen nicht, wir sahen beide hinaus; ich fühlte mich beruhigt, ganz wunschlos.

So standen wir eine Weile. Dann versetzte ich: „Kennst du das auch: Menschen, deren Gegenwart nie stört; deren Gegenwart immer angenehm ist? Ich meine, die bloße Gegenwart, auch im Schweigen . . .“

Er wandte sich zu mir; sein Gesicht erschien mir klar, als er „Ja“ sagte.

„Aber dich stört man nicht“, fuhr ich fort. „Wer den Abwesenden nicht vermißt, dürfte die Gegenwart des anderen nie so sehr empfinden, daß er von ihr gestört werde.“

„Mich stört auch niemand“, erwiderte er. „Dennoch ist zwischen diesem und jenem ein Unterschied. Den mache auch ich“.

Ich konnte die Antwort nicht anders auffassen, denn als Andeutung dessen, daß er meine Nähe möge. Bei

seiner Art, sich zu geben, als ob er abseits stünde, vielleicht auch einer entsprechenden Art zu empfinden, klangen derartige Worte fast, als werbe er um mich. Ich war glücklich, ich war zufrieden.

Und wir verabredeten uns zum Spazieren, selbst, wenn es weiter regnen sollte. Für denselben Tag wars schon zu spät; wir gingen auf seine Stube. Da saß ich wieder, wie in vorigen Tagen: zum Musizieren hielt ich ihn nicht an; ich tat gar einiges, das zu verhindern. Ich fürchtete das Erscheinen Löwenprankes, der mich in meiner innigen Vergnügtheit gestört hätte.

Seitdem war es wie ehemals; nur waren wir beide gelassener; und ich war froher, weil ich meinte, daß mir von ihm ein Vorrang vor den anderen zugestanden werde. Wohl fand ich immer noch Anlässe zu zweifeln; auch kam mir, was er gönnte, wenig vor; ich merkte zu oft, wie gut er mich entbehren konnte. „Ist er an anderem Ort, vermißt er mich nicht“. Diese Erwägung vermochte ich nicht von mir zu bannen, zumal er mir selbst so oft dergleichen gesagt hatte.

Als er mir einst grade von Mathilden sprach, fragte ich ihn, ob er sich nach ihr sehne. -- Er war diesen Tag sehr lustig, obwohl seine Lustigkeit nicht mehr so, wie in unseren ersten Wochen mit ihren Läufen und Ringkämpfen, ausschlug. Derartiges tat er nun nicht mehr, wenigstens nicht mehr aus Antrieb; nur, wenn von Kraft oder Raschheit die Rede war und er als

Fachmann eine Leistung beispielsweise vorführen konnte.

Er erwiderte, daß er Mathilden eben so wenig wie andere vermisse, und setzte mutwillig hinzu: „Du solltest nicht solche Fragen stellen; man könnte dich für sentimental halten“.

„Bin ich es denn?“ fragte ich entsetzt.

„O doch.“

Das klang nicht böse. Doch ich beschloß, auf der Hut zu sein und meine Gefühle zusammenzunehmen.

ELFTES KAPITEL.

IN diesen Zeiten erzählte mir Adalbert viel. Ich erfuhr von ihm nicht nur dies oder jenes Erlebnis; wenn auch langsam, erhielt ich von seiner Geschichte ein Bild. Er gab mir die Stücke, den Zusammenhang fand ich mir.

Er sprach von seinem Vater: Er erinnerte sich, daß er ihn nur heiter gesehen habe; er schaute ihn vor sich, wie er war beim Aufbruch zur Jagd oder bei der Heimkehr, wenn er ins Kinderzimmer trat oder den draußen spielenden Jungen begrüßte. Er sah ihn noch, wie er zu Pferde saß; den schäumenden Schweißfuchs zuritt. Viel hatte der Vater dem Kleinen aus seinen früheren Tagen erzählt, aus aller Welt, was er – vom Beruf verschlagen oder auf Reisen – gesehen hatte; von Bärenjagden in Rußland, Jagden in den Prärien und dem Alleghany-Gebirge, vom Nil, den Flamingos und den Pyramiden, von der Wüste, von Festen in Rom, den Rennen von Longchamps, Stiergefechten in Madrid und Granada.

Er erzählte, wie sich der Vater an jeder entschlossenen oder kräftigen Betätigung seines Knaben freute, wie er ihn früh aufs Pferd gesetzt, früh in den Teich zum Schwimmen geschickt habe. Der Vater ging mit ihm durch die Ställe; er nahm ihn einmal, als er noch recht klein war, auf ein Rennen mit; wie war er glücklich, als er seines Buben aufgeregte Teilnahme sah, und gar,

als der hernach die Pferde auf Abbildungen eines Blattes wiedererkannte.

Von Mädchen, sagte Adalbert, habe er anfangs nicht viel gehört, nur die Mahnung, wenn er sich mal weicher gab, nicht zu tun wie ein Mädchen. Welch Wunder daher, als man ihn zu Mathilden brachte, die ein Mädchen war und doch alles viel besser konnte: Laufen, Klettern, Reiten. Seitdem wollte er nichts so sehr, als ihr nacheifern. Er hätte auch mit ihr raufen wollen; da habe der Vater ihm gelehrt, daß man zu Frauen ritterlich wäre.

Der Vater habe sich viel mit beiden Kindern abgegeben, und, wenn er an den Geschichten aus seinem Leben selbst genug gehabt, seiens Erzählungen nach dem Lederstrumpf gewesen, die sie zu hören bekamen, oder eigene Erfindungen, aber auch von großen Taten der Vorzeit. Adalbert schien es, als habe sein Vater gewisse Gestalten der Griechen und Römer geradezu geliebt; es habe sich im Ton seiner Sprache verraten: – die Helden des trojanischen Krieges, Odysseus und Themistokles und alle Verwegenen, von den Römern Regulus, Hannibal mehr als jeden Römer. Dann Theodorich, den Ostgoten, viele Helden der Völkerwanderung. Gern habe er von Gottfried von Bouillon erzählt und den Kreuzzügen, von Kaiser Heinrich und dem argen Papst, vom Rotbart und den Hohenstaufen. „Der Vater lehrte uns auch, was durch die Vorfahren unserer

Häuser geschehen war und was im Lauf der Zeiten sie gestreift hatte; er berichtete von Fehden, von den Reichsrittern um die Zeit der Reformation, von den ersten unserer Geschlechter, die das neue Wort begriffen, vom Schrecken des Bauernkrieges, vom dreißigjährigen Kriege.“

Von seiner Mutter sprach er nie. – Er erinnerte sich der Beilsteiner Tante, – der schönen, heftigen Frau, – und wie es gewesen war, als er, ganz klein, am Nesselrande des Parkes gespielt hatte. Da sei sie vor ihm gestanden, – er sah sie zum erstenmal, – habe ihn aufgegriffen und abgeküßt und der Wärterin Grüße für den Vater aufgetragen. „Sagen Sie dem Baron, daß ich noch heute komme!“ – Von damals her hatte Adalbert die Worte nicht behalten; er hatte sie sich, als der Vorfall von den Leuten immerfort lang und breit erörtert wurde, aufgefangen und als etwas Wichtiges gemerkt.

Sie pflegte die beiden, – ihr Kind und ihn, – zu Herzen, daß man kaum atmen konnte. Er erzählte, sie habe sich einmal vor ihn hingekniet und ihm gesagt, er solle ihr zeigen, wie sehr er sie lieb habe. Da habe er sich ihr an den Hals gehängt und sie so fest gedrückt, daß sie „au“ habe rufen müssen. Wie ihre Liebe, war ihr Zorn voll Ungestüms; er hat ihn nicht minder als Mathilde zu fühlen bekommen.

Er schilderte mir sein Land und sein Haus.

Es lag in der mittleren Gegend, unweit eines unserer

schönen Ströme, der sich vor Urzeiten das Bett, nun ein breites Tal, durch den Sandstein gegraben hatte; in einem fruchtbaren Lande, dessen Boden auf der Sonnenseite einen guten, obzwar von Fremden nur wenig gekannten Wein hervorbringt, von goldiger Farbe, reichem Geschmack und schwerem, gewissen Sinnesarten nicht ungefährlichem Rausche. Es war ein weiträumiges Schloß, für die heutige Zeit zu weit und nun fast leer. Mit seinen Hofanlagen, den vorspringenden Flügeln hatte es Adalberts Ahnherr im siebenten Glied von einem tüchtigen Manne bauen lassen, welcher die Kunst vom Meister gelernt, der den geistlichen Herren der Umgegend ihre prächtigen Residenzen und ihren Domen die Kuppeln errichtet hatte. Er hatte dazu eine Stelle im Tal erwählt, nahe von seinem Dorfe Buchau, dort, wo die Randhöhen weiter zurücktreten, so daß ihm allseits um sein Haus Spielraum blieb, der Parkanlagen ermöglichte; er hatte das Innere des Baues eingerichtet und bezogen, und hatte so als erster neugesinnter Herr für die Ebene die Höhen verlassen, wo nun noch die Reste der Burg Seeau sich über dem gleichnamigen Dorf und dem dunklen Laach erhoben. Von der Burg stand noch der Turm; die bewohnbaren Teile waren hinzugebaut; sie dienten als Behausung für Gutsbeamte. Die anderen Familien, die ursprünglich auch auf den Höhen saßen, waren dem Buchauer mit Bauten im Tale gefolgt; ihm nacheifernd

verlegten die Brackenheims ihren Sitz nach Bronnen, die Reutershofens nach Stetten dicht am Strome; die Beilsteins waren oben geblieben. War man aus dem Strombette hinaufgelangt, stand man auf einer leicht gewellten Hochebene mit weitem Blick über das Tal hinweg bis zu dessen anderem Rande. Sie war gegen den Absturz zu bewaldet; jenseits lag ein Strich, der rauh und unwirtlich scheinen mußte, eine ausgedehnte, abgetretene, von kleinen Kieferbeständen unterbrochene Weidefläche, die tot war, außer in den Monaten, wo sie von Truppen blaute; das Reutershofener Exerzierfeld.

In einem Raume des Schlosses, mit Fenstern nach Westen auf die Teichseite, war er geboren und wohnen geblieben. Des Sommers, als Kind, wenn er zu Bett gebracht wurde, sah er die Sonne niedergehen und im Teiche das Abendrot zwischen der Spiegelung der Bäume. Um die Stunde spielte draußen stets eine dünne Mundharmonika; das war der Kutscherjunge. Zum offenen Fenster duftete im April der Faulbaum herein, der in dichten Gruppen darunter stand und viel im Parke wuchs, später der Flieder; im Sommer die Rosen: er lag im Bett, als es erst dämmerte, und dachte, wie schön es wäre, draußen zu sein, und beneidete darum die Großen. Einmal, er hatte den Vater so gebeten, erlaubte der ihm, aufzubleiben, bis es ganz dunkel geworden war: Sie waren in den Garten gegangen, an

eine Laube, wo Geisblatt blühte; er hatte noch nicht gewußt, daß Geisblatt so duften konnte. Da zeigte der Vater ihm die großen, surrenden Schmetterlinge, die um die Blüten schwebten. Die Kinder pflückten sich jedes, Mathilde war mit, von den Ranken einen Strauß. Da war ein Falter gekommen, licht rosa und weich grün; der hat an Mathildens Blütenstrauß lange gesurrt und gehangen; er folgte ihr, als sie, die Blumen in der Hand, sich sachte fortbewegte. Adalbert erinnerte sich dieses Abends wie eines Traums; er sagte, er habe hernach nie nach den Augen der Schwärmer gesehen und glaube nicht, daß sie anders als die anderer Kerbtiere wären; damals aber seien ihm die Augen dieses Schmetterlings sanft und verzaubert vorgekommen. Auch Mathilde erinnere sich dessen; sie wisse, sie habe den Falter mit zärtlichem Namen gerufen; da sei er ihr, an den Blumen saugend, nachgeschwärmt bis hinauf zur Gartentreppe.

Er sprach mir von den kindlichen Entdeckungsfahrten in den Räumen, in den Kellern, den Teilen des Hauses, die unbewohnt waren, wo manch altes Geräte stand, das ihm nicht verständlich war, manch Bild hing, das ihm ein Rätsel bedeutete. Von seinen Ritten durchs Land, erst mit dem Stallburschen dem besten Jugendfreunde - oder mit dem Vater; bald schon allein auf diesem oder jenem Pferde. Vom Ritt durchs Wetter am traurigen Tage hat er mir auch erzählt.

Dann kam die Waisenzeit. Onkel Sandersleben war Vormund, aber fern ansässig, viel beschäftigt. Adalbert sah ihn nicht oft. Seit er der Schule wegen in die Stadt verpflanzt worden war, kam er nach Hause nur in den Ferien; im Sommer auch Sonntags. Dann weilte da eine Großtante, von seiner Mutter darum gebeten, damit dem Knaben das Heim erhalten bliebe, wenn er verwaiste. Der Großtante kam die Bitte gelegen. Es war ihr lieb, jede Ostern nach Buchau übersiedeln, weil sie nur im Damenstift zu leben nicht ertragen konnte und sich freute, kostenlos einen Sommersitz zu haben, zumal in Buchau, dem Schauplatze ihrer Jugend. Sie hauste dort bis über die Herbstferien. Zu Weihnachten kam sie nicht hin; da ging Adalbert zu ihr ins Stift unter die alten Damen, die ihn liebten, beschenkten, verwöhnten.

Im Hause ließ ihn die Großtante tun, was er wollte; teils aus Güte, teils aus Zeitmangel, weil sie stets mit Einmachen von Frucht und Gemüse beschäftigt war, davon sie geradezu Fuhren für den Winter mit sich fortschleppte. Sie wurde nur böse, wenn er sich die Kleider zerriß, unsauber war oder – nach ihrem Geschmack – zu viel mit Bauernjungen spielte. Die ersten Unarten gewöhnte sie ihm ab. Zu den Bauernjungen lief er immer wieder. Er hatte sich eine Bande gebildet, die er befehligte und exerzierte; so blieb es, bis die Burschen aus der Schule kamen und das Dorf

verließen oder mit Mädchen zu gehen anfangen. Doch war immer Nachwuchs vorhanden. — Sein Hauptkamerad blieb Mathilde.

Seit Adalbert konfirmiert war, zog die Großtante nicht mehr nach Buchau. Sie hielt die Aufsicht für überflüssig und hatte just anderweitig zu sorgen. Er kam nun allein ins Haus, spielte nicht mehr und begann sich als Herr zu fühlen. Ein gewisses Verhältniß zu den einstigen Kameraden hörte deshalb nicht auf. Mathilde heiratete: den Sommer war er allein; für die Herbstferien reiste er zu ihr in die Garnison; Weihnacht liebte er zu Hause zu bleiben, wieder allein.

Die Stadt, die Adalberts Umwelt in den Schuljahren war, ist ihm nicht lange fremd geblieben. Es war ein Ort, an dem eigene Bedingungen etwas hatten entstehen lassen, das viel Schönheit bot und bestimmend wirken mußte. Der Boden selbst zeugte Sitte; ständige Berührung mit dem Besten, was das Ausland geben konnte, hatte befruchtet. Bis zum Niedergange, der erst mit dem Schwinden langdauernder Einflüsse des bischöflichen Hofhaltes eintrat, als nämlich in jüngerer Zeit die Vornehmen in die jetzige Hauptstadt übersiedeln anfangen, war sie von Blütezeit zu Blütezeit gegangen:

Manch festes Gebilde stand da, vom romanischen Baustil hervorgebracht nach faßlichen, und doch erfin-

dungsreichen, – mannigfaltigen, und doch auf wenige Einheiten zurückführbaren Gesetzen mit ihrer Achtung vor dem Steine, die dem Baue das Massige, Felsige gibt, Kunst nicht als Verleugnung und Überwindung des Stoffes schafft, sondern als seinen Ausdruck. Eine andre Höhe war in den Tagen der späten Gotik erreicht worden. Man nimmt sie weniger wahr an Baulichkeiten, als im Vortreten eines Schnitzers, dessen Altäre und Heiligengestalten zahlreich in Stadt und Umgebung anzutreffen sind; ihm eignen Frauen, – Marien, – von spröden langen Fingern, die zag und zerstreut ihre Knaben fassen, – Jünglinge und Mädchen bittersüßen Ausdrucks, die einen Reiz in Mund und Brauen haben, der zwischen Lächeln und Weinen liegt: Wesen einer müdgerungenen Zeit, die ihre schmerzende Übernächtigkeit kaum verhält, die des Morgens harrt, an dem das neue Geschlecht erstehe, sie aber, erlöst, sich für ewig schlafen legen dürfte.

Die neue Zeit kam: es schlug die welsche, im Stamm-land bereits überwundene Liebe zum Schmücken und die welsche neue Gesinnung, die sicher und breit der Großheit gewärtig war, bis hierher oder stärkte verwandtes Streben, wie es sich auf manchem Flecke deutscher Erde regte. Da setzten die neuen Zierrate ein auf Bauten, die noch älteren Grundsätzen entsprachen; da wölbten sich aber auch, die hagere Spitzigkeit verdrängend, geräumige Toreinfahrten und

Bogen, die das gleiche Gewichtige, Breitschultrige, fast zu Niedrige haben, wie die deutschen Schränke und Stuben jener Zeit, wie damalige Trachten: der breit niederdrückende Lanzknechthut, Puffärmel, Puffhosen.

Und aber kam eine südliche Welle: das neue Rüstzeug zur Stärkung des alten Glaubens, vom heiligen Vater empfohlen, fand Gunst und Förderung bei den Bischöfen, die von andersgläubigen Fürsten umgeben, mit vielen andersgläubigen Untertanen, sich gefährdet fühlten. Sie kamen ungerufen, von selbst, die Jesuiten, doch willkommen. Kirchen entstanden, üppig gebaut nach dem Urbild Vignolas in Rom; sie wurden vom edlen Material errichtet, das die Umgegend liefert, dem roten Sandstein. Sie hatten prunkende Fassaden, Freitreppen, gegliederte Türme, waren reich an Gesimsen, Voluten, Pilaster- und Säulenstellungen; auf ihre Kuppeln und Turmhelme hat sich ein kostbarer Edelrost gelegt.

Dann, als durch die Bauten zur Ehre Gottes ihre Kraft wieder genugsam erstarkt war, begannen die Bischöfe zu eigenem Glanz auf weltliches Werk zu sinnen. Wieder beriefen sie fremde Künstler und Handwerker, und der gelehrige, schönheitsgenährte Untertan verstand auch diese Anregung zu würdigen und zu verarbeiten. Dem italienischen Barock folgte französisches Rokoko, das hier Formen zeugte, die nicht so leicht, nicht so ausgelassenen Spieles wie drüben waren, son-

dern behäbiger, schwerer, ruhiger, von einem gediegenen Geschmacke. Und um das Werk zu krönen, schmückte die Decken des neuen Palastes, den der heimischen Größter erbaut hatte, der letzte Große des Südens, der wohlige Lust und Leuchten mit jedem seiner Striche verschleuderte, dessen Farben so luftig waren, als säu-sele an leicht bewölktem Sommertag silbernes Pappel-laub gegen den Himmel oder als wehten im raschen Zugwinde blaß-blaue, blaß-gelbe, blaß-rote Fahnen. Die Sinne Adalberts, die auf dem Landsitze an Schloß, Park und Anmut der Natur gebildet waren, konnten hier nur weiter erzogen werden. Er liebte es, Ent-deckungsfahrten durch die Stadt zu machen und den verschiedenen Stimmungen ihrer Winkel nachzugehen. Er schlug sich durch die engen, gewundenen Gassen, die in diesem heißen Tal wie die Straßen Italiens auf Schatten und Kühle hin gebaut waren und schon man-chen Verträumten auf Augenblicke haben wännen lassen, er wandle in der Lombardei oder Toskana; wie dort, spielten auch hier die Kinder auf den Straßen und lärmten und schrieen, bis es abends dunkel wurde, wie dort, sah man hier viel knochige Gesichter und braune Augen, vielleicht von einem welschen Einschlag, viel-leicht von keltischen Alvordern her; wie dort, regte sich hier im Volke eine stärkere Sinnlichkeit; wie dort, lockte überall in Schänken reiner, heimischer Wein. Die Plätze waren, — die kleinen winkligen, wie die wohl-

gestalteten großen, - alle mit reizenden Brunnen. Markt- tags dufteten sie erdig nach mancherlei Gemüsen, so den großen goldbraunen Zwiebeln; um die Obstzeit schillerte es von Fruchttönen, glatten, glasigen und sammtenen, flaumigen; um die Weinzeit türmte sich die reife Ernte korbweise.

Zerstreut in den Vierteln traf man alte Höfe des Adels, der von den Bischöfen aus stählernen Burgherren rasch in überfeinertes Hofvolk verwandelt worden war: Wappen und Kronen prangten über Einfahrten und Portalen. Adalbert wandte sich durch die Torbogen, die oft Straßenzüge überquerten und reizvolle Blicke, Überschneidungen, Verschiebungen an jedem Austritt, neue Ansichten und Überraschungen gaben, er stieß auf die Turmbauten verschiedener Zeit, die sich bald plötzlich am Ende einer Straßenflucht, bald als Betonung einer giebeligen Häusergruppe, bald als klare Einzelgestalten boten. Nun mochte er auf der Brücke stehen mit den Brückenheiligen, sich ausrenkenden, fanatischen, ganz und gar Seele, Innigkeit und Ausdruck gewordenen Gestalten; in jedem Antlitz war eine Geschichte innerer Gluten ausgeprägt; er sah ihre wirren Bilder sich abends vom friedreichen Himmelsgold abheben; wenn er sich niederbog, ihre Spiegelung im Strome; den aber schwerflüssig ziehen, als ein geduldiges Geschöpf Stämme der Kiefern und Fichten tragen, die vom Gebirge kamen, daher er entsprang. Gegen das

Ufer zu hatte bei seinem ruhigen Flusse der Hahnenfuß Wurzel gefaßt; die kleinen weißen Blüten glänzten, federnd flutete sein mosiges Laub. An den Landeplätzen waren Vorbauten von Brettern in den Strom gelegt; da stapelten sich Balken und andere Hölzer, die dicht auf dem Wasser auflagen. Er sonnte sich auf ihnen an freien Sommernachmittagen, der Kleidung ledig und wohl, nicht anders als die namenlosen Kinder vom Gassengewimmel.

So wichtig wie der Schatten der Gassen und Höfe war seiner Erinnerung die Sonnenwut vor den Toren, auf den staubigen Landstraßen, am Fuße der Weinberge. Unterbauten, ähnlich denen des Südens, hoben sie hoch über den Fahrdamm empor, Mauern stützten sie, von denen die Glutstrahlen auf den weißen Weg abprallten, der sie wieder aufwarf; es flimmerte um die steinernen Löwen und Schnörkel, die hie und da an Toren oder sonst zu betonenden Stellen von den Weinherren angebracht waren; es flimmerte weiter hinauf um die Weinstöcke, um jede der Pflanzen, deren kalkbesprengte Blätter ein durstiges Grau zeigten; es flimmerte um die leuchtenden Kopftücher der Winzerinnen, die beim Hackgeschäft von den Höhen sich in planvoll weichen-der Phalanx rückwärts niederbewegten, indes bei jedem Schritt jeder Körper, die ganze Reihe durch, – sich gleichmäßig überbeugte, den Schlägen folgend, die die Hacken, von den Händen geführt, taten.

War es ganz heiß, bis zum Betäuben, daß die Schule nachmittags ausfiel, suchte er jenseit des brennenden Gefildes nach dem verwunschenen Park eines unbewohnten fürstlichen Landsitzes. Dort fand er Schatten auf den graden Wegen zwischen mauerhohen, geschnittenen Hecken, auf den Bänken der Bosketts, an den Sockeln verwitterter Götterbilder, Putten, Pane und Panisken. Oder er schlief, ins Gras gestreckt, am algenbedeckten Weiher, in dessen Mitte auf getürmtem Stein zwischen hellen springenden Strahlen das bäumende Roß aufschuß, und glaubte im schönsten seiner Träume vom wilden Tier emporgetragen zu sein, oder hörte halbbewußt das Plätschern jener Strahlen und das schlubbernde Gurgeln, wenn Schwäne, die Nahrung suchen, Schlamm und Tang sich durch die Schnäbel fließen lassen. Ihm sank die Hand ins laue Wasser hinein; dann stand er auf, schwerer, betäubter noch als vor dem Schlaf, und fand erst auf langsamem Heimweg bei der Kühlung des Abends die Frische, die ihm das Ruhen doch gegeben hatte. Mücken tanzten am Fluß, an Grabenrändern. So kehrte er in seine Behausung.

Er war dem Professor Linus Hefft in Pension gegeben, der schon seit einer Weile vom Lehramt am Gymnasium zurückgetreten war. Hefft bewohnte den Oberstock eines ehemaligen Adelshauses. Wenn über der gewundenen Treppe abends die Hängelampen brannten, hatte es da etwas Märchenhaftes, als wimmelte es von

huschigen, gutartigen Hausgeistern. Hefft war gelehrt und freundlich, im Äußeren nicht sehr gepflegt: in seinen Runzeln auf Händen und Gesicht befanden sich allzeit gewisse schwärzliche Einlagen; doch man vergaß das leicht; denn er war in seiner Art schön; mit mächtigem, von silberner Mähne umwalltem Haupt, mit blauen Augen. Er war von denen, die keine Macht über die Jugend von sich aus erwerben konnten, – vielleicht weil er selbst, wider sein Wissen, zu sehr ein Freund eigenartigen Wesens war und darum nachsichtig; doch, wo man ihm verständnisvoll entgegenkam, wußte er einzugreifen und von da ab leise, doch sicher zu leiten. Um die Schulaufgaben seiner Hausbefohlenen kümmerte er sich wenig, erst recht nicht um den Gebrauch ihrer freien Zeit. Fragte ihn aber einer, so bot ihm das die Handhabe, ihn an sich zu fesseln, nicht jedoch, um sich ihm aufzuprägen, sondern um das in ihm auszubilden, was in ihm vorhanden war. Hefft hatte Schrullen; das wußten, die er unterrichtet hatte, schon seit alten Zeiten. Im Hause äußerte sich besonders eine, die lebenswürdig anmutete, – nämlich, daß er jeden Morgen selbst die Pensionäre weckte, indem er an ihr Bett einen lateinischen Spruch rief, alle Male einen anderen. Er war ins Altertum eingedrungen, auch in das römische, das dem Deutschen angeblich fern liegt, und just dieses hatte ihm eine gewisse Besonnenheit und Gradheit gegeben, auch eine Haltung, dank

der sich seine mild-leidenschaftliche Seele nicht allzuhäufig in Äußerungen verriet. Sie wirkte aus dem Verborgenen, durch Zeichen andeutend, doch desto nachhaltiger. Adalbert, der aus ländlicher Unbefangenheit sich nie zu fragen schämte und aus Begabung sah, wo Fragenswertes war, hatte er bald in sein Fahrwasser gezogen. Er wußte ihm namentlich das Leben der Alten zu zeigen, wo es würdig war; er suchte ihm die klassische Schönheit darzustellen, wobei Adalberts gut bereiteter Sinn seinen Weisungen eher vorauslief als nachkam. Er gab ihm auf die Art Gegenmittel gegen die Verekelung der Schule, so daß ihm z. B. das Glück widerfuhr, als man Horaz zu lesen begann, ihn gleich zu erfassen; in Ciceros Briefen brauchte der Junge nicht eine Landplage zu sehen; und wenn er auch noch nicht ganz an deren formale Schönheiten herangereift war, beschäftigte es ihn, zu erfahren, wie die alten togatragenden Herren, die wir lediglich als Vollführer von Haupt- und Staatsaktionen kennen, außerhalb derer miteinander verkehrten. So ward der Grund dazu gelegt, daß Adalbert später in Italien, gleich den Männern der älteren besseren deutschen Kultur, lateinisches Land sah, und daß er den männlichen Zug lateinischen Wesens in Volk, Landschaft, Ackerbau, namentlich auch im Gut und Böse des Gesellschafts- und Staatslebens vom jungen Reich erkannte.

So lernte er; er war durchaus kein Musterknabe. Wo-

zu aber Schülerstreiche erzählen? Sie sind sich bei allen Jungen der Welt gleich.

Das Abiturientenexamen war ihm wie ein Scherz vorübergegangen. Sechs Monate später, im Herbst, wurde er Soldat. Er trat bei den Ulanen ein, die in derselben Stadt, wo er die Schule besucht hatte, lagen. Da dienten oft Söhne der rings ansässigen Familien; diesmal aber machte es sich, daß er der Einzige aus den Kreisen war. Er war auch der einzige Einjährige der Schwadron; zu denen der andern hatte er wenig Beziehung; darum verkehrte er mit ihnen nur, soweit man es nicht vermeiden konnte. Er fand sie langweilig, sie nannten ihn verbauert. Adalbert sagte mir, daß sie mit dieser Meinung äußerlich nicht unrecht gehabt hätten; er hätte zu gut verstanden, die Schwadronskameraden vergessen zu machen, daß er von anderer Herkunft war.

„Du mußt nicht glauben“, sagte er einmal, „daß ich das mit irgendeiner Absicht getan habe. Hätte ein anderer Einjähriger bei der Schwadron gestanden, so wäre er mir näher gewesen als die Gemeinen; da es keinen solchen gab, war mir das nächste die Schwadron. Ich war während des Dienstes mit ihr zusammen; wir hatten unsere Pferde, unsere Vorgesetzten und uns selber, damit Stoff zum Sprechen genug. Es hatte sich eine Gemeinschaft gebildet, die ganz natürlich war, und mir war es viel natürlicher, in ihr zu stehen, als mich an

Menschen zu halten, die mir so fremd wie die Einjährigen der anderen Schwadronen waren. Manche Kerle waren der Freundschaft wert. Schließlich bot mir ihr Kreis etwas garnicht Ungewohntes: Vor drei Jahren hatte ich noch mit Bauernjungen gespielt, und unter uns waren viel Söhne begüterter Bauern, Leute, bei denen im Verkehr unter sich wie mit mir durchaus eine gewisse Form war; nicht unsere, aber gute. Aus anderen Kreisen gab es auch etliche, die mir Freude machten: verkappte „Sozis“ aus den Arbeitern darunter; oft feine, findige Köpfe, weit klüger als die Bauernjungen und zehnmal mehr als der brave uns unterrichtende Leutnant. Sie waren jung und darum harmlos; daß sie „Unzufriedene“ waren, ließ sie nie zu Spielverderbern werden; sie freuten sich mit den andern, sobald sich nur Gelegenheit zum Frohsinn bot. Auch sie waren Kameraden, mit uns zu einer Einheit zusammengeschweißt, selbst die, die Hintergedanken haben mochten. Ich weiß nicht, warum ich das Vertrauen dieser „Heimlichen“ gewann; vielleicht hielten sie mich für „hell“ genug, um mich zu bekehren. Wir haben oft heiß um dies und das gestritten; ich habe viel von ihnen gelernt“.

„Gelang dirs nie, sie eines andern zu belehren?“ fragte ich.

„Nein“, erzählte er weiter. „Mir fehlt die Überzeugungskraft. Dann gibt es auch Augenblicke, wo ich mich

schäme, reich zu sein. Nicht als ob ich das für verwerflich hielte; nein, als hinge ich noch zu sehr an solchen Dingen; als besäßen sie mich noch, nicht ich sie. Ich begreife auch zu sehr, daß man seine Lage verbessern, daß ein jeder vorwärts will; wo vorne alles besetzt ist, muß man vordrängen. Daß ich das alles begreife, macht mich politisch unbegabt, – eher mißbegabt. Ich sehe die Tagesgeschichte nicht anders an als andere Geschichte. Ich begreife den Ursprung und die Entwicklung, bewundere Kraft und Entfalten an jeder Bewegung; aber urteile nicht. Auch wenn man einige dieser Leute sieht, im Regiment, auf der Landstraße, in Vorstadtkneipen, – hier und in anderen Ländern habe ich sie getroffen, – achtet man es, wie sehr der Geist in ihnen die Masse besiegt hat. Leute aus ärgsten Verhältnissen, elend oder gar verwahrlost in der Kindheit, haben sich mit unverhältnismäßiger Schwierigkeit eine Bildung zugelegt; hie und da sind sie in den Traum ihres Zukunftsstaates verbohrt, hie und da voller falscher Begriffe; ich sage nicht, daß sie unschädlich wären; doch sie streben, sie haben Mut. Ich bin aber wohl nicht tief genug in diese Leute eingedrungen“.

Allerhand Einzelnes erzählte Adalbert vom Dienste. Wie er zur Nacht auf Stallwache war und um diese Stunden den Stall liebte; wenn er auf dem schwankenden Querbaum, der die Stände zweier Pferde voneinander trennte, saß und halbmüde darauf schaukelte; wenn die Laternen

trübe brannten, alles ruhig war, nur die Gäule schläfrig kauten, manchmal gegen einen Pfosten schlugen; manchmal Ketten klirrten. Manchmal hörte man Rascheln des Strohs; manchmal schoß eine Ratte über den Boden. Ein kleiner heller Terrier, der herrenlos, aber so ziemlich Schwadronshund war, machte Jagd auf die Nager; er stürzte ihnen nach und verschwand grau verdämmernd irgendwo hinter dem Tiere im Dunkeln. Dann kam im Wintermorgen, der noch Nacht war, die Schwadron; ferne verflossen Schritte zu einem anwachsenden Rauschen. Die Pferde hörten es zuerst; sie horchten auf: sie regten sich, spitzten die Ohren. Dann klangen die Tritte heraus; dann ward es laut; dann tönte es fest und schon tauchte der drillichbekleidete Zug aus dem Finstern, die Vordern deutlicher, die Hinteren verschwimmend. Es dröhnte. – Nun hörte das auf; man trat an; kurze Stimmenlaute. Nun rollte über den Damm die Futterkiste; wo sie hielt, rasselten auf und stampften beiderseits die Pferde; sie schüttelten sich, es klirrte, prustete, schnob. Weiterschwellend ging das Geräusch durch die langen Stallungen. Von der Kiste flogen mit dem Maß weiße Gestalten nach den Krippen und schüttelten den Häcksel. Bewegung und Wachen war ihnen gefolgt und hob vor ihnen an. Nun kauten, laut und knirschend, gleichmäßig alle Gäule. Es ging ans Streumachen und Pferdeputzen. Es fehlte nicht an Übungs- und Manövergeschichten.

Wie eine schöne Zeit schien Adalbert das Soldatenjahr vergangen zu sein. Ich begriff das, war er doch in allem Leiblichen tüchtig, im Geistigen schlagfertig, entschlossen, in allem tauglich, darum im Dienst zu allem lustig gewesen. Er hoffte, ihm würde dies Leben sinnlicher Anstrengung und gesunder Müdigkeit einmal wieder beschieden werden. Er glaubte, das würde ihm Tag nach langer Nacht bedeuten.

„Du weißt, ich bin ein Krieger bis in den Tod. Und du weißt auch von meinem Tode“, sagte er lachend. Ich neckte ihn dann wegen seiner doch großen Sonderbarkeiten.

ZWÖLFTES KAPITEL.

AM liebsten erzählte Adalbert vom Wandern. Wenn wir allein waren und ungestörte Stunden vor uns hatten, mochte er es, sich in durchwanderte Zeiten zu versenken; er holte aus ihnen Bild für Bild hervor, sich zur Freude, und schuf damit die größte Freude mir. Bisweilen erhellte ein Einfall, dessen er sich nicht einmal bewußt ward, auf den er weiter nicht achtete, dies oder jenes Bild; und immer bestimmte sein Anschauen das meine; ja, so sehr, daß ich zweifle, ob ich je, wo es sich mir später wirklich bot, mit ganz eigenen Augen gesehen habe.

Zweimal war Adalbert in fremde Länder gekommen: beide Male gen Süden.

Zum ersten war es in dem Halbjahr gewesen, das zwischen dem Abschluß der Schule und dem Eintritt bei den Ulanen lag. Er war nach einer alpinen Universität gegangen, den Höhen nahe zu sein, die ihn mächtig riefen; aber noch war das Frühjahr zu unwirtlich, um sie aufzusuchen. Im Orte die rechte Zeit abwarten, sagte ihm nicht zu; Arbeit hatte er sich für dieses Semester nicht vorgenommen. So zog er abwärts, dem Rhonetal entlang und kam nach der Provence. Allein, nach unserer gesunden Art sein Weniges im Rucksack mit sich tragend, wanderte er durch eine Welt, die ihm eines Morgens aufgegangen war gleich einer Offenbarung.

Noch in Lyon hatte er sich in einer Umgebung gefun-

den, die dem Gewohnten glich. · Dort setzte er sich eines Abends ohne genauen Plan in den Zug; er schlief zusammengekrümmt auf der Bank und erwachte vom Ruck, als man frühmorgens irgendwo – in Montélimar oder Orange – hielt. Er schüttelte sich aus dem Schläfe; Morgenwind, der durchs Fenster strich, wehte ihn an; er spürte einen Duft, dessen Harzigkeit ihm fremd war. Das lockte ihn ans Fenster: eine andere Welt sah er um sich.

Hier war kein Verschwimmen mehr, keine Unklarheit in der Form. Was er bisher gesehen hatte, war Ausdehnung, unbestimmt und groß; jede Ferne ein Wald, den man endlos denken konnte, – der Wald mit der Waldseele, die sich als ungefüger Drache über Meilen wirft oder in wechselnden Gestalten den Menschen, der sie herausfordert, äffen kann; – oder die Ferne ein Dunst, der jede Möglichkeit birgt, eine Sehnsucht und ein Versprechen. Hier blieben die Zweifel gebunden: denn das Auge sah Bestimmtes und Gefügetes, sah einzeln und fest jeden Gegenstand, wie er einzeln und fest – dem freien Menschen gleich und wie mit einzelner Seele – in der scharfen, sondernden Luft steht: einzelne Bäume, – Oliven, Cypressen, – auch im Haine, auch in der nordabwehrenden Hecke ein jeder für sich ausgeprägt, auch in der weiteren Ferne in Klarheit unterschieden; der knorrige Stamm des Feigenbaumes – wie der absichtliche Ausdruck eines höchst eigenlaunigen Willens; seine

gespreizten, großen Blätter, einzeln ein jedes, nie Laub bildend. Zwar ganz im Weiten umspann Ölgrau das Land, aber als Patina wie Algen, wie Flechten die festbestimmten Steinblockformen der Berge. Der Himmel selbst schien kein luftiges Meer; er war ein festes blaues Gewölbe. In allem war Gestalt und darum Maß, war Einzelheit, darum unserem Wesen und unserer Vernunft Verwandtes, so daß sie es bemessen konnte. Der Mensch wird, wo er jeden Gegenstand nach seinem Bild beseelt, frei vom Unklaren und vom Schauern; seinen geistigen Tätigkeiten schenkt die Sicht mit dem Umrissenen, Begrenzten die Wohltat der Erfüllung. Und, begriff Adalbert gleich, worin sich dies Land von seiner Heimat unterschied, so erfaßte er auch, wie das Land des untrüglichen Augenbesitzes die, die im Lande des Sehns und Schweifens wohnten, allzeit ergänzen mußte. An des lateinischen Südens Eingang begriff er das Geheimnis der Römerzüge, daß es dem Germanen notwendig sei, das Mittelland zu greifen und zu halten; warum sein Volk im Alter größeren Übermutes es hatte körperlich innehaben oder doch beherrschen wollen, später, – so heute, – es wenigstens in Kunst und geistigem Leben zu erringen und zu besitzen suchte. Er schaute diese drei Zustände, – drei Arten der Gewere, – in den Gestalten ihrer höchsten Träger: im Ostgothen Theodorich, – in den Kaisern bis Rotbart und seinem harten Sohne und dem Spätling vom Hause Luxem-

burg, in Albrecht Dürer und Goethen. Wozu andere sich durch Fremdartiges hätten durcharbeiten müssen, dazu gelangte er mit einem Blicke. Und er sah das, wie er sagte, so rasch nur deshalb, weil die Brunst, die die Altvordern gegen den Süden hatten, ihm nicht fremder war als die Stimme eigenen Blutes, weil ihm dies Land, das er nie gesehen hatte, nicht fremd war. Es schien ihm vertraut; er glaubte sich seiner zu erinnern, es wiedergefunden zu haben. Liebevoll grüßte es ihn; so beschloß er, es liebevoll, ganz nahe, zu schauen, zu betasten. Er verließ den Zug; er begann zu wandern. Seine Erzählung stärkte sich vom Gedächtnis alter Römerbauten, klarer Form, den Formen jener klaren Natur verwandt und überaus prächtig. Sie war berückt vom Gedächtnis des Papstschlosses auf ewig windiger Höhe, das gegen Abend kalkweiß, mit strebenden Bogen vom Fels hinaufstößt. Ich hörte vom dichten Blütengebüsch und den Düften im Tale der Laura, von den Öden der Rhonemündung, da man stundenlang über Sand geht und nur hartes, binsenartiges Gras in bläulichen oder braunen Flecken den weißen Grund scheckt: selten wiegt sich hie und da ein Strauch die weibliche, rosig-zarte Blüten streuende Tamariske; Herden halbwilder Rinder stampfen über die magere Weide, nicht von der Kost, von der Sonne nehmen die nervigen Stiere Kraft; manchmal schwimmt Fata Morgana am Flächenrande; Seevögel siedeln an den zersprengten

Teichen: am Boden findet man Flaum scheuer, nie wahrgenommener Flamingos.

Ich hörte vom Pomp der Stiergefechte in den antiken Arenen, Festtags, Pfingsttags, wenn der Himmel darüber vor lauter Blauen jauchzt. Die farbigen Zuaven sitzen gruppenweis in den Mauertrümmern, wie im Steinbruch ein buntblühender Blumenstrauch, zusammengepreßt und sich regend, wie ein Schwarm fremdländischer Vögel, der auf dem grauen Gestein sich niedergelassen hätte. Die Mädchen von Arles, in strengem Schwarz und Weiß, haben die reinsten Züge, die schwärzesten Brauen und schwärzesten Haare; sie zittern dem Schauspiel entgegen, sie zieren und grauen sich, obwohl sie das alles oft gesehen haben, sie wenden sich ab vom Blute und lechzen mit dem Blicke doch dahin: die Busen heben sich rascher unter den weißen Linnen; die Augen blitzen greller; die Lippen zucken. Wie schmelzen die Grausamen, -- die Schönen, am Festtagsabend dahin. Ob ich auch anfangs an der Begeisterung Anstoß nahm, mit der er von diesem Schauspiel erzählte, ich mußte mich ergeben: Er hatte im Glanze der Farben, in der blitzenden Bewegung das Wagnis erspät, hatte erfahren, was der Spanier so selbstverständlich äußert: „Es ist schön, sich auszusetzen“. Er hatte die Lust gefühlt, sich in der Arena zu messen. Ich hörte auf, Unverstandenes deshalb zu verwerfen, weil es der Gewöhnung durch Sitten oder Gefühlen zuwider war.

Dann war er ins Gebiet jenseits von Marseille gekommen, wo das Gebirge dicht ans Wasser tritt. Dort begann er als Wilder zu leben. Ohne Wege klomm er der Küste entlang, oder lud sich die Kleidung auf den Rücken und watete längs im Meere, bald am Ufer klebend, bald frei; — badend, wo ihn nur die Laune überkam: dann warf er sein Bündel auf Steine, schlängelte sich schwimmend zwischen den Klippen durch, schwamm hinaus aufs Hohe, ruhte auf Felsblöcken aus, wo ihn Wellen überschlugen; er ließ sich von ihnen fortspülen. Er schaute unter den Spiegel und erkannte das Leben der Tiefen: Silberfische zogen durch Korallenwälder; in dunklen Ästen saßen lichte Muscheln; im Busche glühte der Purpur der See-Anemonen; die schwimmenden Wanderer traten zum Walde hinaus und schossen durch die blendende Lichtung, die über den Sandflecken blaute. Da rollten sich dunkel-veilchenfarbige Seeigel, breiteten sich Seesterne aus, krochen Seespinnen, lagen unaussprechlich gestaltete Holothurien. All dies Getier mußte er nahe sehen und anfassen; jedes dieser Wesen achtete er für einen Schatz; auch jedes Insekt, das ihn umschwirrte, die großen Bupresten, die von dürrer Holz bremsenhaft aufflogen, die schweren, rotgelb und schwarz gebänderten Weichkäfer, die auf den Ringelblumen saßen oder dem jungen Laube der stachelblättrigen Eichen. Es beschäftigte ihn, auf dem Sand die heiligen Pillenkäfer,

die er so oft hatte rühmen hören, eifrig, umsichtig und ganz auf das Eine gerichteter Sinne am frommen Wirken für künftige Geschlechter tätig zu sehen.

Er ließ sich auf Inseln rudern und hauste auf ihnen.

Der Pflanzenwuchs war über alles schön. Es hatten die Rosen der Gärten sich in die Wälder verbreitet und stiegen in Kronen von Pinien und Strandkiefern. Der Nadelwald atmete in der Junisonne; der Atem war Harzduft; der Atem steiniger Flächen, trockener Hänge war Lavendel; seine holzichten Stengel knackten, wenn man darüber schritt, an seinen satten, purpurblauen Lippen sogen Bienen und Schmetterlinge; dazwischen blühte der Cistus, der mit dem silbersamtigen Blatt und der großen himbeerfarbenen Rose. Im Walde blühte der weiße: er hatte Blüten gleich kleinen weißen Hagebutten; der Duft, der jeder Pore des Wuchses entströmte, schlug ins Herz.

In den Ortschaften kaufte er Brot und nährte sich davon; an flacheren Seestellen fand er Muscheln, Miesmuscheln oder eine kleine fette Art, die lecker schmeckte. Er schlief in Felshöhlungen am Meere, auf deren Boden sich angespültes Seegras gestapelt hatte. Sein Schlaf war nicht tief; dazu war er zu voll von Freude, dazu duftete der Cistus zu beunruhigend, zu süß, mit einem Dufte, den er nie vergessen konnte; dazu schlugen zu viel Nachtigallen.

Manchmal lag er des Nachts am Herdfeuer von Fischern,

die an Land gegangen waren, und hörte ihre Mären und Sagen. Er nahm auch Quartier in Kathen und Hütten. Er ging durch die Pflanzungen der Bauern und lernte ihre Wirtschaft kennen. Oft saß er auf den Mauern, die straßenlang Ölgärten voneinander scheiden, und ruhte sich aus: in der Mittagshitze oder gegen Abend; und wenn der Tag sich neigte, blickte er übers absteigende Gelände der grauen Kronen hinweg in die Buchten, darinnen Licht zwischen Felsmassen bebt. Er liebte ihre steile, begrenzte Gestalt und, von ihnen begrenzt, das Lichtwogen. Er sprach einmal vom Künstler, der dergleichen gemalt habe:

„Wie stark und innig muß die Seele gewesen sein, die das Abendlicht ganz in sich aufnehmen konnte, – Abendlicht und die Schönheit der fernen Vorgebirgsform, – die nicht müde ward, dies Licht immer wieder zu schaffen, als wäre sie der Gott, der den Abend, einen jeden dem vorigen ungleich, zwischen der ersten Wohlgestalt von Bergen oder Bäumen über Ebenen, über Meere dahinführt. Wie muß ihm das Sehnen gewesen sein nach dem Anblick, der ihm die Fülle bedeutet! Jeder Tag ein Sehnen nach dem Abend, jeder Abend ein Dank für Gnade! – Sehnsucht nach dem Westen!“

Die zweite Südfahrt hatte er im Herbst des nächsten Jahres unternommen, gleich nachdem er von den Sol-

daten gekommen war. Er war geradeswegs nach Rom gefahren und hatte es unter dem schönsten Himmel, in späten Rosen gefunden, in den ersten Oktobertagen. Aber die Landschaft, die sich ihm vom Lateran aus bot, lockte ihn gleich aus der Stadt, von der er sich sagte, daß er sie im Winter, den auch Mathilde dort zu verbringen gedachte, reichlich würde kennen lernen. Das Begehren, wieder einmal als Zigeuner zu leben, schlug in ihm auf.

Am anderen Morgen ging er ins Gebirge. Er stieß auf ein Felsenest am Hang der Sabinerberge, das die Ebene unter sich sah; ferne verschwamm die Stadt mit der kreidig-blauen Kuppel. Auf einer Stiege ging man zum Orte hinauf; er gefiel ihm; dort wollte er wohnen. Es gab höhlenartige Zimmer in Häusern, die voneinander nicht zu trennen waren und Schwalbennestern gleich am Felsen klebten, eines am anderen; -- ein unentwirrbarer, scheinbar willkürlich hingeworfener Haufen das Ganze, -- voller Durchschlüpfe und Übergänge, schluchtartiger Gassen; man wußte innen nicht, was Fels, was Bau war, was Hof, was gangbare Straße. Als er den Ort betrat, schlug ihm ein Duft von neuem Wein entgegen; der lagerte, eine dicke Luft, in allen Gassen: im Herzen faßte ihn der Duft; er verwandelte ihn, wie er alljährlich um die Zeit die Einwohnerschaft verwandelte. Breite Freudigkeit fand Adalbert vor: die Augen aller von tieferer Sanftmut, -- in anderen Augenblicken hell,

messerhell, messerblitzend. Er blieb da. Er wußte eigentlich nicht, wie: doch er fand Obdach, fand Kost: Brot und Wein, Bohnen, getrockneten Stockfisch; — Nudeln waren Festspeise. Vieles davon bot ihm Gastfreundschaft.

Die Leute bauten zum Teile Wein an den unteren Hängen; andere zogen ins Tiefland, wo sie mit Vieh auf den Triften der Fürsten weilten, denen im Ort der verwahrloste Palast, in der Ebene Grund und Boden gehörte. Von allen ward er freundlich aufgenommen.

Wieder machte es ihm Freude, auf die Hantierung zu achten. Da war die Weinbereitung: von der Lese bis zur Kelter gleich einer heiligen Handlung. Zu den Hirten stieg er hinab. Sie ließen ihn die kleinen Pferdchen reiten mit hurtigem Paßgang und eselhaften Galoppsprüngen, die man mit hohltönendem „hee — hopp“ antreibt; man sitzt im Bocksattel geklemmt, einen Strick in der Hand statt der Zügel; den hält man ganz lose. Er führte den langen Stab mit der Eisenspitze: er zog sich mal ihre Kleidung an, gab sie aber gleich wieder auf. „Sie tragen die Beinkleider aus rohem, zottigem Ziegenfell, daß es ist, als wären die Zotten um ihre Schenkel gewachsen; da sieht ein jeder aus wie Pan: die alten Weißbärte mit den von der Zeit verzerrten Zügen, aber auch die Jungen: die haben Gesichter wie die Ziegenböcke: die Nase senkt sich zur Oberlippe, die Oberlippe reicht etwas vor; sie zittert, als wittere

er, und ist beweglich; dann ein Muttermal irgendwo, gar am Kinn, darauf eine lange schwarze Zotte; an den Backen schon frühe Flaum, das Gesicht dunkel, die Augen schelmisch wie bei Zicklein oder heranwachsenden Böckchen. Ihnen ziemt diese Kleidung; und der Duft gehört dazu, der Duft der Ziege. Für mich konnte die Tracht nur eine kurze Mummerei bedeuten; sie haben auch darüber gelacht. Sie lachen aber schonend.“

Er belustigte sich über ihre Schießwut und versuchte ihre Gewehre, – Vorderlader, Knarren aus der Zeit Garibaldis.

Manchmal, erzählte er, sei er tiefer in die Berge gewandert; er habe ihre Kahlheit geliebt, ihre herben Formen und Farben. Festtags sei er mit den oder jenen Burschen in die größeren Flecken gegangen, wo einige von ihnen Gesippen hatten. Sie hätten bei der Verwandtschaft den neuen Wein probiert, hätten gekegelt, den rozzolone geworfen, seien lustiger heimgekommen, als sie ausgegangen waren. Die Soldaten gewesen, hätten ihm von ihrer Dienstzeit erzählt; er von der seinigen ihnen. Er lernte ihre Gebräuche bei Trank und Spiel, ihre Redensarten und Lieder. So wuchs er in sie hinein; sie aber waren ihm gut: Sie verstanden ihn nicht bei Namen zu nennen; sie hießen ihn den Blonden. Sie nannten ihn einen der ihren; sie ließen ihn gar, einem Heimischen gleich, nahe zu den Frauen, weil sie spür-

ten, daß er kein Verräter war. Eine Burschengruppe war eifersüchtig, wenn er mit der anderen herumzog. Als sich aber Reif auf die Ebene legte, die Zeit begann, da

„sich das Vieh der Stallungen freut und der Pflüger des Feuers,“

hielt ers, obwohl in den Mantel gehüllt, nicht mehr lange aus in den feuchten Höhlen. Er nahm Abschied und kehrte wieder zur Stadt. Auch von ihr erzählte er viel; er hatte in allen Winkeln ihrem Kleinleben nachgestöbert; er sah, als Mathilde im Januar kam, ihre große Welt. Über Florenz und toskanische Landstädte kehrten sie zurück, eiliger, als sie gewollt hätten, da der Vormund Adalbert heimbeschied. Er wurde im April einundzwanzig Jahre alt und großjährig. Wenige Tage danach war er zu uns gekommen.

Den südlichen Herbst wünschte Adalbert wieder zu durchkosten. „Ich würde“, sagte er, „früher im Jahre hingehen; wenn es noch sommert; ich weilte gern gen September an einem flachen Strande. Ich habe im Süden keinen solchen gesehen; doch irgendwo wird es ihn geben: Waldschatten im Hinterland, ein dürrer Pinienwald voll Prasselns und Knisterns mit dornigem Unterholz und einigen moosigen Flecken zur Mittagsruhe; davor ein weißer, sonnenbeschienener Sand; davor ein glattes, stilles Meer gen Westen. Man ist schon

in den Morgenstunden von der Hitze gesättigt worden; man fühlt sich vor Glut nicht mehr; und findet sich im lauen Wasser mit allem Übermut wieder. Wenn die Sonne tief steht, wollte ich ihr zuwallen über die See; der Meeresgrund ist flach, lange schreite ich noch, zerstrahlende Tropfen um mich spritzend, bis ich nicht mehr schreiten kann. Dann drücke ich die Brust in die wiegende, die tragende See und schwimme weiter, – gen Westen“.

„Du bist in den Westen verliebt“, sagte ich ihm. „Das Land im Westen hat einer entdeckt, der voller Sehnsucht war; nun ist es ein Land geworden, nicht viel anders als die alte Erde. Doch du? Willst du die Äpfel der Hesperiden holen?“

Er sagte: „Ich glaube, sie bedeuteten ewige Jugend. Auch die Unterwelt, hieß es, läge im Westen. Vom Westen holte Herakles den bezwungenen Höllenhund, vom Westen die goldenen Früchte. Welches war die größere Tat? Der Sieg übers Ungetüm ist dem Kämpfer wohl leicht gewesen; um der Früchte willen trug er die Last der Welt; er war gütig, geduldig. Todesbezwungung ohne die ewige Jugend ist sinnlos. Man könnte den traurigen Mythos finden von dem, der nur den Höllenhund zwang, doch nach den goldenen Äpfeln auszuziehen versäumte. Ich finde schon an uns Menschen das Alter, obwohl es endet, fürchterlich, es sei denn das eines abgeklärten Greisentums. Aber wie selten ist das!“

Seit ich ihn näher kannte, vermochte auch ich nicht mehr, ihn alt zu denken. Die Vorstellung hatte einen Widersinn, schon weil er nicht anders werden zu können glaubte. Das sagte ich ihm.

„Du siehst“, beschloß er, „mein Todesritt ist notwendig. Sonst, – ich könnte ja einmal auch sehr weit gegen Westen schwimmen.“

So war mirs, als ob seine Zukunft der Westen wäre. Oft tat es mir weh, mit jemanden zu reden, der an keine Zukunft dachte, – nicht als Gedankenloser, sondern, weil er sie ablehnte als etwas, das ihm nicht beschieden sei. Und es wunderte mich, wie sehr er zuhörte, wenn ich von Plänen sprach, ja, daß er mich zum Plänemachen anleitete. Er regte mich an, nicht nur im allgemeinen; er berührte auch, was meinem wiedererwachten Ehrgeize lag. Ich begann, ihm kleine Arbeiten meiner Mußestunden zu zeigen. Er hatte eine leise Art: er tadelte nie; fand aber das Wesentliche in jedem Bild und Gedanken und gab mirs dann, wo ich unklar gewesen war, so geläutert zurück, daß ich unwillkürlich die Sache wieder vornehmen und besser machen mußte.

Ihn selbst zum Schaffen zu bewegen, versuchte ich wohl noch hie und da. Er meinte: „Manchmal klingt mir eine Zeile; fände sich auf diese Weise ein fertiges

Gedicht, warum sollte ich es nicht aufschreiben? Es erzwingen, lohnt nicht.“

Wir lebten in den Sommer hinein; meist unter den anderen, doch wir grenzten uns gegen sie ab. Mir ward das verdacht. Adalberts Art schien alles zu besiegen, weil keine Störung ihn aus dem Gleichgewicht brachte. „Er widerstand nicht dem Übel“; das Übel berührte ihn nicht, zerstörte nicht von außen her die innere Harmonie, in der er sich gerade befand. Außerdem war er, wo es nur heiter zugging, stets dabei und der Heiterste, auch am Derben sich freuend, selber derb, manchmal sogar witzig, – während ich mich versunken und abwesend zeigte. Ich zog mich zurück, da ich mich noch störrisch fühlte; er brauchte das nicht; er war da. Vielleicht, weil er im Grunde nie da war. Das führte die anderen irre.

Mir aber schien er manches Mal gespenstisch, weil ich nicht wußte, ob er nicht ganz wo anders war, auch wenn er, wie es mir schien, mit mir in Gemeinschaft weilte.

DREIZEHNTES KAPITEL.

DIE Sonnenwendfeier kam. In meiner Heimat zünden sie Pechtonnen, die man, weils keine Hügel gibt, auf hohe Stangen steckt, daß sie über die Felder, Wiesen, Moore leuchten. Die hellste Nacht des Jahres feierte ich mit, seit man mich halbverschlafenen Buben zum erstenmal hinausgetragen hatte, die Feuer zu sehen und teil zu haben an der Volkslust. Johannis war mir zu einem der großen Feste geworden, das zu begehen ich ein Bedürfnis fühlte wie nach Weihnachten mit dem Baume, nach Pfingstmaien. Johannisfeuer waren Adalbert, wie auch anderen von uns, vertraut.

Im Gau, darin L . . . lag, war der Brauch vor Alters im Schwange gewesen: auf allen Höhen hatten die Feuer gezündet. Um die Reformationszeit war man davon abgekommen. Nun hatten seit einigen Jahren Gesellschaften, die der Erhaltung des Volkstums beflissen sind, unter Anführung einiger Gelehrter sich bemüht, ihn aufleben zu lassen; sie hatten Verständnis und Zustimmung in fast allen Kreisen gefunden. Wieder loderten Feuer über dem Lande.

Von den Studenten hatten die Burschenschaften, der Überlieferung treu, und der alldeutsch gerichtete Verein Deutscher Studenten diese Bestrebungen gefördert. Andere Verbindungen entschlossen sich hernach, die Feier mitzumachen; durch Beschluß des Seniorenkon-

vents wurde sie von den Korps angenommen; wir zogen in Farben hinaus, am Feste teilzunehmen. Am Festplatz herrschte Burgfriede; Feindseligkeit war verpönt auch unter den verfehdetesten Bündeln. Trunkenheit wurde deshalb möglichst vermieden, die Füchse zur Mäßigkeit angehalten; die Burschen paßten auf, daß die jungen Leute nicht Aufsehen oder Anstoß erregten.

Adalbert und ich waren kurz vor dem Fest eines Nachmittags im Walde gewesen. Wir waren lange durch Buchen gegangen, wo das Grün Tag für Tag einförmiger wurde. Schon war die Jahreszeit des Vogel-schweigens; selten nur von einer Amsel – tönte ein flötender Ton. Wir traten auf den Rain; wir sahen die Wiesen abgeheut, beinahe grau, die Ferne schwärzlich oder unangenehm blaugrün. Am Grabenrande ließen wir uns nieder.

„Nun kommt die tote Zeit,“ entfiel es Adalbert. -- „Wir sind im hellsten Sommer,“ versetzte ich.

„Das eben ist die tote Zeit. Nichts ist so tot als die Juliwochen, die bevorstehen, wenigstens in diesen Breiten. Alles wird düster, und nimmst du ein Laubblatt in die Hand: es ist hart, steifledern. Da mag ich nicht über Land spazieren gehen. Zu Hause reite ich dann nur, weil mich die Bewegung freut, weil mich die Arbeit am Pferde über das Tote wegtäuscht. Oder ich halte mich an die Dörfer, wo unsere Bauern um diese

Zeit immer noch viel Blumen haben: Rosenarten, Feuerlilien, Bartnelken; – Geranien an den Fenstern; auch die großen weißen Lilien sind da und duften, namentlich seit Abend; freilich ist es kein Duft, der Mut gibt, aber er gibt etwas Süßes zu tragen. Um die Zeit bin ich am liebsten in Beilstein: die Burg steht auf einem Hügel; am Hang und im alten Zwinger sind, seit Mathilde waltet, Blumen gepflanzt: allerlei Arten, altmodische, darunter dieselben wie in den Bauergärten; da ist im ganzen Sommer schön in der Sonne; da erfährt man, was für ein Schönes der Sommer ist. Die Lilien duften da betäubend: Einmal mußte ich im Zimmer, das man mir stets zu bewohnen gibt, zur Nacht die Fenster schließen, weil ich vom Dufte gemordet zu werden glaubte. Mathilde lachte darüber, sie erträgt das; sie ist es gewohnt. – Hier wird die Jahreszeit drückend werden; es kommen auch so viele Juliregen. Lange bis dahin dauerts nicht mehr; bald ist Sonnenwendfeier.“

„Du hältst mich für Eulenspiegel,“ lenkte er ein, als er meinen zweifelnden Ausdruck gewahrte, „der auf der Wanderung bergab bergauf immer des folgenden Zustands, nicht der Gegenwart dachte. Im Herbst sehe ich vor lauter Farben keinen Tod; jetzt aber bin ich Eulenspiegel. Ich fühle seit Mittsommer trotz des Grüns das Absterben des Jahres, fühle es schon jetzt voraus, obgleich man sagt, daß der Sommer eitel

Freude sei. Auch: meinen stärksten Frühling habe ich im Januar, wenn sich das Jahr von neuem aufrafft, die Säfte, zwar unmerklich, aber wirkend in aller Schöpfung steigen. Man neckte mich, das sei eingebildet, von Kalenderweisheit eingeredet. Aber als kleiner Kerl schon, als ich vom Kalender wohl noch nichts Rechtes wußte, begann ich bald nach Weihnacht unruhig zu werden. Ich wollte immer hinaus, immer draußen sein. Es war schloßig, neblig, kalt, feuchtgrau, noch Dezember oder doch nicht anders als Dezember. Aber ich fragte jeden Tag: „Sind die Stare da?“ Jedes Zeichen, das mir das Wachsen der Tage zeigte, hatte für mich etwas Feierliches. Ein großes Fest war mirs, wenn man zum ersten Male, ohne Licht zu zünden, vespern konnte. Dann kam der Frühling; da war ich bereits stillvergnügt, während die anderen sich erst zu regen anfangen. Denn nur die früheste Zeit ist mir Zeit des Taumels; sie wurde dazu desto mehr, je mehr ich erwuchs: da möchte man über die Straßen laufen und alles an sich drücken, alles küssen; man wird brünstig, toll, man sehnt sich, daß es draußen aufgetaut wäre; und dann will man fortstürmen, toll reiten, sich müde reiten, weil man nicht weiß, was vor Strotzen der Säfte mit sich anzufangen, ehe man nicht gebändigt ist. Und ist man das, schläft man als ein Stein. Ich glaube, daß die Menschen ursprünglich allgemein so gefühlt haben, die Vorfahren, die ganz draußen lebten wie Tiere. —

Zünden wir die Sonnenwendfeuer an und wollen wir von den langen Tagen Abschied nehmen!“

Er fuhr, indes wir noch am Grabenrande saßen, fort: „Sie wäre unerträglich, die tote Zeit, würde sie länger als kurze Wochen währen. Das Jahr nimmt zwar weiter ab; doch eine große Freudigkeit liegt auch im absterbenden Jahre und wird sich bald nach den nächsten Wochen zeigen: das Reifen. Innere Fortschritte habe ich nur gegen Herbst gemacht. Ich habe da gedankenlos gelebt, mich vom August bescheinen lassen, wie der Apfel von der Sonne; habe nur beschaut und betrachtet und fand mich dann, wenn ich meiner inne ward, anders als ich zuvor gewesen. Du siehst, ich ändere mich doch, aber das sind Änderungen anderer Art, als was wir sonst darunter verstehen. In meinem südlichen Herbst gor ich im Betäubungswahn wie Wein; sonst ist es mehr ein Starren in einen Spiegel; ein träges, wohliges Starren. Ich sonne mich so dabei; habe nur einen Pflanzenwillen. -- Glaubst du nicht, der Apfel hat einen Willen vom Aste zu fallen?“

„Wohl will er fallen,“ griff ich auf, „platzen, daß die Samen ausfliegen, daß neue Saat entsteht.“

„Meinst du das?“ sagte er: „Wollen das alle? Mancher fällt und nicht der schlechteste und kommt zu keiner Aussaat. Und doch wissen wir: nichts ist umsonst, nichts Verschwendung. Auch diesem Apfel geschieht sein Recht.“

„Jetzt wirst du gleich auf den Westen zu sprechen kommen,“ versetzte ich.

„Alle Wege führen gen Westen,“ sagte er.

Wir standen auf und gingen zur Stadt.

Der 23te Juni kam: Man zog gen Abend zum Festplatz, der auf einer der Höhen lag; wir fuhren in mehreren Wagen. Schon die Heerstraße, der wir zunächst zu folgen hatten, wimmelte von Menschen: auf dem Waldwege, auf den man hernach abbog, konnte des Gedränges wegen nur Schritt gefahren werden. Dann ließ man das Fuhrwerk vor einer Herberge und stieg auf Pfaden durch Gehölz hinan. Man gelangte auf eine kahle, geplattete Kuppe, die sich über die Buchen hob. Zuhöchst befanden sich, von Rasen und Moos überzogen, Ringwälle einer Burg, die von den Schweden bis auf diese Reste zerstört war. Auf der Fläche davor stand der Stoß, der flammen sollte. Wir hatten unseren Stand auf den Walltrümmern, so daß wir auf den Platz niederblicken und ihn gut übersehen konnten. Dort drängten sich Gruppen anders befärbter Studenten und die Menge des Bürgervolkes. Der Tagesschein verglomm überm Tal an den jenseitigen Hügeln; man harrete der Dunkelheit. Noch schwamm silbernes Licht in der Höhe, als der Holzstoß aufflammte und der Brand zum Himmel schlug. Erst stand alles geblendet und rührte sich nicht: die aufschießende Lohe riß

unsere Augen hinauf, und wir sahen, wie höher noch die Funken flogen und zu den Sternen entwirbelten. Dann regte es sich bei den Untenstehenden: sie drängten von allen Seiten dazu, neue Gestalten traten seitwärts aus den Bäumen, es wogte hin und her, es bildeten sich Ringe um das Feuer: Mädchen in hell mit blonden Zöpfen, die größeren mit ihren Sommerhüten, Schüler und Buben, Studenten, Bürger, hie und da selbst ein Greis, ein Weißbart mit Schlapphut, reichten sich die Hände. Das drehte sich, flog auseinander, aufeinander, das drehte sich mehr und mehr, das wurde wild, das glänzte, schrie, juchzte; die Wut griff weiter um sich, ward zu einem Schrei, einer Bewegung, einem drehenden Taumel. Mir flackerte es vor den Augen; ich wollte mitjauchzen; es zuckte mir in den Beinen, es rührte sich mir in den Fingern, nach Händen zu fassen, hinzustürmen, mitzudrehen. Unser Korps aber war von den Verbindungen, die sich davon zu enthalten pflegten, wie sie auch auf den Tanzplätzen, die sie besuchten, nur zusahen. Sich mitzuregen ist nicht eigentlich verboten, doch, wer es getan hätte, wäre die nächsten Tage durch nie zur Nüchternheit gekommen. Ich tauchte mich drum mit den Augen ins Gekreise, dessen Gestalten bald grell erleuchtet aufblitzten, bald dunkelnd im Dunkeln dahinfuhren. Mit meinem Geistigen unter ihnen, fühlte ich die trostlose Zweiheit, in der mich mein Körper, fern von der

rauschenden Drehung, hielt. So entstehen die Gefühle der Traurigkeit, der Verlassenheit in einem, der die Lust anderer sieht. Ich fragte mich, wie Buchau empfinde, und sah ihn an. Er löste sich kaum aus dem Dunkel; doch auf sein Gesicht traf der Schein. Er regte sich nicht; wars nur vom grelleren Licht und den tieferen Schatten, daß seine Züge hart erschienen? von der Herbheit, die mir seinerzeit an Mathilde so unerfreulich auffiel, ihn aber jetzt mit etwas Sicherem, Achtungerzwingendem, aber auch Abweisendem auszeichnete? Er sah mich nicht. Er schien mit allen Sinnen zusammengerafft.

Zu unseren Füßen steigerte sich die Tollheit. Der Holzstoß brach krachend zusammen; brennende Scheite, Funken flogen seitwärts, die Menge zerstob und war doch gleich wieder da, um den Gluthaufen kreisend, der ein breites Feld deckte. Einige sprangen durch die Flammen; der Sprung mußte weit genommen werden. Ich sah mehrere mit den Kleidern Feuer fangen; die Menge merkte das kaum, einige Frauen nur, die nahe waren, schrieen. Ihr Schreien verhallte im Gejuchz; das andere raste weiter. Die Brennenden warfen sich aufs Gras, wälzten sich, das Feuer war erstickt; wieder von neuem waren sie unter den Springern; es war, als ob den Orgiasten das Element freundlich wäre. Ich aber war ausgeschlossen!

Dann nahm die Glut ab; man sah die Ferne, die das

Feuer hatte undurchsichtig schwarz erscheinen lassen, wieder leuchten. Der Mond war darüber getreten, man fand die anderen Hügel, auf denen auch Feuer, – ferne Feuer, – brannten, einige noch lodernd, andere verglimmend. Die Spannung war vorüber; man lagerte sich. Wir saßen etwas auf den nachtfuchten Wällen, dann ging es zur Schenke hinunter, in deren Garten man, wie üblich, zechte. Löwenpranke hatte die Wagen heimgeschickt; er meinte, der Weg zu Fuß durch die Nacht würde ersprießlich sein; damit war manchem ein Gefallen getan; denn es bot sich die Möglichkeit, unauffällig vom Trupp abzuweichen. Man suchte kürzere Pfade; Peterwitz führte, da er die Wege zu kennen glaubte. Trotz des Mondlichtes war es dunkel im Holz, man stolperte über Wurzeln; ungleichmäßig kam man fort.

Buchau ging an meiner Seite. Man zersprengte sich; wir waren rasch von den anderen abgetrennt; wo, wußten wir nicht, was uns aber nicht leid tat. Wir traten auf eine Fläche; vor uns war nur Ebene; darüber stand der Mond. – Es konnte nicht fern von der Stadt sein, denn am Waldrande erblickten wir eine Bank. – Wir setzten uns, sahen über das Feld hin, dessen Rand sich in der Nacht weitete; auf den silbrig nachtblauen Himmel, der aufzuschweben schien; auf den Mond, der immer ferner wurde. Die Wölbung sog uns auf, der Mond zog uns nach, mit sich, weiter, . . . weiter.

„Ist dir nicht, als ob wir aufstiegen?“ flüsterte ich. Er nickte. Dann stand er auf: „Es ist spät. Wenn es dir recht ist, können wir heimgehen.“ Ich hätte gern bleiben wollen, erhob mich aber ebenfalls und sagte: „Schadel“ Er sagte: „Die Sonnenwendefeuere sind verglüht.“ Er sagte das langsam, fast singend. War das vor Müdigkeit? Ich wußte es nicht. Sprach er vielleicht einen Vers, den ich nicht kannte? —

VIERZEHNTE KAPITEL.

ADALBERT kam auf mein Zimmer, was bisher nie geschehen war. Er stürmte fast herein und schien bis zum Überschwang freudig, ganz gegen seine ruhvolle Art. Es mußtee twas Besonderes vorgefallen sein: „Mathilde kommt!“ rief er.

Sie pflegte alljährlich die Eltern ihres verstorbenen Mannes zu besuchen und, einmal unterwegs, wollte sie sich nach Adalbert umsehen, auch nach einem angeheirateten Verwandten, der sich zurzeit in unserer Universitätsklinik behandeln ließ: „Es ist derselbe Droste zur Gracht, von dem ich dir erzählt habe, der die Wasserburg im Oberrheinischen hat und Mathildens Vermögen verwaltet“, berichtete Adalbert von ihm. „Sie kommt am soundsovielten, morgens; ich soll sie an der Bahn abholen. Wir werden den Ort besehen, essen mit Droste Mittag. Zu abend soll ich dich einladen. Nachts fährt sie weiter.“

Ich wunderte mich, daß Mathilde mich einladen ließ, nachdem sie mich derart behandelt hatte. Ich fragte Adalbert, wie sie darauf käme, ob sie es wirklich gern täte, ob nicht statt ihrer er es unvorbedachter Weise so eingefädelt habe, und ob es nicht besser sei, daß ich wegblicke. Er antwortete: „Sie schrieb mir, sie wolle gern einen von meinem Umgang kennen lernen; ich habe dich vorgeschlagen. – Ich habe ihr in den Ferien von dir erzählt: ich versichere, daß du kommst, wird

ihr lieb sein.“ Ich sagte zu; wir beschlossen Löwenpranke um „Dispens“ zu bitten, die Erlaubnis, einen Abend der Kneipe fernzubleiben.

Adalbert erhielt den „Dispens“ ohne weiteres. Mich beschied Löwenpranke: „Ich muß ihn dir verweigern. Anders wäre es, handelte es sich um den Besuch deiner Angehörigen. So aber könnte jeder die Anwesenheit weiter Bekannter ausnutzen, um sich vom Abend zu drücken; das kann ich nicht einreißen lassen. Einem Fuchse hätte ich ja gesagt; Burschen müssen mit dem Beispiel vorangehn und sich einiges versagen. Ich versage mirs auch. Überhaupt“, er wandte sich um zu den anderen, – „man hat mich in letzter Zeit öfters um ‚Dispense‘ gefragt. Ich wünsche nicht, daß man mit solchen Fragen komme.“

Ich war verstimmt. Adalbert sagte: „Dann also nachmittags zum Tee; hernach könnte man eine Spazierfahrt machen. Schade nur, wir werden schwerlich allein sein: Droste wird sich nicht so leicht von Mathilden losreißen und sicher bei ihr sitzen wollen, bis er abends zur Klinik muß. Er läßt keinen zu Worte kommen; das ist nun mal nicht zu ändern. Aber du findest einen regsamen, in seiner Art bemerkenswerten Herrn. Ich kenne ihn seit klein auf und behandle ihn als Onkel.“

Ich ging am betreffenden Nachmittag schon recht bald ins Hotel; so hatte mich Adalbert angewiesen. Man

führte mich nach dem gläsernen Vorbau, der gegen den Garten lag; beim Eintreten sah ich, daß außer Mathilden und ihren zwei Gästen niemand im Raume war. Sie saß in einem Korbstuhl, in einem gelblichen Kleid; den Strohhut hatte sie neben sich auf den Tisch getan. Lichter und Schatten, vom Laub der Gartenbäume, flatterten um sie her; ich fand an ihrem Aussehen nicht die geringste Herbheit. Sie schien am Gespräch, das man führte, mit Eifer beteiligt zu sein, denn sie bemerkte mich erst, da man mich meldete: Sie wandte sich im Nu und streckte mir die Hand von weitem entgegen. Ihrer Worte entsinne ich mich nicht; ich weiß nur, wie einnehmend ihre Stimme war, und daß mich ihr Händedruck an den Händedruck Adalberts, ihr Lächeln an Adalberts Lächeln gemahnten. Sie stellte mich ihrem Onkel als Korpsbruder Buchaus vor.

Herr von Droste lehnte in einem vom Lesezimmer hergeschobenen Klubsessel, die Beine übereinander geschlagen; es fehlte ihm zum Ausdruck völliger Behaglichkeit nur eine üppige, gut duftende Zigarre; wie ich später hörte, mangelte die sonst nie; jetzt war sie ihm vom Arzte entzogen. Selbst bei der Vorstellung hatte er sich nicht aus der wohligen Lage gerührt; dafür hatte er mir freundlich genickt und zugeblinzelt. Seine Linke ruhte auf der Stuhllehne, die Rechte fuhr manchmal in die Höhe und begleitete mit Luftgebärden die Rede, die im Gegensatz zu seiner Körperträgheit die

allerlebhafteste war. Er war breitschultrig und unter-
setzt, von etwas kupfriger Gesichtsfarbe; er hatte noch
all sein Haar, das er glatt gescheitelt trug; es war grau;
desgleichen sein kurz gestutzter Vollbart. Die Nase
war gebogen, sein Profil ausdrucksvoll; die lebhaften,
klugen, etwas kleinen Augen sahen rasch nach allen
Seiten herum; so mochte sein Aussehen einen Stich
ins Schlaue haben. Er sprach hurtig mit etwas rauhem
Akzent. Mir sagte er etwa: „Es freut mich, nach langer
Zeit einen Angehörigen Ihres Korps zu sehen; ich bin
ja ein alter Allgäuer, von Ihrem Tübinger Kartellkorps;
in den frühen sechziger Jahren hat man mich oft
hierher nach L . . . geschickt als Glückwunschüber-
bringer und Vertreter bei festlichen Gelegenheiten. An-
genehme Stunden habe ich bei Ihnen verbracht. Nun
freut es mich, – und erregt auch meine Neugier, – einen
echten heutigen Altenburger zu beschnuppern, zumal
einen Korpsburschen; – Buchau rechne ich nicht, – so
ein Fückslein. Und, – machen Sie kein strenges Ge-
sicht, – er wird trotz Farben und Schmarren, die er hier
erwerben soll, ein ‚outsider‘ bleiben.“

Wie bei anderen alten Herren folgten nun zahllose
Studentengeschichten. Das Gespräch nahm eine über-
raschende Wendung an, als ich gelegentlich äußerte,
begeistert, wie er sei, werde er wohl am fünfzigsten
Jahresfeste seines Korps, das just bevorstand, teil-
nehmen.

„Nein“, rief er, „abgesehen davon, daß ich es wider-
natürlich finde, vergangene Lebenszustände zu erneuern,
fade und dumm, ihnen nicht zu entwachsen, vermag
ich nicht eine Einrichtung zu feiern, die in meinen
Augen kaum noch Berechtigung hat. Schließlich ist es
nichts Schlimmes, wenn sich ein alter Herr mal aus
Jugenderinnerung die bunte Mütze aufstülpt, sich när-
risch geberdet und bezecht; es ist nur lächerlich. Aber,
seit ich begriff, wieviel Zeit im Korps vergeudet wird,
wieviel Kraft gebrochen, die auszubilden und auszu-
nützen wäre, ließ ich die alten Beziehungen einschlafen,
vor allem, um nicht meinem Jungen den Weg zu
weisen, indem ich mich wieder zur Burschenherrlich-
keit bekannte.“

Ich versetzte, daß es doch nicht so arg bei uns sein
könne; drei Semester sich auszutoben, dürfte man
einem gestatten. Unsere Grundsätze lehrten Selbst-
beherrschung; man erwürbe größere Welterfahrung im
Korps, unter Menschen, als wenn man sich gleich hinter
die Bücher setzte und Gelehrsamkeit triebe.

„Ganz wohl, ganz recht“, antwortete Herr von Droste,
„das sind alles gute Dinge, wovon Sie reden. Man lernt
auch bei Ihnen etwas davon. Aber, man sollte mehr
lernen. Sie wissen doch, wie man ehemals focht?“

Ich bejahte.

„Sehen Sie: das war etwas anderes“, fuhr er fort. „Man
bewegte sich, ging vor, trat zurück; man suchte dem

Gegner etwas anzutun, man wehrte sich, man stand nicht bloß wie ein Ölgötze und fuchtelte. Damals zeigte man Gewandtheit, Kühnheit, Kaltblütigkeit bei Angriff und Abwehr. Heute heißt es bloß die Zähne zusammenbeißen und stehen. Dies wenige Sichbezwingen ist doch noch keine Selbstbeherrschung; es sei denn, Sie sähen in der Schlägerei bereits die indianische Marter. Hingegen, wer nervös ist, kann das wiederum nicht, auch wenn er noch soviel Mut hat. – Nun – das ist eine Einzelheit, über die sich nicht viel zu reden lohnt, da sie weiter nicht schadet; aber sie ist bezeichnend. Im übrigen: Selbstbeherrschung, Ordnung, Gehorsam, das lehrt Sie besser das Leben, das Sie doch einmal greift, auch wenn Sie sich von ihm fernhalten; oder es lehrt Sie das zuvor schon das Militär, dessen Erziehung ich über alles lobe. Austoben! – ich billige es sehr, aber das gibt es bei Ihnen nicht; das hat es zu unserer Zeit gegeben, wo wir wirklich ein Bund von Leuten, herzlich einander zugetan, waren und unsere Statuten nur machten, um uns einige Regeln zu geben. Jetzt lebt nur noch das Statut, ist enger und strenger geworden und das hält Sie; wie leicht wäre dies oder das zu ändern; z. B. wieder vernünftiges Fechten einzuführen, dem einzelnen soviel Muße zu lassen, daß er die Augen über allerhand Fragen öffnen mag. Abends, beim Trunk, teilte man sich die Eindrücke mit und lernte voneinander und begeisterte sich miteinander: die Kneipe

wäre ein Mittel fördernder Geselligkeit, nicht Zweck. So war es zu meiner Zeit. Jetzt haben Sie alles nach Reglement. Mein Junge tobt sich aus; aber der ist auch in Sumatra.“

Ich wollte Einwände machen; er setzte fort: „Ja, und noch eines. Sie redeten von ‚Welterfahrung‘; die erwürbe man besser bei Ihnen als aus Büchern. Zugegeben, aber sie beschränkt sich auf das, was ich den Ton guter Herrengesellschaft nenne: die Menschenkenntnis unter Standesgenossen genügt nicht. Nachher ist keine Zeit, sie zu erweitern; Sie müssen dann an die Bücher, um das Examen zu bestehen; ins Leben sieht zwar, wen später die Landwirtschaft oder ein Kaufmannsbetrieb erwartet; die aber täten besser, von Anfang an ins wirkliche Leben zu treten. Die meisten werden Beamte; mit fünfundzwanzig Jahren kommen sie in den Dienst, kennen nur Standesgenossen, vom Spießbürger bis zum Edelmann, der sich bei uns in der Regel vom Spießbürger nur durchs Prädikat unterscheidet, – haben nur Begriffe der Standesgenossen, sind vom Glauben erfüllt, daß nichts zu ändern sei, weil es besteht oder weil der Vorgesetzte es billigt. Das Studium war rasch und kurz; sie drangen nie ins Wesentliche; unsere Beamten sind drum nicht erleuchtet, oft Dilettanten, die der Beruf nicht freut. Was frommt es, daß sie Geige spielen oder Verse machen! Daß Dehmel und Hofmannsthal zwischen ihren Akten liegen. Im

Inneren brüchig, ohne Glauben, früh enttäuscht, beanspruchen sie unser Vaterland zu lenken und fühlen sich gar als Opfer der Pflicht und verehrungswert, weil sie sie nicht gern tun. Danke schön! Dazu sollte ich meinen Sohn hergeben? Heute muß ein Junge, der was leisten, der herrschen, sich hervortun will, arbeiten, praktisch arbeiten. Schickt ihn meinethalb auf ein Jahr unter Fabrikarbeiter; dann weiß er, wohin die Zeit hinaus will und kann je nach seiner Eigenheit mithalten oder sich wehren; wer aus gutem Hause ist, wird deshalb noch nicht roh. Und immer wieder sage ich: Laßt ihn Kaufmann werden, wie der meine. Ich habe das selbst durchgemacht. Kaum war ich von der Universität gegangen, verloren meine Eltern ihr Vermögen. Die Wasserburg wurde verkauft; ich ging nach Holland. Wir wußten ja damals verhältnismäßig mehr vom übrigen Leben als die heutigen jungen Leute; die Berufe waren nicht so abgeschlossen, weil noch nicht ein jeder Zweig soviel Sonderkenntnisse verlangte; der Übergang war darum, soweit es die Einarbeitung anlangte, nicht so hart. Macht heute einer diesen Sprung, so trifft er drüben zwar den Abendfrack und den gewohnten gesellschaftlichen Ton, der zu meiner Zeit eher fehlte; aber auch nur das. Was er sonst von Hause mitbrächte, kann er nicht gebrauchen. Insofern hatte ich es leichter. Dennoch: ich mußte umlernen. Ich lernte um; ich blieb in Holland; ich war auch in Sumatra; ich hatte tüchtig

zu kämpfen. Ich kam wieder hoch; ich kaufte das Haus meiner Väter zurück. Jetzt sitze ich da, bin aber nicht träg, erwerbe; mein Sohn wird es haben und halten; denn er arbeitet, er lernt. Und zu freier Zeit kann er sich wirklich austoben, ohne daß ihm jemand etwas zu sagen hat.“

„Wann läßt du ihn wiederkommen?“ fragte Mathilde.

„Wann er will“, antwortete der Onkel und sprach weiter:

„Noch eine Schule gibt es für junge Leute. Ihr wißt, in Urgroßväterzeiten machte man die ‚große Tour‘. Man reiste durch Hauptstädte und bildete sich zum Weltmanne. Der Salon ist allerdings eine beschränkte Welt. Liebe zur Auszeichnung aber muß sich in ihm regen; sein Leben treibt zum Wettbewerb; man lernt Achtung gebieten, einnehmen, Frauen behandeln. Er ist ein Kampfplatz. Wer bringt Fähigkeiten zu großen Staatsämtern mit? der Kaufmann und der grand-seigneur; der aber ist in Deutschland nicht mehr zu finden. Ich würde ohnehin in unserer von Wirtschaft beherrschten Zeit dem Kaufmann den Vorzug geben: Er hat gelernt, Verhältnisse zu übersehen, er muß Feingefühl haben für die ‚Konjunktur‘, für das, was kommend ist. Er muß dafür empfindlich sein wie der Laubfrosch fürs Wetter. Jeder Fehltritt rächt sich bei ihm; gleich hat er ein Loch im Vermögen, eins hier, eins dort, – Pleite. Er hat die Kunst gelernt, sich in Gleichgewicht zu

halten; er muß für alle Fälle beweglich sein; ihn hat das Leben Wagemut gelehrt; um Großes zu erreichen, darf er nicht im Kleinen zaudern. Er allein lernt Rücksichtslosigkeit auf eigene Verantwortung hin. Hier, im geregelten Zusammensein von fünfzehn oder zwanzig, lernen sie nichts davon. Zeit, auf der Bierbank verloren! Wer Zeit vertrödelt, war mir seit jeher widerlich!“

Ich sah, wie Mathilde verstohlen zu Adalbert lächelte; dann glitt sie ein mit den Worten:

„Aber Onkel, wir, die nie gearbeitet haben?“

„Du bist ein Frauenzimmer“, sagte er.

„Adalbert“, sagte sie, „hat auch nie etwas getan. Du hast ihn doch gern? Glaubst du, daß er jemals etwas tun werde?“ — „Glaube es nicht; vielleicht noch könnte er Künstler werden; er hat das Zeug dazu; aber er wird es nicht. Junge, du bist ein heilloser Taugenichts!“ Er sagte das, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Und wenn mirs gefällt, ein Taugenichts zu sein?“ sprach der.

„Der Taugenichts könntest du sagen“, meinte Herr von Droste. „An dir ist etwas vom Eichendorffschen, den ich so liebe.“

Ich verbarg nicht mein Staunen. „Romantik“, belehrte er, „hat mich nie an nüchternem Tun gehindert. Sie verhinderte nur Übelstände: Kleinlichkeit, Trockenheit.

Behaupten Sie etwa, Bismarck sei ohne Romantik gewesen? Ihrem Leben hier fehlt es an beiden Seiten: die Romantik ist längst verflogen; Tüchtigkeit lernen Sie auch nicht. Was bleibt? – Dressur!“

Mathilde ließ nicht locker. Es belustigte sie, den Onkel in Widerspruch zu verstricken. Der erlaubte eine Weile, ihn mit dem „unnützen Adalbert“ zu necken. Dann hieb er drein:

„Ihr seid Menschen, die man anders nun mal nicht haben möchte. Weder dich, noch den Jungen. – Kinder, Kinder! Ihr krempelt mir meine Weltanschauung um!“

„Seht ihn“, rief Mathilde. „Seine Theorie verdammt uns schonungslos; und doch muß er uns gelten lassen; alle Fälle lassen sich eben nicht unter deine Gesetze bringen.“

„Das ist nur Gnade vor Recht!“ wehrte er sich.

„Da Sie schon Ausnahmen gestatten, ja gestatten müssen“, versetzte ich, „können Sie da nicht auch unserer Lebensweise Geltung einräumen?“

„Nein“, fuhr er aus, „die verdirbt; die tötet das Verantwortlichkeitsgefühl. Diese beiden Nichtsnutze da aber besitzen es in vollem Maße; sie wollen nicht anders sein; – können auch nicht anders. Und so ists wohl Wille der Natur. Es gibt ja nicht nur Nutzpflanzen: Kartoffeln, Tabak, Blumenkohl. – Wozu? – Die Endzwecke verstehen wir nicht. Wozu wäre auch die Kunst

da und ein lebendiges Menschenbedürfnis, Kunst zu haben und zu schaffen? Sie ist ganz unnütz. Dennoch lese ich allabendlich meine unnützen Bücher oder, – wenn Mathilde da ist, – bitte ich sie zu singen. Außerdem – die leben so abgeschlossen; die sind nicht ansteckend!“

Die drei gerieten in ein Gespräch persönlicher Art, an dem ich nicht teilnehmen konnte. Vom Trinken all der Tage ermattet, schlafbedürftig, träumte ich minutenweis vor mich hin.

Meine Gedanken webten um die Wasserburg, die Adalbert mir beschrieben hatte. Ich stellte mir die Heimkehr des kleinen Herren vor; es sah mir so aus, als kehre er heim, zu Fuß, den Sack auf dem Rücken, sehe sich das Haus von oben bis unten an, sehe sich um und um, trete ein, gehe schnurstracks zum Besitzer ins Kabinett und sage: „Dies ist mein Vaterhaus; ich will es zurückhaben. Was kostets?“ Und, sobald der andere den Preis genannt, krame er sich aus den Taschen die Schätze von Sumatra und säße sofort als Herr am Tisch, während der andere gut bezahlt abzöge. Am anderen Tag aber habe er schon seinen blitzblanken Viererzug.

„Und Sie haben es zum Majorat gemacht“, platzte ich aus dem Traum in die Unterhaltung ein.

„Wie meinen Sie?“ fragte er.

„Haben Sie Ihr wiedererworbenes Gut zum Majorat gemacht?“ wiederholte ich deutlich.

„Nein“, sagte er, „die Einrichtung mag vieles für sich haben, mir aber widerstrebt es, künftige Geschlechter zu binden. Von mir ab, wünschte ich, begänne in meinem Haus eine neue Überlieferung: sich jeder Zeit anzupassen und sich dadurch über jede aufzuschwingen, jeder Lage Herr zu sein. — Sie“ — er wandte sich besonders an mich: — „Ich habe zwar kein Recht, Sie zu mahnen: Dennoch, beherzigen Sie Weissagung und Rat eines alten Mannes und schicken Sie sich an, alles, was Sie hier lernen, umzulernen. Dann werden Sie Herr auch dieser verflossenen Tage sein und die Semester, die Sie hier verbrachten, nicht bereuen; es würde ihnen das Lernen grad wegen des Angelernten dieser Zeit zum Umlernen und damit schwerer gemacht werden; je schwerer etwas zu lernen war, desto fester besitzt mans. So könnten Sie einst mit Dank des Korps gedenken wie jener Dummheiten, bei denen man sich die Finger verbrannt, was aber einen erst klug machte.“ — „Nun, wehren Sie sich doch, ärgern Sie sich doch. Sie hören ja zu wie einem Beichtvater. Nicht mal Glauben haben Sie an ihre Sache und stecken doch darin, weil weil Onkel, Tante, Vetter, Base, wenn Sie austräten, die Nase rümpfen und allesamt kopfschüttelnd sagen möchten: so was ist noch nie dagewesen!“

„Onkel! Du wirst ja ausfallend, als seist du in Sumatra und prügeltest einen Kuli“, unterbrach ihn Mathilde.

„Wickendorf schweigt aus Höflichkeit vor dem älteren Herrn und du machst ihm daraus einen Vorwurf. Adalbert, der sich genau so gibt, hast du nie dergleichen gesagt!“

„Dem sage ich nichts“, meinte Herr von Droste: „Denn; erstens ist er das Weltwunder; das tadelt man nicht, weil man es nicht versteht. Zweitens verstehe ich von diesem Weltwunder doch soviel, daß ich sehe, daß ihm bisher nichts geschadet hat. Ob er hier nichts tut, oder dort, bleibt sich gleich. Er bleibt sich immer gleich, nur . . . er ist nicht mehr so Junge, wie als ich ihn zum letzten Male sah. Man wird ihn nicht mehr klopfen und zausen wollen. Er ist Jüngling geworden. Hast du nicht auch bemerkt, Mathilde?“

„Ja“, sagte die, „mit dem Äußeren hast du recht. Innerlich, finde ich, ist er schon seit langem nicht mehr ‚Junge‘. Das Äußere bildet sich nun danach um. Oder, sollte mal das Korpsleben gefördert haben?“

„Sicherlich“, fiel ich ein.

„Sicher nicht“, der Onkel. „Es sind die reifenden Jahre. Adalbert, hast du niemanden hier, dem du den Hof machst?“

„Nein“, lachte Adalbert.

„Ich habe stets den Hof gemacht. Als nichts Besseres da war, der schwärzesten Papua. Den Hof machen, – das bliebe dir noch zu lernen . . .“

„Durchaus nicht; ich kann es ja!“ sagte Adalbert. Ma-

thilde lächelte. Der Onkel sagte: „Na, na; wenn ichs nun wirklich wissen wollte, könntest du es mir beweisen? – Übrigens, Mathilde, teuerste Nichte, kaufe dir nächstens Aktien der Tehuantepecbahn, Mexikaner, stehen

Adalbert bewegte sich zu mir: „Nun berät er. Damit wird er nicht so bald aufhören.“

„Wäre ich einer, den nach Macht gelüstete“, sprach ich, „würde mich das fesseln und ich hörte zu; ich müßte auch mehr von Geschäften verstehen, denn soviel ist mir klar, daß Erwerb heute der einzige Weg zur Macht ist. Doch, wie ich bin, gelange ich nur bis zum Staunen, wenn ich von irgendwelchen Unternehmungen und ihrer Organisation höre.“

Adalbert äußerte: „Menschen, die tüchtig sind auf den Gebieten, bewundere und liebe ich wie zweckmäßige Maschinen. Mich selbst damit zu beschäftigen, dazu fehlt mir der Sinn fürs Nehmen. Daß es Menschen gibt, die an Geld hängen, ist mir gar ein schrecklicher Gedanke.“

Droste hatte indessen seine Vorschläge beendet. Adalberts letztes Wort fing er auf: „Mir kannst du solches nicht nachsagen.“

„Als du alles verlorst, bliebst du heil“, zeugte Adalbert.

„Mir wird selbst vor Leuten fremd“, bekundete Mathilde, „die an Gegenständen hängen, – Familien-

andenken und dergleichen. Sie schleppen sich mit soviel Moder herum. Das Hängen an Menschen kann entsetzlich sein; es ist elend, sich voneinander abhängig zu machen. Du weißt doch, Onkel, wie ich Adalbert liebe. Doch würde ich ihn nie bei mir halten; er sollte immer frei sein.“

„Drum lasse auch ich meinen Jungen in Sumatra“, meinte der. „Wir haben Phantasie genug, um trotzdem das Leben miteinander zu teilen.“

„Ich habe bei mir keine einzige Photographie“, ergänzte Mathilde. „Adalbert läßt sich nie photographieren, es sei denn, daß ihn ein ‚typender‘ Freund erwischt.“

„Freiheit, selbst in persönlichen Beziehungen“, stellte Herr von Droste fest.

„Wir kommen dazu“, sagte sie, „wenn wir viel verloren haben, wenn man einsam ist. Denn auch Freundschaften vergehen und unterliegen Verhältnissen; grade die höheren Freundschaften, die bei gemeinsamen Zielen, nicht nur aus zufälliger Gewöhnung entstanden sind; schließlich hat jeder sein eigenes Ziel. Stark sind die Blutsbande. Was die Liebe betrifft, so glaube ich fest an zweier untrennbares Zusammengehören; wann aber finden sich die? oft suchen sie sich lange von Vorstufe zu Vorstufe. Solange nicht der Höhepunkt gefunden ist, der mit Freiheit vereint sein muß, ist es gut, sich auch von den herzlichsten Banden frei zu machen.“

„Du redest als Asketin“, sprach der Onkel.

„Nein“, fuhr sie fort, „ich will gärrnicht, man solle Vater und Mutter verlassen und in die Wüste gehen. Man soll nur zu jemanden werden, den die Trennung, die einmal notwendig ist, nicht erschüttern kann.“

„Dreifaches Erz um die Brust“, bemerkte Herr von Droste.

„Auch hingehn und alles den Armen geben“, sprach sie, „ist nicht nötig. Dazu fähig aber müßte man jeden Augenblick sein. Die Anforderung könnte uns einmal gestellt werden um höherer Dinge willen.“

„Wir berühren uns in den Ergebnissen“, nahm der Onkel das Wort, „du Mystik treibende Träumerin und ich Geschäftsmann und Materialist. Ich glaube, wir haben die gleiche Richtung, die wir nur verschieden begründen; jeder von uns mit dem, was ihm das Leben mitgab. Du mit Gefühl, ich mit Erfahrung. Was wir aber wollen, ist, jederzeit der Lage Herr sein; die Richtung, die wir unwillkürlich haben, ist bedeutsamer als die Grundsätze, die wir aufstellen.“

„Darum verlange nicht von allen“, sprach sie, „daß sie arbeiten sollen. Dieses Fordern kommt nur aus deiner Erfahrung.“

„Für neunundneunzig auf hundert habe ich mit ihr recht!“

„Die neunundneunzig“, sprach sie, „lassen wir dir“. Für Droste war es Zeit, zu gehen. Er verabschiedete

sich. Mir sagte er: „Verzeihen Sie die ungezogene Aufrichtigkeit eines Alten aus Sumatra“; dann trippelte er weg mit raschen kleinen Schritten.

„Onkel Piet war heute wieder ganz Jude“, meinte Mathilde. „Ich habe ihn so besonders gern.“ Ich wollte mich empfehlen; sie sagte: „Bleiben Sie, ich habe Sie noch garnicht kennen gelernt“.

Ich ließ mich halten. Sie hatte etwas Leichtes, Freies, von Zeit zu Zeit Nachdenkliches. Was sie sagte, schien mir hernach nicht immer stichhaltig zu sein; im Augenblick berückte es; sie sprach so sicher, daß sie stets gewann. An ihrem blonden Kleide sah man erst, wie blond ihr Haar war; an einem Türkismedaillon erkannte man erst das helle Blau ihrer Augen. Adalberts waren mehr grau dagegen.

Manchmal war es mir, als ob sie in mich hineinzuschauen verstünde. Ich glaubte das ihren Blicken anzusehen. Das veranlaßte mich, anzugreifen, und sobald es möglich wurde, warf ich ihr vor, daß sie mich seinerzeit so übel begrüßt habe.

„Darauf hätten Sie nicht zurückkommen sollen“, entgegnete sie: „das war nicht höflich von Ihnen. Die Rechtfertigung wird danach ausfallen. Also damals: ich sehe plötzlich dicht vor mir jemanden mit gedunsenem, farblosem Antlitz und einem frischen Schmissee. Mir schoß es durch den Kopf: Ist das Umgang für Adalbert! – Das weitere folgt daraus.“

„Fanden Sie mich, fanden Sie mich wirklich so
so so“, ich suchte nach einem Ausdruck.

„Unappetitlich“, sagte sie, „ja. Und eines noch. Es
war Unstimmigkeit in Ihnen. – Nehmen Sie mirs nicht
übel: Sie haben angefangen.“

Das Gespräch wurde darauf erquicklicher. Als ich ging,
rief sie mir nach: „Wir sehen uns wieder. Vielleicht in
Beilstein?“

FÜNFZEHNTE KAPITEL.

ETWA eine Woche später ward Löwenpranke von Carl besucht, seinem Bruder, damals Untersekundaner auf dem Gymnasium von Stintenhagen. Er ging für die Ferien zur Großmutter, einer geborenen Brabanterin schönen Namens, die den Sommer auf ihrer Besizung in Belgien weilte; der Weg führte über L. . .

Ich war zugegen, als Löwenpranke zu Adalbert sagte: „Tu mir den Gefallen: Cari kommt her; – ich möchte dein Zimmer in Beschlag nehmen, des Klavieres wegen. Er wird spielen wollen; ich habe Sehnsucht nach guter Musik. Wir werfen dich nicht hinaus. Du sollst uns nur erlauben, bei dir zu musizieren, wann es uns einfällt, und magst zuhören. Ich rate dir auch dazu; du wirst einen Genuß haben; er spielt schön – und ist schön! – Laß keine anderen ein; das stört ihn und mich.“ Er wurde meiner gewahr: „Deinen Adepten da wirst du doch nicht loswerden. Ich habe nichts dagegen, daß auch er zuhört. Er ist ausdrücklich geladen.“

Löwenpranke war ungewöhnlich hell in diesen Tagen; er freute sich. Cari, – außerhalb des Hauses hieß er Carlchen, – begegnete ich zum ersten Male just, als die Brüder vom Bahnhof kamen. Ich sah neben Gustav einen anscheinend fünfzehnjährigen Jungen im Matrosenanzug mit kurzen Beinkleidern, was er bei seinem Wuchse nicht mehr hätte tragen sollen: er war hochaufgeschossen, hager, etwas vornübergebeugt, wie ich

später merkte, aus nachlässiger Haltung, nicht, weil er schlecht gewachsen war; die langen Gliedmaßen zappelten hin und her; was ihm auffiel, bezeichnete er mit eckiger Handbewegung und ging dabei mit dem Arme nach, ihn aus der Schulter herausschleudernd. Unter dem flachen Strohhut gewahrte ich rötliches Haar; das Gesicht zeigte keine ansprechende Züge; bemerklich machten sich der blasse, schmallippige Mund und die großen, bewegsamen Ohren. Im ersten Augenblick fand ich ihn gewöhnlich. Ich wunderte mich nur, daß er noch kurze Hosen trage, und über Löwenprankes Bruderauge, das diesen Bengel schön fand. Gleich danach sah er mir abstoßend aus; dann unheimlich. – Löwenpranke hatte mir zugewinkt, der Bruder mich wahrgenommen. – Ich weiß, daß mich dies Gefühl der Unheimlichkeit überkam, als ich sein Auge auf mir fühlte. Ich weiß auch, daß es seine Augen und seine Stirn waren, die mich dann zu ihm hinzogen: Hart, kalt, stahl-grau, in fast dreieckigen Höhlen schienen die Augen ganz hinten im Inneren des Schädels zu stecken; aus zweien Schachten funkelten Lichter; manchmal verloschen sie; sie mochten auf alles aufmerken, alles den Tiefen zuführen, um es fürs Leben, – in der Seele vielleicht über das Leben hinaus, – zu bergen. Die Stirn war weiß; sie war kantig, als breite sich Eigenwillen über ihr, vielmehr als ob Eigenwillen sie sich zur Gestalt geprägt habe.

Diesen Eindruck nun gewann ich erst allmählich. Als uns Löwenpranke miteinander bekannt machte, fühlte ich's nur wie aus Scheinwerfern über mich wegblitzen. Caris Händedruck war ein Ruck, ein Griff um meine Fingerspitzen, der sie nachzog und gleich losließ. Ich spürte, daß, wie schwächting er auch aussah, in seinen Fingern Kraft war. Ruckweise zog er auch den Hut.

Wir gingen ein Stück Wegs zusammen. Ich fand mich unangenehm von den zwei Lichtern beobachtet. Indessen aber begann die Wirkung von ihm auszugehen, die sich schließlich zum Bilde verdichtet hat, das sein späteres Leben als richtig bestätigte. Ich fühlte im Jungen einen Geist, der ausbrechen wollte, nach den Lücken seines Stabkäfigs spähte; einen Willen, der zähe festhielt, lauerte, ergriff, weil er - gleichviel wie - alle Schwierigkeiten überwinden wollte, die die Welt und eigene Zerbrechlichkeit ihm in den Weg legten.

Doch, schon ehe man diesen Blick und die Stirn begriffen hatte, sobald man sie nur als etwas Beachtenswertes erfaßte, zeigte sich im Gesichte etwas von großer Schönheit: die Haut: weiß, durchsichtig alabastern, - von innen sich rötend. Nur Rothaarige ohne Sommersprossen haben diese blendende Färbung, die bei Frauen unwiderstehlich ist. So wie in den Jahren bei Carl Löwenpranke, habe ich sie selten gesehen.

Einige Stunden später war ich auf Adalberts Zimmer. Da kamen die Löwenpranken. Gustav trat ein, Cari

stand noch hinter der Tür. Auf der Schwelle stutzte er; ich sah seinen Blick übers Zimmer schweifen. Drauf tappte er herein, einen Schritt, und blieb angewurzelt stehen. Er starrte auf Adalbert; er errötete; der gekniffene Mund tat sich auf; er sah dumm aus. Dann ging er hastig vor, nahm, ohne den Blick von Adalbert zu lassen, die Hand, die der ihm bot, gab ihr den ruckartigen flüchtigen Druck, sah ihn weiter an und länger noch, mit immer inniger werdendem Blicke, bis ein anhaltendes Lächeln seinen Ausdruck zu rührungsähnlicher Weichheit stimmte; ich sah die Zähne, es waren wundervolle gleichmäßige Perlenreihen. Auf Buchaus erste Worte sprach er nur Undeutliches. Sein Bruder schaute dem Auftritt zu und schien belustigt: „Sagte ich dir nicht, Cari“, sprach er, „du würdest bei uns etwas finden, das dir gefallen möchte!“ Der wurde puterrot, zögerte. Dann bebte er auf und verfärbte sich: „Du hast mir nicht alles gesagt, du kannst nicht alles sagen! du! – du! du! das ist ja ein Schlag, gerade auf meine Stirn! Das pocht nun da! Das saust nun! Das alles! Das will nun alles . . . , das ist ja mehr, als ich da – da“ er schlug sich an seinen Kopf – „da drin aushalten, drin behalten, fassen kann. Das sind ja Hammerschläge auf meine Stirn.“ Er hatte sich an den Bruder geschmiegt und war ihm mit einem Arm um die Schulter gewachsen. Man merkte, daß seine Magerkeit nicht Schwäche war, sondern seh-

nig, nervig. Ich stand befremdet daneben, Adalbert hatte alles ruhig hingenommen. Löwenpranke glaubte, entschuldigen zu müssen: „Cari ist die ganze Nacht gereist und hat nicht geschlafen“, meinte er. „Er hat ohnehin schon zu leicht mitschwingende Nerven.“ Dann sprach er besonderen Tones: „Nimm's nicht übel, Buchau; er fühlt dasselbe wie wir, nur hat er seine Art sich auszudrücken. Wir haben ihn nie bezähmen können, – ich glaube auch nicht, daß das gut gewesen wäre.“

Cari hatte sich schon aufs Sofa gesetzt, während wir noch standen; er duckte sich da, im Winkel, beobachtete und hing den Blick, kaum, daß man nicht auf ihn sah, immer wieder an Buchau. Bei des Bruders letzten Worten zuckte er empor: „Ihr habt mich nie zähmen können, weder du, noch Marie-Luise, noch Großmama; Ihr werdet mich auch nicht zähmen! – Einmal aber werde ich mich bezähmt haben: das wird wunderbar sein! – Wenn ich mal bezähmt bin, ist es nicht euer Verdienst! aber meins! meins! meins!“ –

„Da hörst du!“ sagte der Bruder: „Bloße Worte sind das nicht. Er fürchtet nichts. Du solltest sehen, wie er sich über Dächer und Bäume schwingt, – ein Affe; er hakt sich an die Rücken der Fohlen. Ich glaube, wenn er rast, könnte er einen totschiessen!“ – „Warum nicht?“ blitzte der aus seinem Winkel. – „Er will mir schon gefallen“, hatte Adalbert gleichzeitig gesagt,

„dein Bruder ist ein famoser Junge!“ – „Ich gefalle Ihnen? Ich sei ein famoser Junge?“ entfuhr es Cari. „Sie, gefallen mir. Sie sind ja Balder und leben; es gibt für Sie keine Sonnenwende. – Gustav,“ rief er dem Bruder: „ich will jetzt immer bei ihm sein, solange ich hier bleibe. Wenn du glauben solltest, daß du sonst zu wenig von mir habest, magst du mit uns bleiben. Du ja auch hast ihn gern; zum ersten Male hast du etwas anderes gern, als was den Namen trägt: Löwenpranke. Sie erlauben mir doch, bei Ihnen zu sein, jetzt . . . immer, bis ich fort muß?“ umschmeichelte er Buchau. Adalbert lächelte: „Freilich.“ Er war vom sonderbaren Jungen gefangen; ich stand da, halb erschreckt, halb erstaunt. Um was zu sagen, fragte ich nach seinem Alter: „Kürzlich vierzehn geworden“, entgegnete der Bruder.

Adalbert war ans Sofa getreten; dem Jungen zusprechend, strich er ihm über die Schulter; der krallte sich um seinen Arm und zog ihn nieder. Dabei glitt seine Hand ab und fuhr mit den Nägeln über Adalberts Hand; es gab einen langen Kratzer, aus dem Blutstropfen traten. „Ist das ein Ungestüm!“ lachte Adalbert und zog sein Tuch. „Schlimm schlimm . . .“ sagte Cari, wie bedrückt: „dieser Ungestüm. Ich zerschlage alles, was ich lieb habe. Wenn ich mich aber bezähmt haben werde und keiner wissen wird, was ich denke, – wenn ich dann zerkratze und zerschlage, wird

es nach langem Vorbedacht geschehen. Dann werde ich auch nicht mehr das zerschlagen, was ich liebe, sondern . . . oh!“ er stieß mit den Ellenbogen seitwärts in die Luft, „was mir im Wege steht!“ - „Du hast ja zum Bruder ein Tigertier!“ scherzte Buchau zu Löwenpranke. „Woher wissen Sie das?“ rief Cari. „Ich sei ein Tigertier. So hat mich Großmama genannt und nennt mich manchmal so; selten; – wenn wir aufeinander – ganz stolz sind. Kein anderer sonst verstand mich so zu benennen, und der – der nennt mich gleich so! Nennen Sie mich nur so, Herr von Buchau; ich erlaube es Ihnen. Sie sollen mich so nennen. Für Sie bin ich Cari, das Tigertier. Für die anderen bin ich Carl Löwenpranke, für noch andere kurz Löwenpranke: viel oder wenig: Löwenpranke!“ setzte er leiser hinzu. Neben Adalbert sitzend war das Tigertier sanft geworden. Wir redeten von dem und dem. Cari fragte viel, ergötzte sich an Spitznamen und Besonderheiten eines jeden von uns, über den wir eher ihm als einander vorklatschten; er kannte die meisten durch den Bruder vom Hörensagen; wie es schien, in einer Darstellung, als wären – außer Buchau – wir alle lächerliches Gesindel. Er hatte Lust, fechten zu sehen. Über vieles sprach er wegwerfend und altklug. Wir waren schließlich auf Musik gekommen; er riß das große Wort an sich, aber nun redete er sachlich, verständig, ruhig; er hatte ein ausgebildetes Urteil, dem es weder an sicherer

Empfindung noch an Überlegung als Grundlagen fehlte; sein Geschmack war nicht so streng, wie der Adalberts. Um Wagner gab es die üblichen Meinungsverschiedenheiten. Caris Verehrung für ihn war beschränkter, doch tiefer, als Gustav Löwenprankes; dieser hatte sich am Pathos begeistert, jener an der Musik. Adalberts Widerreden erhitzen ihn nicht wie den anderen Bruder; er meinte nur: „Sie sind nicht nervös genug, um das zu verstehen.“

„Wie fein säuberlich er mit dir fährt, Buchau“, unterbrach sie Gustav Löwenpranke. „Du solltest nur sehen, wie es mir geht, wenn ich seinen Helden nicht anerkenne. Es sind ein paar Jahre her, da habe ich mir mit ihm einen Spaß erlaubt; – ich gestehe, es war roh: – Da sagte ich ihm von Beethoven, daß er ein ‚petit monsieur‘ wäre. Es war gerade der Ausdruck, und Beethoven hatte ich gewählt, um etwas ganz Unmögliches zu sagen. Er hat mich fast erdrosselt; er hätte, wenn er nur eine Waffe gehabt, mir ein Leides getan. Und nachher heulte er, daß wir fürchteten, er habe den Verstand verloren. Nicht verziehen hat er mir, ich glaube, ein Jahr. Ein Jahr lang ging er um mich herum oder schnitt mich und haßte.“ – „Erzähl die alten dummen Sachen nicht“, hatte Cari umsonst gebeten; da Gustav fortfuhr, bat er nicht mehr, sprach aber, als der geendet: „Als ich damals so zornig wurde und sah, daß ich Gustav nichts tun konnte, bezähmte ich mich zum

erstenmal. Nun gelingt mir das öfter, wenn auch selten. Eben habe ich gar keinen Grund, mich zu ärgern. Ich wußte damals sehr gut, daß du mir Beethoven nur heruntermachtest, um mich zu necken, und daß du selbst nicht an deine Worte glaubtest; das könnte mich noch heute erbosen. Herr von Buchau tut das nicht; er sagt von Wagner, was er meint, ich aber habe inzwischen gelernt, daß Menschen nicht aus Bosheit verkehrte Meinungen haben. Und Beethoven, – der ist mir doch viel, viel mehr als der andere.“

Den wilden Bengel erkannte man aus den Sätzen kaum; er hatte den Platz neben Buchau verlassen und ging, – wie ein ältlicher Herr, – indes er sprach, gesittet auf und ab. Der Bruder fragte: „Sollten wir nicht etwas Musik machen? Cari, deine Geige hat mir gefehlt.“ Cari brummte: „Alter König Saul!“ und pflanzte sich fest auf einem Stuhle. Nun bat ihn Adalbert. „Ich werde Geige und Noten holen!“ – im Nu war er an der Tür; – er war im Korpshause einquartiert, in seines Bruders Zimmer auf dem Sofa. – „Wirst du mich auch begleiten können?“ fragte er von der Schwelle. „Ich will sehen, ob es noch geht“, entgegnete Gustav. – „Spielen Sie?“ fragte Cari Adalbert. – „Wenig“, sagte der, „und vom Blatte nicht gut.“ – „Haben Sie begleitet?“ – „Zu Gesang.“ – „Dann lernen Sie es für mich, – ordentlich – ich will mit Ihnen spielen;“ und war fort.

Cari kam wieder mit Geigenkasten und Noten. Er stellte den Kasten hin und packte gleich aus. Gustav sprang ihm bei. Er bediente geradezu den jüngeren Bruder; so sorgsam stellte er ihm das Pult zurecht, legte ihm die Noten drauf, rieb ihm den Bogen mit Kolophonium. „Diesen Liebesdienst erlaube ich ihm aus besonderer Gunst“, rief uns Cari. Er schien nervös; als er die Geige auspackte, zitterten ihm die Finger; Röte zeigte sich im durchsichtigen Gesichte. Adalbert fragte ihn, woher die Geige stamme: „Eine gute Italienerin“, sprach er und trat zu ihm, sie zu zeigen. Er tastete am Instrument, fuhr mit den Handballen längs der Wölbungen her, horchte hinein: „Begreifen Sie, wie sie schön ist“? sagte er. „Schon dieser Lack! wie Schildpatt sonnig! Sehen sie die geschwungenen Zargen, die Rundungen; eine Brust! das ist sichtbarer Ton. Legen Sie ihr Ohr daran: wie sie summt, vibriert bei jedem kleinsten Geräusche. Alles schwingt mit. Es ist eine Guarneri. Waren Sie je in Cremona?“ – „Nein“ – „Ich möchte hin, ich muß hin. Warum reist Großmama stets nach Rom und Neapel!“ – Das letzte sprach er schon, indem er stimmte und an den Wirbeln drehte. Eine Saite riß; er zog eine neue auf; er wurde noch erregter, bald bleich, bald rot. „So gut!“, sagte er endlich auf Löwenprankes geduldig angetippte A's. „was spielen wir?“ Dann ohne die Antwort abzuwarten, „mit der neuen Saite erst lieber drauf los, bis

sie sich eingespielt und ich Ruhe habe. Ungarisch. Wir wollen uns gehen lassen!“ Sie spielten die bekannten Brahms'schen Tänze, dann mir fremde Weisen. Ich achtete darauf, wie Adalbert sie aufnahm; er machte sich, – so viel ich wußte, – nichts aus Magyarenmusik. Jetzt aber sah ich ihm an, daß sie ihn freute; man konnte sich diesem Geblüte nicht entziehen. Es sprudelte, übersprudelte sich, jubelte, sang, – süß, süßer, – wirbelte. Der Geiger stand da mit den hin- und herfahrenden Gliedmaßen, rot im Gesicht, röter, röter werdend, „rascher, rascher“, rief er dazwischen, „nun langsam, – nun dolce, dolce“, – woher sprach er so schmelzend dieses Wort aus? – Sie hatten die Noten aufgegeben und phantasierten fort, durcheinander, auseinander, zusammen. „Halt, genug!“ befahl unversehens der Geiger. „Nun ruhen wir uns aus. Dann kommt wirklich Gutes. Dann werde ich mich bezähmen. Gustav, du bist doch komisch! So wild wie ich wirst du beim Spielen nie, nicht halb so wild. Aber du kannst dich auch nie so ganz bezähmen.“ Adalbert bemerkte: „Dann wären Sie ja ganz verhaltene Kraft: Schnellkraft. Und plötzlich schnellten Sie auseinander.“

„Sie kennen mich“, versetzte Cari. „Ich glaube zwar, noch andere kennen mich. Aber ich liebe nicht, daß man es zeigt. Sie dürfen es; Sie dürfen gar über mich sprechen; ich höre es gern: Ihre Stimme ist ein Instru-

ment: manchmal Violoncell, ein wenig *con sordino*; Ihre Stimme allein wäre mir genug. Ich könnte blind sein und stets um Sie weilen wollen, obgleich ich Sie nicht sähe.“ Der ältere Bruder nickte Bestätigung: „Gustav“, rief Cari, „was verstehst denn du? du erkennst einen doch nur am Gesicht und verlierst ihn nach einigen Jahren. Ich könnte einen nach tausend erkennen, nach tausend Jahren an der Stimme.“

Die Unterhaltung glitt weiter, die Spieler ruhten aus. Nach einiger Zeit meinte Cari: „Spielen wir Bach! Gustav, . . . also: im Takt bleiben, ganz gleichmäßig, ein Ton wie der andere, nicht vordrängen, nicht mehr *crescendo*, als angegeben“. „Ich spiele Bach“, sagte er uns, „andere spielen stets *Sarasate* und, Gott weiß was alles. Hier soll der Ton, der uns überliefert ist, für sich sprechen; mich halte ich zurück. Ich bin ihm nur offen, ich gebe ihn weiter; mich äußere ich nicht.“

Sie spielten das berühmte *Air*. Cari spielte es langsamer, als ich es zu hören gewohnt war; während der ersten Takte schien mirs, als spiele er gemütlos. Aber der Strich war voll, schwer. Und bald liebte ich es, wie jede Note klar auf die andere folgte, wie gleichmäßig in der Zeit der Abstand zwischen einer jeden war; zum erstenmal erfaßte ich an diesem Strich die Musik des Alten als starkes, ernstes, wohlgegliedertes und wohlgefügtes Gebilde. Ich sah auf des Spielers Stirn. Die Adern der Stirnwinkel zuckten; da drinnen pochte es,

wogte das Blut, das Gefühl zu steter Beschleunigung drängend, wie vorher, als er ihm bei den Zigeunern freien Lauf ließ; nun aber zwang es der Wille, gemessen im Takte mitzugehen, der Wille, wurzelnd in Ehrfurcht vor dem großen Meister.

Adalbert hörte gesammelter Sinne; er saß regungslos, vorgestreckten Hauptes:

„So habe ich es noch nie gehört! So ist es“, sagte er, als sie geendet, nach einigem Schweigen; – es war, als ob er erwachte. „Dennoch; – ich habe es so gehört; – ich erkenne es. – Wo? – Ich habe es gehört, – oder...“

Der Junge sah die Wirkung seines Spieles. Das Zurückgehaltene brach nach dem Selbstzwange los: „Gustav, halt die Geige“, rief er dem Bruder und warf sie ihm beinahe zu. Mit einem Satze war er bei Adalbert, hatte den rechten Arm um seinen Hals geschlungen. Mit der linken Hand fuhr er ihm in den Haaren hin und her. Er sagte nichts. Dann preßte es sich heraus: „Sie sollen mir du sagen“. – „Gern“, besänftigte ihn Adalbert und streichelte ihn: „So wollen wir uns du sagen. Löwenpranke“, wandte er sich zum Älteren: „ich danke dir für deinen Bruder. Du hast mir mit ihm Freude gemacht.“

Man wurde ruhiger. Geigeit wurde nicht mehr; aber man sprach von Musik. Cari konnte auch Klavier spielen. Dies und das, wovon die Rede war, gab er auf den Tasten an. Man sprach auch von Gesang.

Adalbert erzählte, daß er Mathilden begleite; oft zu Weisen des XVIIten oder XVIIIten Jahrhunderts. Er beschwor die Stimmung, die die alten Töne in den Räumen von Beilstein und Buchau wachriefen.

Ich erwähnte beiläufig, wie sehr ihm Mathilde gleiche.

„Das will ich sehen; – hören!“ rief der Junge: „Ich möchte dabei sein, wenn er sie begleitet. – Es muß gut sein, euch zuzuhören. Weißt du, was ich von euch hören möchte: – die frühen Gräber“.

Adalbert ward berührt vom Namen des Gedichtes, das er liebte. Oft hatte ich ihn es hersagen hören, wenn wir zu zweit in hellen Nächten gingen:

„Willkommen, o silberner Mond“.

„Das von Klopstock?“ fragte er. „Ich wußte nicht, daß es komponiert sei. Von wem?“

„Von Gluck“.

Adalbert schwang von einer Regung: „Cari, Tigertier“, rief er, „im Herbst besuchst du mich; wir wollen zu dritt musizieren. Mathilde singt es dir Ich wills ihr sagen; sie übt sichs ein Wie das wohl klingen mag!“

Cari sprang ans Klavier: „Ich spiel dirs nicht ganz. Ich will dirs nicht verderben, so, ohne Gesang. Hör nur die Takte Vorspiel.“

Er schlug sie an, die Terzen, die klaren, die weich sind, wie das Strahlen der Mondnacht, – ihr weißes Licht, wenn es durch Wehmutstränen blinkt; – schmelzende Klänge in der schlichsten Tonart.

Aber Buchau sagte das Gedicht:

„Willkommen, o silberner Mond,
Schöner stiller Gefährt' der Nacht.
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund.
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.“

Cari spielte über das Vorspiel hinaus. Adalbert sprach die Worte bald mit ihm in Einklang; Gedicht und Weise schmiegt sich einander an. Die Worte schwebten über dem Grund von Tönen über der leise angeschlagenen Melodie.

„Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kömmt!“

„Man zergeht in Sehnsucht“, meinte zu Cari Adalbert,
„Sehnsucht, dieses vollkommen zu hören auf unser
Gestammel. Sehnsucht haben wir nach der Sehnsucht;
denn Gedicht wie Töne sind Sehnsucht; hör es doch
nur: Bleib, Gedankenfreund!“

Wir hatten knappe Zeit zum Abendbrot. Dann war Kneipe, – dieses Mal im Korpshause.

Löwenpranke nahm den Bruder mit. Er setzte ihn neben Buchau. „Sieh zu“, sagte er dem, „daß Cari nicht zu viel trinkt. Groß ist die Gefahr nicht, da er Bier nicht mag. Aber man lernt hier nur zu rasch die

Selbstverleugnung der Trinkerehre; das wäre mir für ihn zu früh“.

Cari saß unter Füchsen und jüngeren Burschen, die alle zu ihm sehr liebenswürdig waren. Sie überboten sich in Nettigkeit, wie es immer vor jüngeren Gästen geschieht, von denen man hofft und hoffen kann, sie für später dem Korps zu gewinnen. Cari nahm ihre Zuvorkommenheit als selbstverständlich an, – sie schien ihn gar zu verleiten, sich als etwas Besonderes, über ihnen Stehendes zu fühlen und herablassend zu tun. Zugleich war er wißbegierig; fragte und gab mit verblüffender Offenheit zu allem seine Meinung kund. Er wiederholte, er wolle fechten sehen; – aber mitmachen, um keinen Preis!

Löwenpranke schickte die Füchse früh nach Hause, mit Rücksicht auf seinen Bruder, den er nicht länger kneipen lassen wollte und doch als Erwachsenen behandeln. Als sie aufbrachen, rief er Cari heran, hieß ihn gute Nacht sagen und gehen. Während er handschüttelnd herumzog, meinte einer zum älteren Bruder: „Das möchte einen guten Fuchs geben. Er tritt doch bei uns ein?“ Löwenpranke schüttelte den Kopf: „Ich glaube nicht. Er hat mehr Lust zum Offizier“. Cari hörte das und rief: „Ich werde Offizier. Lieber noch...“ – er machte eine Bewegung, als striche er über die Geige. Dann ging er hinauf.

Löwenpranke lehnte im samtenen Chargiertensessel mit dem unnahbarsten Gesichte. Ich saß den Abend ihm nicht zu fern. Seit einiger Zeit war er mir geheurer; seit dem jüngsten Nachmittag graute mir nicht vor ihm. Die anderen Burschen waren theils gegangen, theils hatten sie sich am unteren Tischende zusammengethan. „Rück' heran“, sagte Löwenpranke. Ich tat es. „Du hast keinen Bruder?“ – „Nein“. –

„Brüder geben Sorgen. Selbst der, – wo fändest du nochmal solch einen großartigen Jungen! Ich kann ihn nicht von seiner Musik abhalten; wenn ich höre, begleite, begreife ich ihn zu sehr. Und ich kann ihn doch nicht Musiker werden lassen! Gottlob, er hat Lust am Reiten, an Sport, an Bewegung; er denkt sich ganz schön, Offizier zu sein, Dragoneroffizier. Daraufhin nun lenke ich ihn. Es geht nicht, daß Carl Löwenpranke irgendwo als Konzertmeister schimmelt; wenn er Künstler wird, – müßte er ein ganz großer werden. Und, trotz aller Begabung, wie verbürgt man sich dafür! Es wäre ein trostloses Leben, – selbst wenn er groß werden sollte; aber dann hätte es sich auch zu entbehren verlohnt. Um dürftiger Ergebnisse willen aber soviel tragen, soviel überwinden! Glückliche Menschen, die Meier heißen, sie haben nichts zu verlieren. Da aber ist ein Junge von Familie, an unsere Gesellschaft gewöhnt, der, – wie auch ich, – auf andere Stände mehr als man heute gestehen darf, herabsieht.

Es bleibt mir nichts übrig, als mich seiner Leidenschaft zu widersetzen; ich tue es halben Herzens. Schließlich: – du kennst das abgedroschene Gleichnis vom Marmorblock auf dem Palmbaum: Widerstand hat Lebensfähiges immer nur gestärkt. Ist sein Begehren das richtige, wird sichs trotz meiner durchsetzen, – und im Grunde werde ich froh sein. Löwenprankes haben stets getan, was sie gewollt, – auch zum eigenen Schaden. Sie haben sich stets durchgesetzt. Nur unsere Frauen nicht; auch Marie-Luise nicht.“ – Es war zum ersten Male, daß er seine Schwester vor mir erwähnte: „Die opfert sich auf. Sie tat es nicht nur einmal; sie tut es jetzt noch immer, immer. Es ist doch nicht mein Beruf, zu Hause hocken und Bruder sein! Ich kann nicht am Spinnrocken sitzen und mitdrehen, um sie zu behüten! Zwar sind wir Löwenprankes mehr wert, als das ganze lumpige Reich, in das wir, weiß Gott weshalb, von Norden einschneiten! Doch grade deswegen muß ich etwas leisten, und darum mich draußen umtun. Die Zeiten sind ja nicht mehr, wo man sagen konnte: Wir sind Löwenpranke, drum sitzen wir auf Löwenburg und kehren uns nicht an die Welt. Ich darf nicht im Namenlosen untertauchen. Dennoch fühle ich oft nur Lust, zu Hause zu sein und aufs Unheil aufzupassen, ob ich es nicht abwenden könnte. Aber, so sind unsere Frauen stets gewesen: Glanz haben sie manchmal noch gefunden. Glück nie!“

Ich dachte an Hedwig-Ulrike Löwenpranke, die Stamm-Mutter von Königen, die den Prinzen geheiratet hatte, von seinem Hause nie anerkannt, vom Adel verachtet, im Wittum verfolgt wurde; an ihr einsames Alter auf der Burg hinter Deichen in unabsehbaren grünen Niederungen.

Löwenpranke fuhr fort: „Auch das Notdürftige wäre zu berücksichtigen. Ich meine bei Cari. Als Musiker könnte er schließlich verdienen. Denn von Hause aus wird er es knapp haben; knapp genug“. Er erhob sich. „Es ist ein Jammer, mit unserem Namen nicht fürstlich reich zu sein. – Schlaf wohl; ich will erst schaun, wie sich der Junge auf seinem Sofa eingerichtet hat“.

Ich empfand etwas für Löwenpranke. Das war es vielleicht, was mich ihn zu begleiten veranlaßte; er ließ es geschehen. Er zündete im Flur sein Licht an, das dort bereitstand. Wir kamen auf die Stube. Das Sofa, wo Cari schlafen sollte, war leer, auch kein Bettzeug darauf zu sehen. „Sollte dies Aas von Wendtland“, – so hieß der Korpsdiener, – „vergessen haben, ihm das Bett zu machen! Ich will ihm . . .“ schimpfte Löwenpranke, – „nun wird der Schlingel in meins gekrochen sein und ich kann hier liegen!“ Er ging ins Schlafzimmer. Da war er auch nicht; das Bett war unberührt.

„Jetzt weiß ichs, jetzt weiß ichs“, lachte er los, „er ist zu Buchau gegangen. Rauf!“ Mit dem Licht in der Hand rannte er zum dritten Stocke; ich nach.

Als wir die Wohnung betraten, fanden wir eine weiße Masse vor Adalberts Schlafzimmertür am Boden. Es war das Bettzeug, das fürs Sofa bestimmt gewesen war. Cari hatte sichs hinaufgeschleppt und lag da, auf dem Rücken, mit offenem Munde.

Der Bruder trat ans Lager: „Recht so, der Page Löwenpranke im Zelte Montecuccolis. Der Vorfahr hieß auch Carl; der Bub folgt seinen Ahnen. Morgen zwar ist nicht die Schlacht von St. Gotthardt an der Raab; keine Türken drohen. Aber er hat seinen Helden gefunden. Lassen wir ihn“.

Er ging zu sich: und ich machte mich auf nach meinem Hause.

Drei Tage blieb Cari da. Er behielt sein abenteuerliches Lager, obwohl er rot wurde, als er sein Geheimnis entdeckt sah. Er bat uns, Buchau nichts davon zu sagen; wir versprachens ihm. Er zog ganz leise hin, wenn Adalbert schon im Schlafe war, und hob sich weg vor Tage.

Mich hatte er zuerst übersehen, oder nur mit Fragen und Aufträgen behelligt. Am letzten Tage war er auch nett zu mir. Ich belustigte mich über die Verstohlenheit seiner Händedrucke und hielt viel von seiner Musik: er gab sich hin – und meisterte dennoch das Gefühl.

SECHZEHNTES KAPITEL.

DAS Semester ging zu Ende. Auf den letzten Bestimmungstag fiel Adalberts erste Mensur; vom Nachwuchs waren er, Lüddecke und Staupitz so weit gediehen, daß man sie zum Fechten herausstellen konnte.

Am Vorabend trank man, wie üblich, im schmalen butzenscheibigen Raum, während draußen der Regen prasselte. Adalbert war guter Dinge; die Aussicht, zu fechten, machte ihm Spaß, wie es bei ihm nicht zu verwundern war und es bei jedem echten Jungen das erste Mal – und dann und wann bei besonderer Stimmung wieder – der Fall sein würde. Er neckte sich mit den zweien, die gleich ihm die neue Erfahrung machen sollten. Die Blumenmädchen kamen; den Fechtern wurden reichlich Blumen geweiht. Die Füchse bezeugten natürlich die größere Teilnahme denen, die aus ihren eigenen Reihen kamen: die meiste Liebe erntete Adalbert, trotzdem er sich in den letzten Zeiten zurückgehalten hatte; denn auch dann noch war seinem Innern ein wohltätiger Strahl entfallen, der jeden, der ihm nahekam, berührte. Die Burschen bedachten ihn mit Vorliebe. Er hielt den blühenden Schwall gekreuzter Arme vor sich her, um dankbar die Menge zu zeigen. Seine Lichtheit freute diesen Abend so, daß es richtig war, was ich Thalmüllern einem anderen sagen hörte: „Ich möchte ihm immerfort Blumen zuwerfen, nur um ihn

danken zu sehen.“ Mich befriedigte dies Wort; lange hatte ich von Thalmüller, der in Gleichmäßigkeit und Langeweile untergegangen schien, keine feine Bemerkung vernommen, wo sie doch anfangs in seinem Munde nicht selten gewesen waren.

Der einzige, der vielleicht, – und dann sicher unbewußt, – etwas gegen Adalbert hatte, war Weida. Das läßt sich erklären. Er war klug genug, Adalberts Vorurteilslosigkeit zu bemerken; die schien ihm verwerflich, weil sie ihm unbegreiflich war. Vollends deckten sich Adalberts Ansichten nicht mit der Grundforderung Weidas, derzufolge „alle anständigen Menschen“, die selbstverständlich von übereinstimmender Ehrbarkeit waren, zwischen 18 und 23 Jahren im Korpseifer aufzugehen hatten. Grad auf diese „Pflichten“ pochte er stets; das hat ihm nach Löwenprankes Abgang die erste Charge eingetragen; „bierehrliche“ alte Herren, die das Korps mit rührender Anhänglichkeit besuchten, mochten ihn gut leiden; ihre Gunst hatte ihn gestützt und gehoben. Löwenpranke dagegen war selbst älteren Geheimräten unheimlich. Von Löwenpranke wurde Weida verachtet, – was bei dessen bekanntem Hochmut nicht ins Gewicht fiel, – und seiner predigerhaften Zähigkeit wegen gern mit Demütigungen abgefertigt. Weida fügte sich als überzeugter Verehrer der Zucht. Dafür galt Löwenpranke ihm für ruchlos; daß er Adalbert schätzte, ließ ihn auch in diesem etwas Frevlerähnliches sehen.

Endlich: es war vorgekommen, daß Weida von Adalbert verletzt worden war. — Man mußte Weida sein, daß einem solches von dem widerfuhr, an dem sich niemand ärgerte. — Weida hatte sich Adalberts Klavieres bemächtigt, d. h. er kam ihm ohne weiteres auf die Stube, — jeden Tag, — und spielte sich aus, wobei es alles zu hören gab von Beethoven ab bis zu den Walzern des Berliner Metropol-Theaters. Auf die Dauer ward das Adalbert zu viel: Weida fand das Klavier verschlossen und bekam den Schlüssel nicht heraus. Nun war Weida durchaus anständig; er dachte nicht daran, sich zu rächen; doch sein Gefühl ward hinter der Oberfläche von einem gewissen „Gallenpigment“, — ein Ausdruck Löwenprankes, — gefärbt.

Weida saß diesmal schräg gegenüber Adalbert, um einige Plätze aufwärts. Ich sah ihn, sich mit einer großen Nelke über den Tisch zu ihm neigen; die Gabe war von Wünschen und Mahnungen begleitet. Da kam ein Schrecken über mich: nun würde Weida nicht mehr aufhören zu reden, reden und wieder reden von der Wonne des Fechtens, von der Wonne des Bandes und Adalbert den ersten Abend vor dem Fechten verekeln, wie er mir den Abend vor der Bandverleihung verdorben hatte. In der Tat, — er hörte nicht auf; er sprach auf Adalbert ein; die Reden, die wir alle auswendig kannten. Adalbert wurde zusehends ungeduliger: „Und, wenn du so dastehst, schwerbandagiert

wie in einer Rüstung, wird es dir sein, als wärest du ein gewappneter Ritter, wirst du dich wie einer deiner Vorfahren fühlen“. Da hielt sich Adalbert nicht mehr; er war glührot geworden: „Wie meine Vorfahren! Die haben, weiß Gott, um anderes gefochten!“

Das Gallenpigment trat an die Oberfläche: „Wenn du unser Fechten für nichts achtest“, rief er, „magst du fortbleiben, und sollst morgen nicht fechten!“ Zum zweiten Chargierten gewandt, der die Fechtverabredungen trifft, erzählte er den Vorfall und forderte Adalberts Bestrafung durch Absage der Mensur. Der Chargierte gab Weida recht, war aber ein bequemer Herr und hielt es auch sonst für untunlich, Beschlossenes im letzten Augenblick zu ändern. Der Zucht zuliebe redeten andere Burschen in Weidas Sinn ihm zu; Adalbert saß gebeugten Hauptes, im Gesichte rot, mit sich kämpfend, als würge er etwas herunter. Löwenpranke rührte sich nicht, wie wenn ihn das alles nichts anginge, — bis er dreinfuhr: „Ich will, mein Leibfuchs soll morgen fechten. Nachher mögt ihr ihn zur Strafe sich betrinken lassen. Ich denke, das genügt.“ Einige wünschten, man solle ihm feierlich einen Verweis erteilen. „Das werden wir sehen“, schnitt Löwenpranke ab. Noch schlug man vor, für Adalbert einen unangenehmeren Gegner zu suchen, als der, der ausersehen war. „Ihr seid nicht gescheit“, meinte Löwenpranke, „föchte er nicht zum erstenmal, ich hätte es zugegeben.

Der Gegner ist gerade als geeignet ausgesucht. Es bleibt dabei.“ – „Harmlos ist sein Widerpart nicht“, stimmte der zweite Chargierte ein, der froh war, daß es beim Verabredeten bleiben sollte. Weida war sauer. „Warte nur!“ drohte er, konnte jedoch weiter nichts, als Adalbert gewaltige Biermengen verheißen.

So kam es doch zu Adalberts Mensur. Als er am andern Tag, der oberen Kleidung bar, im Hemde dastand und zum Fechten anbandagiert wurde, sah man durchs Linnen die ganze Schönheit des Wuchses; frischen und munteren Gesichts wandte und bog er sich, seine Bewegungsfreiheit auszuprobieren, während die Hände prüfend da und dort an Riemen und Leder anfaßten. Die Haare, die ziemlich lang geworden waren, schüttelten sich bei jeder Regung. Er lächelte zufrieden; von Aufregung war keine Spur.

Es ging an; es versprach eine „hübsche Partie“ zu werden: Adalbert schien als Fechter begabt; sein Gegner hatte schon Erkleckliches geleistet; auch kannten sich die beiden und waren einander gut; denn der andere gehörte einem uns freundlich gesinnten Korps; zudem war er von angenehmer Erscheinung. Jeder, der gefochten hat, weiß, wie sehr die Fühlung durch die langen Speere lebendig ist und vom netten Gegner Wohlgefallen vermittelt, vom widerlichen Abscheu, als wäre sie körperliche Berührung; Gegnern, die sich be-

hagen, wird darum der Kampf zum Spiel; ihre Stimmung pflegt auf die Zuschauer überzugreifen.

Sie traten auf Speerlänge voneinander hin und pflanzten sich gespreizt auf. Sie streckten die Arme aufs Kommando hoch; aufs Kommando schlugen sie los. Aufeinander folgten die trockenen Schläge der Gänge, vom „Halt“ der einspringenden Sekundanten unterbrochen. Löwenpranke sekundierte Adalbert; er war der behendeste, sicherste Sekundant, stählern auf- und zurückschnellend, eine Lust anzusehen; wem er beistand, fühlte sich ruhig, wie in Mutterhand. Die Gesichter röteten sich; ein flacher Hieb nach dem anderen drasch auf Adalberts Wange; manchmal stand ein roter Tropfen an der verletzten Haut. Auf dem Kopf aber saßen ihm schon tüchtig scharfe Schmissee; sein Gesicht war davon bald überströmt, Locken flogen ihm, – wie blonde Fetzen, – in den Saal. Sein Stehen erinnerte an das Stehen Löwenprankes; es war nicht vollkommen vorschrittsmäßig, doch im Vergleich zu jenem ruhiger, weniger hitzig; es blieb sich immer gleich, das wirkte als sicher. Merkwürdig, daß ihn ins Gesicht keine scharfen Hiebe trafen: „Er wird diesmal so hübsch, wie er war, vom Kampfplatze gehen!“ scherzte zwischen zwei Gängen der Sekundant des Gegners zu Löwenpranke. „Sie loben den Tag vor dem Abend“, entgegnete der, „Ihrem Herrn Paukanten hat der meine übrigens auch nichts Sonderliches getan.“ Bei dem saß

gleichfalls das Meiste auf dem Kopfe; im Gesichte waren nur wenige Kratzer entstanden, kein größerer Schmiß zu den vorhandenen zugekommen.

Der Gegensekondant behielt recht. Als die fünfzehn üblichen Minuten verpaukt waren, ging Adalbert aus dem Kampf ohne Schmiß im Gesicht hervor. Vom Scheitel quoll das Blut; es klatschte auf den Boden, sein Hemd war vor der Brust rotgetränkt und naß. Blut rann ihm in die Augen; die Belästigung loszuwerden ließ er sich hastig abbandagieren, schlug sich mit einigen Sätzen ins „Flickzimmer“, wo ihn Glückwünschende umdrängten und ihm beistanden. Das Nähen der Kopfhaut ist schmerzlos; unangenehm eine Reihe von Nadeln im Ohr. Er kam heraus mit arg umwickeltem Kopfe, froh, durstig, unverändert im Gesicht: zwei kleine Nadelchen oberhalb des Kinns, das einzige, was er dort bekommen hatte, sah man kaum; man bemerkte sie überhaupt nicht mehr schon nach etwa acht Tagen.

Ein übermütiger Abend war, wie immer, die „Brander-
taufe“, das Fest, an dem die Füchse des jüngsten Semesters von der untersten Stufe der Korpsstudentenschaft auf die zweite treten; sie gibt Rechte und Vorzüge Neulingen gegenüber. Von ihr aus erficht man sich das Burschentum. Mit possenhafter Feierlichkeit, am ehesten den berühmten „Äquatortaufen“ vergleichbar,

wird der „krasse Fuchs“ zum „Brander“ geweiht: Man zog sich an, was man nur an schlechtestem Zeug hatte, denn jeder war sicher, den Abend patschnaß zu sein. Die Füchse wurden, indes sie niederknieten, im Namen von „Bachus, Gambrinus und der losen Venus“ mit einem Maß Bier getauft und hatten bei den Worten „stehe auf als Brander“, eiligst den Raum zu verlassen, wenn sie nicht noch ärger begossen werden wollten. Es war so eingerichtet, daß nur Flucht durch den Garten möglich war; da aber drohte erst recht die Nässe: hinter Busch und Strauch hielten sich Burschen mit Wassergefäßen und, wenn man sich durch den anderen Hauseingang wieder zur Kneipe gerettet hatte, ging dort das Spritzen weiter; die Neugetauften hatten das Recht, sich zu wehren; sie griffen Maße und Krüge und kippten tüchtig wieder. Beliebte Waffen waren eigens zu dem Zwecke hergestellte kleine Schwammstückchen, die zum Nah- wie Fernkampf dienten, durch die Luft klatschten oder unbarmherzig auf einem ausgequetscht und ausgerieben wurden. Die Spritzfreudigkeit stieg mehr und mehr; die Burschen verschonten sich auch gegenseitig nicht; es entstanden Parteien; das dauerte, bis man dieser Freuden satt war und, mehr noch vom Dufte des Ausgekippten berauscht als vom Trunke, einander paarweise unter die Arme griff und sich trocken tanzte. Adalbert war von den wildesten. Er kam nicht aus dem Lärmen und Lachen. Bald fliehend, bald sich

wehrend, war er in jeder Bewegung gut anzusehen. Ich bemerkte zu Löwenpranke, der sich während eines Augenblickes neben mir hielt, so dürfte man sich Gestalten des dionysischen Zuges denken. Löwenpranke pflegte, wenn man dergleichen sagte, es mit dem Worte „Literatur!“ abzufertigen. Diesmal nickte er mit dem Kopfe. Er war den Abend der einzige, der nicht heiter war. Er war überhaupt die letzten Wochen nachdenklich gewesen. Die Zugänglichkeit, die er mir um die Zeit von Caris Besuche zeigte, war geschwunden. Aber er übte seitdem eine Anziehung auf mich aus; ich tat allerlei, ihm näher zu kommen. Erst als er am Semesterschlusse, wie üblich, die Charge niedergelegt hatte, ließ er sich einmal zu einem gründlichen Gespräche mit mir ein. Ich gebe es wieder:

„Nächstens, wenn ich von hier fort bin“, sagte er etwa, „werde ich anfangen, zu arbeiten. Von dem, was ich mir fürs Leben berechnet habe, ist bisher alles ausgekommen; es muß auch künftig gelingen. Hier habe ich die erste Charge erreicht, den Kreis beherrscht, mich durchgesetzt; es war ein billiger Ruhm. Später wird es nicht mehr gelten, einigen zwanzig zu befehlen, sondern vielen. Habe ich sie erst unter mir, werde ich mich auch zu halten wissen. Ehe ich aber soweit komme, – sehe ich schon, – muß ich mich winden. Ich beneide gewisse Zeiten; ich beneide gar Südamerika um seine Revolutionen. Bei uns entscheidet das Sitzfleisch, nicht

Entschlossenheit, Dienstgrad, nicht Verdienst. Du wirst mir glauben, daß, mich zu winden, mir schwer fällt; aber ich muß; sonst bleibe ich zurück und, – ich darf nicht unten bleiben. Ja, wär ich einer meiner Nachbarn auf ‚itz‘ oder ‚ow‘, die dürfen idyllisch hausen. Mein Geschlecht hat das nie getan. Und, wenn es auch meist öffentliche Tätigkeit verschmäht hat, weil ihm der eigene Glanz genügte, idyllisch war es nie und hatte seine Großartigkeit. Wir wollten und konnten es, anders als andere sein. Damit aber ist es hin bei den jetzigen Pöbelverhältnissen. Bald würde es heißen ‚Löwenprankes sind wie wir geworden‘, wenn ich mich nicht auszeichne. Ich habe von früh auf Plutarch gelesen; ich freue mich, daß auch Carl ihn liest. Der Adel denkt heute wie Proletariat; drei Buchstaben vor dem Namen und schon Gleichheit! Wäre er aristokratisch, er würde tausend Unterschiede unter sich machen. Wie er ist, kann ich an ihm keinen Rückhalt haben. Schließlich, ein Unglück ist für mich nicht. Es treibt nur zu größerer Tüchtigkeit. Ich schätze Tüchtigkeit so, daß ich mich nur zu denen gezogen fühle, die aus der Umgebung hervorstechen und in Widerspruch zu ihr, – in Widerspruch grade zu ihren Nächsten stehen; zwar ist das nicht genug, aber sie haben doch irgendeinen Kampf gewagt: Ich rede nicht von meinem Verhältnis zu Buchau, der zieht alle an; er würde selbst Weida gefallen, wenn der nicht unfrei wäre und immer dächte:

so soll es sein, folglich: wann wird sich der einmal gehen lassen! – Außerdem, Buchaus sind Reichsritterschaft; mit ihr hatten wir seit der Reformation Conubium. – Ich rede von anderen; vom kleinen Wulkow, der nun weg ist. Warum bist du so quappelig, so knochenlos! Wenn du dir kein anderes Beingerüst ankalken lassen kannst, lege dir an: Ehrgeiz. Weiß Gott, was ich ohne den wäre! Du aber würdest äußerlich zum üblichen Assessor, nur mit Schöngeist Du würdest ein aufgeregter, schöngeistiger Assessor, untauglich fürs Amt, außer Amtes eine Null mit drei oder vier faden Redensarten und halbschlächtigen Geschmäckern. Wenn du eben nicht Nun rege dich ja nicht auf, mein Bester, als ob ich an dir Anteil nähme; die Ehre erweise ich nur meinem Blute. Ich sage dir lediglich, was ich beobachtet habe, weils meine Art nicht ist, zu verschweigen, was frommen kann. Ich verschweige das nur meinem Nebenbuhler oder Leuten, denen ich Übles wünsche. Andere mögen daraus Nutzen ziehen, wenn sie es können, auch die mir Gleichgültigen. Ich mißgönne nicht.“

Nach diesem Gespräche schien mir Löwenpranke noch unverständlicher als zuvor. Vieles von dem, was er sagte, hielt ich für unreif; besonders, daß er das alles sagte. Ich fand ihn gleich seinem Bruder ohne Maß. Aber sein Sehnen dünkte mich schön und würdig. Er mochte viel erreichen und leisten, wenn er reifen sollte

und ausharren. Die Menschen kannte er; mich, wie so viele andere, hatte er richtig eingeschätzt und durchschaut. Vielleicht war es auch gar nicht Unreife, daß er so zu mir sprach? Nur der Ausfluß geringschätzender Überlegenheit? Oder hatte er nur ein Selbstgespräch gehalten aus irgendeinem Bedürfnis und mich zuhören lassen, weil er meiner Verschwiegenheit sicher war? Das wäre, dachte ich, ein Achtungsbeweis gewesen. Hatte er mich irreführen, mich verblüffen wollen? Ließ ich mich, — ließ sich das ganze Korps, — von einem Schauspieler foppen? So wahrscheinlich wie die eine, war auch jede andere Möglichkeit; ich gab es auf, ihn zu erkennen.

Von seinem Bruder kam, seit er fort war, Brief auf Brief an Adalbert. Der beantwortete jeden, wenn auch nur mit wenigen Zeilen; ich las die Aufschrift in Buchaus guten Zügen oft auf seinem gewohnten grauen Papier.

SIEBZEHNTE KAPITEL.

INDESSEN hatten die Juliregen aufgehört. Eines Abends hatte es sich im Westen geklärt und mit wunderbar rötlichem Licht bis in die Kammern geschienen; draußen lag es auf den Dachfirsten und Baumkronen. Am anderen Morgen war der Himmel wolkenlos. Als ich die Luft, die noch frisch war vom langen Regen, an meinem Fenster witterte, hatte ich das Gefühl: „Herbst!“ Ich behielt dies Gefühl nicht nur während des Morgens, der so kühl hauchte; es blieb mir auch während der Glut, die mittags flammte, – der brennenden Glut all der folgenden Wochen.

Obwohl ich vom Lande kam und die Jahreszeiten mitzuleben glaubte, hatte ich ehemals ihre Zeichen erst erfaßt, wenn sie alles aussprachen; die Andeutung dessen, was sich heimlich bereitete, blieb unbeachtet. Seit dem Gespräch von der Sonnenwende lenkte mich Adalbert allmählich in die Vertrautheit mit der Natur hinein, in der er lebte, in der er alle die kleinen Änderungen wahrnahm, die so wichtig sind und die Grundlagen des Daseins bilden; es ging mir auf, daß dieser Tag ihm mehr als nur die Kindheitserinnerung bedeutete; weil er in ihm vorging; daß ihn zu begehen, deshalb Begleitung sei, die man liebte, aber missen könne. Dabei war es nur ausnahmsweise, daß er mit Worten auf anderes als auf Erscheinungen wies, anderes, als Erscheinungen wiedergab. Die wußte er bedeutsam

zu machen: Was zwischen seinen Worten und hinter ihnen floß, was die Bilder verband, das war es, was sie mit solcher Übereinstimmung begabte, daß man dem Eindruck erlag, als spräche jemand, der Zusammenhänge, die er verschwieg, wisse oder ahne; der eine ihn selbst umfassende Einheit fühle. Bis sich daraus die Überzeugung bildete, daß es mit ihm so sei.

So innig, wie er, der in solchem erwachsen war, drang ich zwar noch nicht ein; in dem Maße wie er erfuhr ich nicht dieses Vorwegnehmen jedes Wechsels im Freudigen wie im Schmerze, kannte ich nicht dieses Mitschwingen auf jeden Reiz. Aber ich fühlte, als würde ich eingeweiht.

Also begann auch ich das Kommen und Gehen der Jahreszeiten nicht mehr als beliebige Ereignisse aufzufassen, die man lediglich als angenehm oder unangenehm empfinden oder gar übersehen und mit dem Willen vergewaltigen dürfte. Heute sehe ich eine große hin- und herflutende Bewegung, in der jeder Mensch mitmuß, in der der Mensch schwimmt wie ein kleines Blatt auf dem Ozean; die ganze Menschheit nicht anders als ein steuerloses Schiff: wir schaukeln, jeder Bewegung untertan; beim steigenden Jahre starken Gemütes, beim absteigenden schwach werdend und traurig; viele auch sterben dann. Vermessene haben sich gelöst und glauben, sich ganz darüber erhoben zu haben. Die meisten, verbildet, erkennen nicht, was um sie

und in ihnen waltet. Doch, die sich rein erhielten oder wieder rein geworden sind, die tiefste Erfahrung aus ihrem Leben geschöpft oder ins Leben hinein schon als Seelen tiefster Erfahrung geboren sind, die fühlen das, wissen den Zusammenhang, ahnen darum, was kommen werde; sie wissen sich untertan der Natur, aber sind es willig, gern, weil sie die Notwendigkeit, die Größe der Gesetze nicht etwa begreifen, – das ist unwesentlich, – sondern mitfühlen; sie fühlen sich als ihr Teil, bewundern sie, lieben sie, beten sie an. Jeder Herbst ist ihnen ein Tod; sie sterben im Herbste, und geschieht es zu anderer Zeit, ist es, weil ein anderer Zwang an sie herantrat; und sterben sie, ist es nicht allein ihr Tod, sondern vieles, was ihnen nahe ist, stirbt ab, weil in der Natur etwas zum Sterben bestimmt war, wovon sie nur ein Teil sind. Um solche scheint die Natur zu trauern, denn sie stirbt mit; stirbt doch im Herbste alles. Und, muß einer im Frühjahr dahingehen, rodet wohl ein Föhn um ihn die alte Waldung aus und im Sommer vernichtet ein Wetter die Ernte. Das muß so geschehen; nur, weil wir nicht begreifen, sehen wir es nicht. Es muß beim Tod jedes Menschen geschehen, ja jedes Lebewesens: – der Tod eines Insektes geschieht zur bestimmten Zeit und die ganze Gattung stirbt mit. Der Mensch aber, der wieder tief in die Natur zurückgewachsen ist, des Scheiden muß mehr an sich reißen, mehr mit sich reißen, als der Tod desjenigen, der sei-

nen Zusammenhang mit der Natur nicht fühlt, dem er sich lockerte:

Ich weiß von Kindern, die so gefühlt haben; das nimmt mich nicht wunder, da sie der Natur am nächsten sind. Ich kannte einen fünfjährigen Knaben, den einzigen Sproß seines Hauses, der am Morgen nach einer Wetternacht durch seines Vaters Park ging und an eine entwurzelte Eiche kam: „Nun werde ich bald sterben“, sagte er. Wenige Tage danach war er tot. Dem Baume war nie eine andere Bedeutung als sonstigen Parkbäumen zuerkannt worden; man hatte nie bemerkt, daß der Junge grad ihm besonders zugetan gewesen wäre; seine Krankheit scheint eine zufällige gewesen zu sein; ganz von außen gekommen. Aber er starb doch, wie er den Tod in der Ordnung der Dinge gefühlt hatte.

Weil meine Anschauung, die sich erst später vollendete, in Damaligem wurzelt, habe ich sie hier wiedergegeben. Sie wurzelt gradezu in der Erfahrung Adalberts. An ihm selbst empfand ich um jene Wochen am meisten das Reifen; zugleich sah ich ringsum reifende Zeit; er, ein Teil, reifte mit.

Denn ich sah, wie sich das erste gelbe Laub ins gleichmäßige Grün der Blätter schlich – kaum ein gelbes Blatt hier und da – aber doch einige wenige, schöne mit voller Farbe, genug, um nicht übersehen zu werden; kaum im Walde – aber schon an den Roßkastanien, Ahornen und Linden, die in der Stadt, auf den Plätzen

um die Kirchen standen; ich sah in den Gärten die Kapuzinerkresse mit ihren brennenden Feuern; ich sah die Felder der Ernte entgegenreifen, den Weizen täglich brauner und brauner werdend in seinen Grannen, den Roggen blonder und blonder. An Stellen war schon geschnitten; die Garben lagen zusammengelegt. An Stellen war abgeerntet; die Stoppeln dehnten sich aus, strohbleich; Rittersporn, zwischen die Halme gesät, war zu finden. Ich sah das Obst reifen, die Pflaumen mit den tiefen Farben jenes Durchsichtige annehmen, jenes innere Glühen in ihrem Goldgelb, Purpur, Grün und üppigem Blau oder bläulichen Reif ihre Haut beschlagen. Man kaufte sie schon, – solche freilich, die aus südlichen Gegenden kamen, – und war gespannt auf die Wonne, da man sich die erste von den schwertragenden Ästen niederholen durfte und einbeißen ins leuchtende, sonnensatte, ins süßduftende, harzige Fleisch. Aber der erste Augustapfel war gefallen; ich rede nicht von den kleinen verkümmerten Äpfelchen, kranken, früh sterbenden, die schließlich den ganzen Sommer über fallen. Im Garten des Korpshauses stand ein Baum, an dem ich die Frucht sich täglich ändern sehen konnte, täglich sehn, wie ihr Grün zu Gelb wurde, wie im Gelb auf der Sonnenseite rote Pünktchen und Äderchen erschienen und schließlich die Seite sich ganz rot malte. Als wir einmal beide, Adalbert und ich, von seinem Zimmer hinab-

kamen, traten wir an den Baum; wir stießen ihn leicht an; nur um zu prüfen: da löste sich von der Spitze, wo sie der Sonne zugewandt hingen, eine große, runde Frucht und fiel vor uns nieder. Adalbert hob sie auf, er besah sie von allen Seiten, wog sie mit der Hand. Wir waren glücklich.

Und aber: Wir waren vom Felde gekommen, wo wir am Rain gelegen und uns unterhalten hatten. Wir durchquerten gegen Sonnenuntergang denselben Platz, über den wir damals nach unserem ersten Spaziergang heimgekommen waren: Kinder spielten Hasch-Spiele; wir blieben stehen und sahen dem Treiben zu. Ihr Rufen, Schrein und Getrappel verschmolz mit den Schritten vorübergehender Erwachsener, mit deren Gesprächen, mit Fuhrwerkrasseln. „Hörst du nicht?“ sagte er, „es fehlt ein Laut.“ Wir hörten die Turmschwalben nicht; ich sah auf; wir sahen sie nicht mehr. „Wir sind im absteigenden Jahr“, sagte er: „freuen wir uns der Reife.“ Und wir bekamen unbändige Lust nach Obst. Wir gingen zum nächsten Stand und verschafften uns welches; - es schmeckte noch fremd und duftlos.

Adalberts Reifen fiel mir auf, als ich ihn zum erstenmal wieder ohne den Kopfverband erblickte. Ich weiß nicht recht, woran das lag; ob der Eindruck vom Gegensatz herrührte darauf, daß ich ihn eine Zeitlang hatte entstellt sehen müssen, oder ob wirklich eine Veränderung

mit ihm vorgegangen war. Er kam mir höher vor; höher in dem Sinne, wie es Homer von seinen Helden sagt, wenn er berichtet, es hätte ihnen ein Gott die Gestalt erhöht, damit sie den Menschen, vor die sie treten sollten, ehrfurchtwürdiger erschienen. Sie hüllten, erinnere ich mich, ihre Lieblinge in Nebel und ließen sie dann unvermutet, stattlichsten Wuchses hervortreten. Also erschien er mir stattlicher als zuvor, nachdem seine Schönheit eine Weile lang verborgen, beeinträchtigt gewesen. „Reife“ aber, das Wort, kam mir in den Sinn, als ich nun auf das Blond seines Haares sah, das so dem bräunlichen Weizen glich, wie ichs bei niemanden gesehen habe, oder manchem Herbstlaube, das über kurz bevorstand; auch hatte ich den blonden Flaum noch nicht gewahrt, der um seine Wange lag und bei gewissem Licht einen Schein übers Antlitz verbreitete, in dessen Färbung schon an sich etwas Goldiges, wie von Honig durchflossenes, gekommen war. — Wie waren wir bleich, fettsüchtig und blutlos dagegen.

Was mir aber an ihm als Ausdruck innerer Reife immer mehr bewußt wurde, war sein „unglaubliches“ Geltenlassen von allem und jedem, ohne daß es ihn beirrte und aus der Art brachte, die nun einmal die seine war. Unaufrichtigkeit schien das einzige, wovor er zurückzuckte. Ich hatte mich einst gewundert, daß er, obwohl so gar nicht von unserer Lebensweise begeistert, sie nicht tadelte und ohne Bitterkeit hinnahm. Ich hatte

mich über seine Schilderung der Stiergefechte verwundert. Uns alle ärgerte zu Anfang, als er vom Süden erzählte, die Ruhe, mit der er Dinge ansah, die unsern Mißstände deuchten. „Welsche Seele!“ hatte ihm Weida bei solcher Gelegenheit zugerufen. Fremde Voraussetzungen, Wertfolgen und Forderungen erkannte er, ohne zu erörtern, an, während in dergleichen Fällen uns ein Hang beloben oder ahnden heißt. Machte man Einwendungen, sagte er, er sei nicht Richter; sich zu entrüsten, sei nicht seine Sache.

Wie fern lagen mir nun die Ansprüche, ihn zu wecken! Wie fern, daß ich ihn verurteilt hatte und ernstlich erwogen, ob es nicht entwürdigend wäre, dem „Taugenichts“ Wohlwollen zu erweisen! Ich ließ mich auch nicht dadurch irre machen, daß er immer wieder sagte, er dächte nicht gern. Ich fand, daß Denken dem nicht so nötig sei, dem so vieles zum Selbstverständlichen gehörte. Das meiste war für ihn gelöst. Nicht, daß es ihm gelöst schien, wie den gedankenlosen, leichten und eilfertigen Leuten: Er hatte gedacht. Oder, es war ihm vorgedacht worden.

Abermals gebe ich einige Zeilen meiner Mutter wieder, in denen sie sich über mein Verhältnis zu ihm äußert. Der Brief war vom 26^{ten} Juli; sie schrieb unter anderm: „Du hast mir wiederum viel von ihm gesprochen, und es belustigt mich fast – ich meine es harmlos, – wie sehr du dich von ihm ins Schlepptau nehmen läßt, wie oft

du mir ihn als unfehlbaren Gewährsmann und als solchen immer nur ihn anführst. Hattest du nicht geglaubt, in ihm einen Schützling zu finden? Des jetzigen Zustands bin ich aber nicht unzufrieden, sehe ich doch, wie gut dir das Zusammensein mit dem goldenen Jungen tut. Schon, weil er dich an die frische Luft führt; körperlich, wie geistig.

Ich habe, weißt du, auch über ihn nachgedacht. Daß ihn nichts stören kann, daß er in jeder Lage für sich, unberührt bleibt, ruft mir ein Wort wach, das ich mir ehemals einprägte. Ich las im Meister Eckart von Abgeschiedenheit; die kam mir vor als die würdigste, begehrenswerteste Geistesfreiheit, um die wir alle werben sollten. Wir würden in ihr stärker sein, besser und nachsichtiger. An Abgeschiedenheit denke ich, wenn du ihn mir schilderst“. Sie schloß: „Ich liebe gradezu deinen Freund und würde ihn gern sehen. Kannst du ihn nicht in den Ferien zu uns bringen? Er wird uns allen willkommen sein. 'S ist ja einsam bei uns, seit deine Schwestern flügge geworden sind und das alte Nest verlassen haben. Eigene Pflichten halten sie für die nächsten Monate fern. Papa wird sich Buchaus, wie stets der Gesellschaft frischer junger Leute, freuen. Lad ihn ein und grüß ihn von mir!“

Ich erkannte die trauten Äußerungen eines Geistes, von dem ich ein Teil war. Ich hätte Adalbert schon von selbst zu uns aufgefordert; nun geschah es, daß

man meinem Wunsche zuvorkam. Ich war dankbar. Auf der Stelle teilte ich ihm die Einladung mit. Er nahm an. Wir beschlossen gleich nach Beginn der Ferien zu fahren, uns unterwegs nur kurz in Berlin aufzuhalten, — ich einen Tag, er, da ers noch nicht kannte, ein wenig länger. Danach sollte er mich bei uns einholen.

Das Semester schloß mit der Abschiedskneipe. Tags darauf reisten wir ab.

ACHTZEHNTE KAPITEL.

Der Hitze wegen brachen wir früh auf; es wurde drückend. Im Eisenbahnwagen stickte man: am Staube, der in den gelblichen Polsterkissen stak, am Koksgeruch, mit dem die Luft von draußen her, statt zu erfrischen, behelligte. Zufrieden war man darum, als der Zug langsamerer Fahrt durch die Vororte Berlins polterte – froh, als er einlief. Einige andere von uns waren mitgereist; sie hatten ein jeder seine eigenen Pläne; man trennte sich auf dem Bahnsteige. Wir beide ließen uns nach einem Gasthof der Friedrichsstadt fahren, einem kleineren, den ich kannte; er pflegte von guter Gesellschaft bei kurzem Aufenthalt besucht zu werden.

Beklemmtes Großstadtatmen! Vom heißen Asphalte schlugen Wellen auf; die Luft, zwischen Häuserreihen gepreßt, stand dick, massig, körperlich; sie lastete. Und regte doch das Innere auf – die Luft der großen Stadt im Sommer, satt von organischen Ausdünstungen, unseren Organismus angreifend, wie einen Stoff von chemischer Affinität, indem sie hier lähmt, dort schlafende Triebe loslöst.

Der Körper fühlte sich unlustig, indes der Geist sich gehen ließ; die Phantasie wirkte ihr Gewebe. Mir gab es einen Schwindel, als sich der Wagen vom Bahnhof rührte: „Nun fahre ich wieder in Berlin!“ So bis ins Mark spürte ich die Stadt!

Ich war ihrem Rausche seit jeher zugänglich gewesen. Ich neigte unter dem Einflusse gewisser Dichtungen dazu, in ihr zunächst das Teuflische zu sehen; darum bestrickte sie mich. Im Grunde aber war der Hang Natur; sonst wäre, was ich las, an mir vorübergeglitten. Nicht nur der Jugend notwendige Vorurteilslosigkeit, die sie haben muß, wenn sie erfahren will, hat mich ihr immer wieder zugetrieben; ein dauerndes Verhältniß zwischen ihr und mir besteht, auch, seit die fremde Färbung des Empfindens und die Neugier schwanden; sie ist, wie sie es war, der Haupterwecker meiner Phantasie. Sie hat mir nie zur Gewohnheit werden können, noch mir Gewohnheiten geben; Laster langweilt. Doch bei jedem neuen Besuche steht dieses, ihr Leben, mit Möglichkeiten ohne Zahl vor mir, die ich nur herauszulangen brauche, — oft mit so geringer Kunst! Wie verlockt es, zu suchen, suchend so unterzutauchen, daß man beinahe sich selbst unauffindsam wird; unbeachtet, gleichsam namenlos, darum wandelbar, vielgestalt. So ging mirs schon damals.

Ich wußte nicht, wie Adalbert empfand. Er hatte wirkliche Großstädte nie gesehen. Zum ersten Male seit unserem Zusammenschlusse fühlte ich frei von ihm; ich sprach nicht zu ihm; ich ließ die Schwere und die Lockung auf mich einwirken. Als wir den Tiergarten entlang fuhren, nahm ich wahr, wie schon braune Blätter

in einem kleinen Winde, der sich just hob, über den Fahrdamm fegten.

Wir kleideten uns um, – so leicht als möglich, – und schlenderten nach den Linden. Die Nachmittagsmenge zog an ihnen auf und ab, ein Teil zum Tiergarten gerichtet, ein anderer zurückkehrend; wie vieler Augen brannten von der suchenden Sucht!

Da waren, die sich suchen ließen; die hier mit dem breiten Hut, die auffällige Kleider rafft, sonderbaren, ermüdeten Stelzganges, verschminkten Gesichts, das unter der Farbschicht wohl gleichfalls schlaff und müde ist, nun aber mit Masken der Unternehmungslust äfft; – die da, die lauernd lockt und Scheinwerferblicke auf Kundschaft sendet; Frechheit und Liebreiz, – gemalt, gemalt selbst die Sinnlichkeit; – der Zauber des Künstlichen; dazwischen, – verkannt, – ein Echtes: ein Unglück, ein Gefühl; alle Arten, rauschende seidene und die irgend vom Leben überfahrenen, überspritzten, gequetschten.

Und das andere Geschlecht, – die Bedürftigen: Junge Provinzler, die auf eine Nacht nach der Hauptstadt kommen und sich ängstigen, die kurze Gelegenheit zu versäumen; die deshalb genügsam sind und dann unvermutet so schweren Entschlusses vor den vieldeutigen Wesen. Andere, die grad durch das Unzuverlässige erregt werden. Der erfahrene Kenner, der stundenlang Umschau zu halten beliebt, ehe er ein passendes Stück

findet, weil er mit Sorgfalt kiest oder eines ganz für sich aufheben möchte; der Lüstling, der sich vor allem beugt, beherrschaftsam, widerlich selbst in der Jugend; der Sehnsüchtige, der Unglaubliches sucht und in der Brunst Alltägliches damit verwechselt; der Jüngling, der heute zum ersten Male der Versuchung unterliegen wird, wie der Enttäuschte, der wandelt und sucht, ohne handeln zu können, wie der in Enttäuschung Gereifte, der nur noch schaut, weil er aufs Handeln verzichtete, wie der Reifste, der nicht schaut, sondern zugreift, weil er weiß, wie wenig es erheblich ist, auf welche Weise man Hunger befriedigt.

Es ist ein Hin- und Herschießen von Blicken, deren Gefädel sich um einen jeden schlägt, der nicht irgendwie, ohne umschaun zu dürfen, über die Straße hasten muß. Tags breitet sich über alles eine gewisse Scham. Nachts, in den verschwimmenden Straßen und im grellen Lichtbereich der Laternen lodern die Blicke, die bislang nur leicht leuchteten, und der Mund, der auch bei den Gierigsten gleichgültig schien und das Geheimnis wahrte, hat aufgeworfene Lippen und läßt dem Atem Luft. Wie mochte es an diesem Abend werden, wo der Tag schon so vergiftend war, daß selbst die Stärksten sich sonderbarer Begehr fühlten, als sei um sie die Schwüle aufgestiegen alter, entarteter Völker.

Wir verstrickten uns in diesem Netz der Blicke. Adalbert beobachtete. Wir sagten einander wenig. Seine

wenigen Bemerkungen paßten. Er erkannte alles; er äußerte sich mit Witz; und ließ doch sehen, wie sehr er ohne Spott vor diesen Erscheinungen war; er durchschaute sie auf ihr Beziehungsreiches.

Wir paßten einen Augenblick ab, da auf Kranzlers schmaler Terrasse ein Paar der vielbegehrten Stühle frei wurde, und nahmen sie ein. Wir ließen uns Eis geben und aßen es wohligh und träge, wortlos, und sahen uns weiter die Menschen an. Es sitzt sich da gut; man hat sich von den Suchenden ausgeschaltet, ist Zuschauer und betrachtet die Vorübergehenden als Theater. Man übersieht auch den wichtigen Fleck, den nicht nur die Suchenden kreuzen, an dem die Wartenden haften, die, denen etwas verheißen wurde und die nun ungeduldig sind, deren Begehren gediehen ist zum Ausbrechen; die Verzweifelten, denen an Scheu und Scham nicht mehr liegt, die stehen so, daß jeder weiß, warum sie da stehen, die grade darum übergangen werden.

Weniger achteten wir des Verkehrs auf dem Fahrdamme: Gutes Geschirr verschwand in der Menge öffentlichen Fuhrwerks. Da wies mich Adalbert auf einen hübschen Zweispänner; Traber, Rappen, an blankem, geräuschlosem Gefährt, Kutscher und Diener in angenehmen Livreen und in bester Haltung: „Da fährt ja“ – rief er – „Droste“ meinte ich, – „neben einem“, – ich wußte nicht, wie den anderen Herrn zu bezeichnen; er war schwarz und krausbärtig, unver-

kennbar jüdisch unter seinem glatten Zylinder. Wir winkten Droste zu; er sah uns nicht. Der Zweispänner hielt vor der Passage; Droste sprang aus dem Wagen, nahm Abschied vom Herrn und verschwand im Gedränge, indes der andere weiterfederte. Wir waren zu lässig, nachzugehen. „Den finden wir doch nicht“, meinten wir.

Als wir mit der Erfrischung fertig geworden waren und wieder über die Linden gingen, kam er uns entgegen unter den Vielen, mit seinem raschen Gang und den kleinen Schritten, mit den Augen herumfahrend, den Kopf zurückgeworfen, als hätte er nach etwas in der Luft zu wittern; er sah vergnügt aus; sein grauer Jackettanzug, der den englischen Schneider verriet, gab ihm eine gewisse Jugendlichkeit, grade soviel, als es bei einem Herrn in den Jahren nicht störte. Adalbert hielt ihn an mit einem Gruß. Droste war nicht überrascht, ihn zu sehen. Er schüttelte uns die Hand: „So, ihr auch, ihr schlürft Großstadtvergnügen. Wartet . . . ich muß . . .“ Er sah nach der Uhr, „ich habe noch Zeit . . . Übrigens ich sähe dich gern gemütlicher. Willst du bei mir essen?“ – „Wann?“ fragte Adalbert, „ich bleibe nicht lange hier.“ – „Nun, – heute; komm um acht ins Bristol, oder lieber um halb neun. Wollen Sie auch kommen?“ fragte er mich. Ohne die Antwort richtig abzuwarten, warf er die Wendung hin: „Das Völkchen macht einem doch zu sehr Spaß“, und trippelte, wieder

den Kopf zurückwerfend und schnüffelnd, weiter: „Der närrische Patron“, sagte Adalbert, – „und von was für einem Juden er sich fahren ließ!“ setzte ich hinzu. „Es wird ein Geschäftsfreund gewesen sein“, vermutete Adalbert. „Sahst du übrigens, wie gut die Pferde waren?“

Wir gingen nach unserm Quartier, lasen Zeitung und zogen uns ohne Hast zum Essen um. Ich sah Adalbert zum ersten Male im Gesellschaftsanzug: Ich hatte nie geglaubt, daß der ihm stehen könne; dazu kam er mir zu breit und stämmig, zu sehr „deutsche Renaissance“ vor, während der Frack, um sehr gut zu sein, rennpferdartige Schlankheit fordert. Aber ich war überrascht; es war ein geeigneter Schnitt gefunden; grade das Schwarz und Weiß ließ seine Farben, sein Haar besonders, zur Geltung kommen; einen passenderen Rahmen konnte es für ihn kaum geben.

Es war die Zeit der Durchreisenden, im Hotel Bristol wenig gute Gesellschaft. Amerikaner und Engländer minderer Güte, Russen vom Kaufmannsstande, die nach deutschen Bädern reisen, südliche Menschen zweifelhafter Kultur mit pechschwarzem Haar und angedunkelter Haut. Sie saßen in der Vorhalle in tiefen, bequemen Stühlen, nebeneinander aufgereiht, einander fremd, still, als ob sie warteten. Droste wohnte im Hotel; mit dem Smoking angetan, trippelte er die Treppe herunter, begrüßte zunächst eine dunkle Frau dicken Umfangs mit

großen Brillanten, die für eine Brasilianerin gelten konnte, aber echt Hamburgisch sprach; eine ganze dunkle Sippe hatte sie bei sich, die Drostens umzingelte und mit der er sich zu begrüßen hatte. Er riß nun wohl Witze, denn sie ließen nicht von ihm und lachten laut. Nach einer Weile machte er sich los. „Da war ich wieder unter die Kinder Israel geraten. Übrigens guten Abend“, sagte er. „Ihr habt hoffentlich Hunger wie ich. Wollen wir essen gehen!“ Er schob uns vor sich durch die Türen, hieß uns Platz nehmen und setzte sich zwischen uns.

Das Gespräch ging von Droste zu Adalbert hin und her; es wurde zum Geplänkel. „Ihr redet ja stets – Mathilde und du“, – sagte Droste, – „ich sei zum Juden geworden. Heut habe ich in der Tat den ganzen Tag mit eitel Juden verkehrt; – gehandelt, gefrühstückt, gefahren, – nur mit Juden, außer bei unserer Begrüßung unter den Linden und jetzt hier mit euch. Ihr solltet meine Juden nur kennen! – besonders der Herr da“, bog er ab zu mir: „Sie würden auf diese Weise etwas lernen; Sie wissen noch gar nicht, wie die tüchtig sind.“ Ich entgegnete und begann mich über das Judentum zu verbreiten. Droste kicherte manchmal; dabei nahm er das Kinn in die Hand und strich sich den kurzen Bart. Schließlich sagte er: „Ich höre Allgemeinheiten; von dem, was Sie an Gehaltvollem bringen, weiß ich schon, wo es geschrieben steht. Was soll nun das bedeuten,

daß Sie die Tüchtigkeit gelten lassen und gleich danach wieder abtun mit der Begründung, daß sie weiter nichts als Schlauheit sei? Das ist die Sprache der Schwachen. Ohnmächtige machen schlecht, was Macht hat; so ist der Lauf der Dinge. Sie klagen, die gottgeliebten und begnadeten Germanen würden von den Juden gefressen. Nun, — die halten sich auch für Gottes Volk und glauben grade darum, er hätte ihnen die anderen zum Fressen gegeben. Und was schadet es, wenn sie gefressen sind? Was geht verloren? Das stärkere Volk bleibt, also das bessere Volk; wären wir stark genug, wir würden nicht gefressen werden. Solange wir aber nicht so stark sind, ist es um unseren Untergang nicht schade. Überwinden Sie ihre Abneigung. Gehen Sie einmal unter diese Leute; lernen Sie von ihnen; Holland hat im Ghetto von Amsterdam gelernt; ich habe von ihnen gelernt, durch Symbiose, — hoffentlich erbt mein Sohn davon. Leute wie ich werden nicht von Juden gefressen und von Leuten wie ich sind gottlob noch andere da; ganz blonde Jungen, — sehen Sie in die Hansastädte, — zäh, arbeitsam, ohne Aberglauben an Kinkerlitzchen, Farbentand, Klipp-Klipp-Geschlage und was noch alles sonst zum Sohn aus guter Familie gehören soll.“ Er brach ab: „Lassen wir das Gespräch, es könnte unangenehm werden. Die Hitze macht unnütz bissig. Nur schade, schade um die Kräfte, die vergeudet werden, um die Jugend grade aus den Kreisen, wo man Väter hat, von

denen Erfahrung und Gaben zu erben sind.“ Er sprang auf Sumatra über, erzählte von seinen dortigen Zeiten, er witzelte über die Hotelgäste und neckte Adalbert. Nach dem Kaffee erklärte er, er müsse noch auf eine Judensoiree bei durchreisenden Geschäftsfreunden: „Ihr beide werdet mich nicht vermissen, ihr amüsiert euch in Berlin auch ohne mich. Du, lieber Adalbert, bist zum ersten Male hier; dein Freund, der Bescheid weiß, wird dir allerlei zeigen können. Ich wünsche Glück zum Anwachsen deiner Erfahrung. Also walzt mir gut und bleibt gesund!“

„Er redet lüderlich“, meinte ich, als er fort war und wir in unsere Mäntel schlüpfen.

„Ich bin ihn so gewohnt“, entgegnete Adalbert. „Er spöttelt, damit man seine Gefühle nicht sehe. Er glaubt durch Spott andere antreiben zu können; darin nun irrt er sich. Er traut nur seinem Verstande; und, was der nicht erreicht, macht ihn unruhig. Sein Verstand ist gut; sein Empfinden fein. Er läßt es aber nicht zu Worte kommen; auch vor sich selber nicht. Kann sein, Frauen gegenüber.“

Wir waren ein Stück gegangen und überlegten, was noch vorzunehmen wäre. Ich winkte einer Droschke; wir stiegen ein. „Wohin?“ fragte Adalbert. – „Ich habe schier ewig nichts Weibliches gesehen!“ – „Gut“, meinte er, „doch allzulange bleibe ich nicht. Die Luft macht müde, und Drostes Wein war schwer.“

Ich fühlte eigentlich nicht anders. Aber ich hatte mich den ganzen Tag nach etwas Tollem geseht, und mirs so deutlich ausgemalt, so gut ausgedacht; meine Einbildungskraft war voreingenommen. Hätte man mir den Plan vereitelt, der unzufriedene Druck wäre mir geblieben, bis selbst in den Traum. Ich nannte dem Kutscher das Ziel.

NEUNZEHNTES KAPITEL.

N OCH gab es jene alten, echt Berlinischen Ballhäuser, deren Eigenheit man am ehesten hätte „Gemütlichkeit“ nennen dürfen. Sie lagen teils im Studentenviertel zwischen dem Weidendamme, dem 2ten Garderegiment und den Baulichkeiten der Charité, teils an den Hauptadern unweit der Linden, beiderseits der Friedrichstraße, wo ihnen glänzendere Säle schon Abbruch zu tun begannen. Während die nun die Namen berühmter Pariser Luststätten einzubürgern anhuben, nannte man jene nach den schlichten des Unternehmers: man ging zu Mama Brünsch, zu Emberg. Sie starben aus, als der Verkehr, – nach reicheren und wenigstens äußerlich feineren Genüssen trachtend, – Häusern zufloß, in denen sich der „anständige Mensch“ Gesellschaftsanzug vorschreibt; oder, soweit das unbezahlbar war, sich nach minderen Tanzböden schlug, wie sie im Norden der Stadt zwischen Verbrecher- und Kutscherkneipen blühen. Es waren Ballhäuser für den Mittelstand, besucht von Leuten, die wenig Eintritt und überhaupt nicht viel zahlen wollten, sich aber auch nicht mit Ausschuß zu begnügen brauchten, ein Anziehungspunkt so für Landjungen und Biedermänner, die sich zwischen zwei Bahnhöfen in Berlin finden, wie für Berliner, die nach abgerackelter Geschäftswoche sich eines freien Abends erfreuen; so kamen hin allerhand Handelsleute, Studenten mit mittleren Wechseln,

verkappte Offiziere mit mittleren Zulagen; vollgepfropft war es namentlich des Sonntags und an Feiertagen, wo mitunter auch besser bezahlte Handwerker sich das Vergnügen erlaubten. Trotz aller Halbwelt verlor man nicht das Gefühl des Bürgerlichen; es ging zu, wie auf Vogelschießen, – zwar nicht ländlichen, an denen übersprudelnde Freude hinreißt, – sondern kleinstädtischen, wo eine Verquickung von Feierlichem, Gewöhnlichem und Schamlosem herumwest. Es gab Tanzordner, die allzu großes Gedränge hinderten, indem sie mit ernsthafter Miene die Paare aufstellten, zurückhielten, verwiesen; es kam nie zum Gewühl, weil Angebot und Nachfrage zwischen Tänzern und Tänzerinnen sich hastlos deckten. Man konnte, in einer Ecke sitzend, bei Bier oder saurem Mosel, sich ruhig das Treiben besehen: Fesseln des wies es nie auf, es sei denn, daß urwüchsige Gewalten unterer Volksschichten einbrachen und mit ihnen die rohe Schönheit des ungehemmten Triebes. Sonst ging es platt zu in der Ordentlichkeit und Behaglichkeit, im Mangel jedes erheblichen Zuges, seis auch der Verruchtheit; niedrig war die sachliche Zotigkeit der Gespräche, vor Mittelmäßigkeit alles langweilig. Wer die Gabe hatte, mochte auch hier Ausdruck, also Schönheit erkennen. Danach aber suchte ich nicht den Abend.

Nach einem solchen Hause hieß ich fahren. Von weitem her straßenlang glänzte es uns entgegen mit der

Glühlämpchen-Aufschrift „Heute Ball“. Droschken fuhren vor und ab: Gruppen und Paare entstiegen und verschwanden im Innern. Wir traten ein zwischen Frauen, denen helle, faltige Kleider unter staubfarbigen Sommerüberwürfen vorquollen; man sah Füße, – meist derberer Art, dienstmädchenhafte, – in hellen Tanzschuhen, rosigen, fliedernen, goldenen, weißen, manchen, die einst fein gewesen waren, nun nicht mehr frisch, mit zernarbtem und zersplissenem Oberleder. Es war eine Zeit großer Hüte; hier waren sie übertrieben, befiedert, überladen; man sah nicht viel von den beschatteten Gesichtern; die Hauptaufgabe, mit dem Kopf ein berückendes Ganzes zu bilden, war außer acht gelassen; man merkte, der Hut war gewählt, weil er im Schaufenster gefallen. Ähnliches mochte man an Kleidern und Mänteln aussetzen. Schlimme süße Düfte, alkoholisch stark oder zur Fadheit verraucht, strömten mit den Frauen vorüber. Herren drängten sich zwischen den hellen Stoffmassen, in jeder Art Anzug, mit jeder Art Hut; – einige näselnd, gut gewachsen, mit Monokel, andere laut berlinisch schnoddernd und jüdelnd: Kurze, gedrungenen Baus und krummer Beine. – lange Lümmel, – Ladenschwengel, Schreiber und Bankfritzen; je nach dem Volke, dem sie angehörten, dunkel, wulstlippig und frecher Augen oder mehr oder minder blond mit der vertrauenswürdigen Gesichtslosigkeit und Stubenfarbe des Philisters.

Wir trieben unter den Gästen die schmale Treppe hinauf zur Kleiderabgabe, von da durch den schmalen Vorraum; vor und neben uns nackte Schultern und Nacken, wenig gut und wenig gepflegt, oft über der Röte nachlässig gepudert; die Duftmischung in diesem Schacht, von keinem Lüftchen durchrissen, betäubte. Mein Begleiter erregte Aufsehen; manche stieß ihren Herren an und wies auf ihn hin; die eine oder andere, die herrenlos war, suchte ihn anzuhalten; das setzte sich fort, als wir den Saal durchquerten, der, da man mit Aufspielen grade inne gehalten hatte, in der Mitte leer war. Adalbert aber zeigte sich noch nicht willig; er sagte mir, er wolle sich einstweilen nur umsehen; sagte auch, daß er dies Getriebe spaßig finde und seine Müdigkeit über den neuen Anblick verloren habe: „Sie war fort, als ich diesen Lichtglanz und dies Durcheinander gewahrte. Es gibt auch schöne Geschöpfe darunter“. Das konnte nur wenigen gelten; er bemerkte, die es wert waren, unter der schlechten Schminke und den Ungeheuerlichkeiten der Kleidung.

Da die Musik noch schwieg, konnten wir ungehindert uns bewegen und Umschau halten. Die Luft war staubig; um die Lampen gab es gleichsam einen Hof; die Staubigkeit nahm man auch wahr am Parkett; man atmete Puder und Handschuhpulver, dazu Juchten, Zigarettenrauch und all die künstlichen Düfte. Hinten, auf einer Erhöhung ruhte das Orchester aus; ganz und

teils geleerte Bierkrüge standen auf dem Klavier; vom anderen Ende des Saales aus gesehen, nahm sich das aus in der dicken Luft wie in einer gelblichen Wolke. An den Langseiten zogen sich, Brüstungen tragend, Laubengänge mit Rundbogen; darunter standen, etwas über den Boden erhöht, Sitze und Tische. Von Bogen zu Bogen suchten wir den Saal entlang, um uns einen Platz zu erspähen; so musterten wir Bauart und Wände. Sie waren gestrichen mit klebrig anmutendem Gelblichgrau, das von Natur oder durch Brüchigkeit des Anstriches, Abstreifen von Händen und dergleichen wolkig und fleckig schien, gleich schlecht nachgeahmtem Marmor; Borten mit Mäandern und Weinlaub, Ocker auf pompejanischem Rot oder umgekehrt oder in ähnlichen Farben waren bestimmt, zu zieren. Die Bauformen, Säulen, Gesimse, Fenster, Bogen waren in jener Renaissance der Gründerjahre, — „Stil Heldenkaiser;“ das ganze derart, daß der Saal auch für Bürgerhochzeit und Königsgeburtstagsfeier hätte gebraucht werden können, nur durch die viele Benutzung schon zu schäbig.

Unter den Bogen saß man um Gläser, Krüge, Flaschen, und aß auch kalte Küche. Einige Paare hielten sich umschlungen, andere lehnten aneinander, einige tranken den Sauerling aus demselben Glas und nahmen den Schinkenbissen von derselben Gabel. Einige Männer waren stumm und wußten nicht, was ihren

Weibern zu sagen: die aber, schnatterbedürftig, schwatzten nach den anderen Tischen. Hie und da fand sich ein Einsamer; mißvergnügt, weil er nichts Rechtes finden konnte, oder abwartend, oder schläfrig, oder besoffen. Einige sahen aus, als langweilten sie sich und wollten lieber Zeitung lesen; man fragte sich, warum sie überhaupt da wären; andere sahen lustig aus, andere lüstern, viele nach garnichts; die meisten schwitzten. Man fächelte sich Kühlung zu, er mit dem Taschentuch, sie mit dem Fächer, er ihr oder sie ihm oder jedes sich selber. Mitunter fürchtete sich jemand vor dem Zug aus einem offenen Fenster.

Die Gesellschaft unter einem der Bogen, – ein Herr und zwei Frauen, – zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte sich von uns abgekehrt und sprach zu der einen; so war sein Gesicht mir entrückt, aber er kam mir bekannt vor. Er verdeckte die Frau, mit der er sprach; ich merkte nur den unmäßigen schwarzen Hut, auf dem eine leuchtende Schnalle steckte, und, daß sie rotgelbes Haar hatte; und sah über die Schulter des Herren hinweg den feisten, roten Busen, der aus dem fliederfarbenen Kleide stieg. Ein roter Arm lagerte über dem Tische; die Hand mit blitzenden Ringen ballte sich um den Fuß eines Weinglases. Die andere konnte ich voll sehen; schlank, aschblond, in hübschem, nicht auffallendem perlgrauem Kleide; sie trug, wie die andere, den gleichen Hut, der aber an ihr nichts

Unangenehmes hatte. Vorgestreckten Halses, etwas vorgelehnt, das Kinn auf beiden Händen, indes die Ellenbogen sich auf den Tisch stützten, hörte sie zum Paare hin; man sah gerade ihr Profil mit der leicht aufgeschwungenen Nase, – einer anmutigen Linie. Wenn sie selbst etwas sagte, warf sie den Kopf auf, bewegte mitunter auch die Hand im Gelenke. Doch ging sie stets in ihre hörende Stellung zurück. Sie war, so anzusehen, künstlich, aber doch sehr mädchenhaft. Nun wandte sie sich her; kaum hatte sie in den Saal geblickt, als sie über den Tisch hin den Herrn an der Schulter faßte, ihn umzudrehen suchte und rief: „Sieh doch den Jungen da! Was ist er hübsch; dieses Engelchen! Kennst du ihn nicht?“

Der wandte sich von der anderen ab; ich erkannte Wulkow; zugleich erfaßte ich deutlich das dicke Weib und erschrak; in seiner Art war es ein Beispiel, fett, geschminkt, mit dunkel gemalten Brauen, weiten Pupillen, in denen ein grünes Licht glänzte; wieviel Ringe noch gar an der anderen Hand! Wulkow sprang uns entgegen; er schien über das Zusammentreffen erfreut. „Hans, siehst du, du kennst ihn ja; bitte bring ihn her; Hänschen, bitte, bitte!“ rief ihm die Blonde nach, während er unbekümmert abseits blieb und uns nach unserem Ergehen und nach Bekannten fragte.

„Paßt es euch“, meinte er nach der Einleitung, „so setzt euch zu mir; da sind noch zwei Freundinnen. Das stört euch doch nicht? sie sind ganz lieb!“

Wir folgten der Einladung: „O du Guter, Guter, du bringst ihn ja! Den schenkst du mir, du kannst dir ja heute die Lola behalten -- die Alte!“ rief die Kleine zu Wulkow. Lola setzte ihre Lorgnette an, beäugte Adalbert und sagte zur anderen beschützend und kenne-
risch mit etwas klirrendem Tone: „Ja, ja, Kind! Du wählst dir wieder was Gutes. Ich . . . ich habe ja meinen Hans“, wobei sie sich an Wulkow anwarf. Die kleine Blonde bekam Adalbert an den Schößen fest und zog ihn an sich vorbei auf den Stuhl, der zwischen ihr und der Wand stand, daß er eingeklemmt saß und sich nicht fortrühren konnte. Sie suchte ihm mit allerhand Niedlichkeit beizukommen; er war anfangs verlegen; wie es schien, vor mir und Wulkow, nicht wegen der Frauenzimmer; aber das gab sich bald. Ich achtete auch nicht viel auf ihn, angezogen von der Art, in der Wulkow mit Lola verkehrte. Er wußte sie zu amüsieren und amüsant zu machen und bildete aus diesem Geschöpf, dem man Mutterwitz nicht absprechen konnte, ein unterhaltsames, gar nicht so nichtiges Wesen. Sie blieb eine Karikatur, aber nun beschäftigte sie. Sie lachten viel, auch über sie selbst; — Lola schien nicht un-
gutmütig. Man lachte reichlich über die andere Gesellschaft; ich sah, daß Wulkow hier alltäglicher Gast war, so heimisch ging er um, so bewandert gab er sich; er kannte die Weiber alle und alle kannten ihn.

Ich hörte ihnen zu, als mich von der Stimme der Klei-

nen ein an Adalbert gerichtetes „Schafskopf“ traf. Wulkow stieß mich im selben Augenblick an: „Hast du gehört?“ fragte er. – „Ja“, entgegnete ich, „warum? Das ist doch nichts Ungewöhnliches.“ – „Doch, diesmal ist es etwas Ungewöhnliches. Hast du nicht gehört, was er ihr zuerst gesagt hatte?“ – „Nein, was?“ – „Nachher“.

Adalbert und die Kleine waren im besten Geplauder: „Wir wollen tanzen“, sagte das Mädchen. Er war bereit; sie gingen vor. Nun tanzten sie. Sie tanzte erst leise; sie war leicht; manchmal legte sie sich ganz zurück, dann wieder warf sie den Kopf vor, ihm fast auf die Schulter, daß ihm Haare ins Gesicht kamen; dann warf sie sich wieder zurück; die grauen Augen schloß sie dabei, den Mund öffnete sie ein wenig; er war hübsch und lebendig, mit niedlichen Zähnereien; man sah, wie er atmete; man sah auch, wie sich beim Atmen ihre Brust hob, eine ganz mädchenhafte, feste, leicht-hügelige. Er hielt sehr fest: Er war im Tanzen etwas derb, eher erfahren von Dorffesten her und von Schwadronsballen, denn geschult auf dem Parkett, geeignet, ihr mehr vom Gefühle zuverlässigen Haltes zu geben, als von dem, daß er ihre Bewegung leite. Sie schien das zu lieben: sie machte sich, so gut es ging, schwer, damit sie fester gefaßt werde. Er tanzte lange, als konnte ihm der Atem nicht ausgehen, er tanzte rasch, daß sie es vorzog, sich von ihm tragen zu lassen und zu fliegen.

Sie warf immer von Zeit zu Zeit den Kopf zurück und schloß die Augen; als er aufhörte, warf sie ihn ganz vor, ganz auf seine eine Schulter, während sich ihre Linke ihm um die andere klammerte, und blieb so eine Zeitlang darüber liegen. Dann schüttelte sie sich auf, sah ihn an und pflanzte ihm auf den Mund einen Kuß. Er umschlang sie noch fester und lächelte; ruhig, leidenschaftslos, aber sehr gütig. „Sieh“, sagte Wulkow, „er hat den Tanz um des Tanzes willen geliebt, aber das kleine Kind liebt ihn“.

Sie kamen wieder an den Tisch. Wulkow hatte Sekt bestellt. Sie goß sich rasch zwei Gläser hintereinander nieder; sie wurde übermütig, beinahe frech. Lola belustigte sich über sie mit ihrer klirrenden Stimme. „Du bist wohl neidisch, alte Babylon“, sagte Wulkow. – „Was du für komische Namen findest! Ich neidisch?“ widersprach sie: „Ich darf doch meine Freundin ein bißchen aufziehen? Sie ist doch meine Landsmännin; ich habe sie noch ganz klein gekannt. Das dumme Ding! Nun wird sie mal zufrieden sein. Sie hat so einen hübschen Jungen.“ –

Elsi, die Kleine, wurde stets munterer und munterer. Sie hieß Adalbert aus ihrem Glase trinken oder nippte ihm einen Schluck weg; er ließ sichs gefallen. Sie nahm seine Hand und legte seinen Arm um sich; er gab nach und, wie es schien, gern. Nun sprang sie auf und saß auf seinen Knien, zog seine Rechte an ihren

Mund und begann seine Finger zu knabbern; er wehrte
ihrs ohne Heftigkeit und wippte sie auf dem Schoße.
Sie tat böse, weil er sich nichts aus ihren „Mausezäh-
chen“ mache und wollte abspringen. „Du tolles, tolles
Mädel“, sagte er ihr: „Du tolles, tolles Kind“. Sie blieb.
„Du kommst heute nacht zu mir“, sagte sie nun und
hielt ihn mit beiden Händen in den Locken. Er schüt-
telte zwischen ihnen den Kopf. „Warum willst du
nicht?“ fuhr sie ihn an. — „Ich bin müde“. — Sie besann
sich. „Ja, ich bin auch so müde heut. Man läßt mich
ja nie allein schlafen. — Wovon solltest du müde sein,
du mit so roten Backen. Komm nur mit!“ Er strei-
chelte sie leise und sagte wieder nein. Aber sie bat:
„Willst du denn nie zu mir kommen? Gefalle ich dir
nicht?“ — Er lachte: „O du bist sehr nett und du bist
ein gutes Kind. Aber heute nicht; ein andermal, da
werde ich weniger müde sein. Wenn du dann noch
willst, gehe ich mit“. — „Wirklich?“ rief sie, „hast du
nichts gegen mich? Willst du wirklich mal mit mir
gehen?“ — „Warum sollte ich etwas gegen dich haben?“
meinte er, „ich sagte dir ja, daß du nett bist, daß du mir
gefällst.“ — „Aber wenn du nicht heute mit mir gehst“,
fuhr sie fort, „werde ich sehr traurig sein. Wer weiß
auch, ob du je wiederkommst. Wann kommst du
wieder?“ — „Ich weiß es nicht“, sagte er. „Dann mußt
du noch heute mit mir gehen“, sagte sie. Sie verzog
das Gesicht zu Schmollen; es sah wirklich betrübend

aus; ich dachte, sie würde weinen. „Wie du willst, Kind“, sagte er. „Aber dann gehen wir gleich; sonst schlafe ich dir noch hier am Tische ein“.

Sie stürzte noch ein Glas herunter, flößte ihm noch eines ein: „So – damit du munterer werdest“. – „Die Luft tut schon das ihrige“, meinte er und trank es doch. Sie winkten uns gute Nacht und verschwanden beide: „Da gehn die hübschen“, rief ihnen die andere nach. Wulkow erhob sich zum Aufbruch: „Wir sehen uns morgen, Lola!“ „Komm nachmittags zum Kaffee“, sagte sie, ihn bepatschend. Ich hatte Lust zu bleiben, mir noch ein Schätzchen auszusuchen, war aber matt; und Wulkow bat: „Mache noch einen Gang mit mir; wir sehen Berlin, wies erwacht. Verzichte auf die Weiber. Ich habe das Bedürfnis, von allerhand zu reden, und du bist mir recht gekommen“.

Wir gingen hinaus. Wir bogen nach den Linden. Sie waren fast leer; an der Kranzlerecke standen die letzten derer, die vergebens harrten; – obwohl es schon fahl wurde. Wir gingen nach dem Brandenburger Tore, in den Tiergarten, eine dunkle Allee. Der Himmel war rötlich grau vom Laternenlicht der Stadt und dem heranebrechenden Tage. Die Bäume zeichneten sich ab vom Grunde, ohne bestimmte Färbung, mit Schatten, Kronen, Ästen, Blättchen.

„Der Wunderliche!“ – begann Wulkow. – Er meinte Adalbert. – „Hast du nicht gehört, was er ihr sagte, ehe

ihr der Schafskopf entfuhr?“ – „Nein!“ – „Es war nichts Besonderes, als Wort nichts Besonderes. Jeder von uns hat wohl mal einer Hure ‚armes Mädchen‘ gesagt, oder wir habens wohl tausendmal gehört. Aber wie er ihr das sagte! . . . mit seiner Stimme: Verstehen, bejahren und lieben . . . ja, wie lieben? Liebe ohne Begierde, wie der Auferstandene zur Magdalena sagte ‚Maria!‘ Und sie gibt ihm die dummdreiste Antwort, weil sie etwas sagen will, das so ganz anders klingt, als wie sie fühlt. Sie hat sich ganz in ihn verliebt!“

Daß sie sich in ihn verliebt habe, fand ich in der Ordnung: Er sei auch so hübsch mit ihr umgegangen, so kindlich, mit einem gewissen Ernst, anders als andere, und doch so sicher. – „Ja“, sagte Wulkow, „dies Kindliche nun wundert mich an ihm nicht, da er sich bisher gehalten hat, sondern . . .“ Ich unterbrach: „Aber, er redet doch so, als habe er Erfahrung“. –

„Ich weiß es von ihm selbst, daß er keine hat“, sagte Wulkow. „Trotzdem hast du recht: Das ist es eben: er redet nicht nur so, als ob er Erfahrung habe, er hat auch das sichere Wissen, das nur Erfahrung – wie man annimmt – gibt. Er zeigte ja weder Grauen, noch Aufregung; er geht mit ihnen um, als seien sie alltäglich um ihn gewesen! – Hast du je einen gesehen, der zum erstenmal vor dem Weibe steht und nicht zittert! Weil er weder fürchtet noch begehrt! Solch einer müßte gleichgültig bleiben bis zum Schlusse. Und Adalbert

war gleichgültig, nur stets ritterlich, gütig, geduldig, zuletzt ist er mit ihr gegangen, ohne Neugier, ohne Lust; mit ihr gegangen . . . um ihr eine Freude zu machen! Sahst du das?“

Ich gab es zu; er fuhr fort: „Die Freude wird er ihr voll geschenkt haben; doch er selbst wird dadurch nicht anders geworden sein, nicht wie die sonstigen Männer, denen dies erste Begebnis die Mannbarkeit bedeutet. Kannst du dir das erklären? . . . Er wird alles tun mögen und nichts wird ihn ändern: so sehr ist er seiner Taten Herr! Hast du je solch einen Menschen gesehen oder davon gelesen?“ Er erregte sich: „Gelesen, ja!“ fuhr er fort, „wenn ich von indischen Heiligen las. Wie beneide ich ihn um das, was er ist. Um dies Nichtbegehren, das zum friedlichen Gewähren werden kann, wie heute. Sieh! – Ich jage hier, jeden Abend, jede Nacht, stets in dieser Gesellschaft! Nimm Lola oder jemand anderes, sie sind sich gleich! Ich springe, hetze von einer zur anderen, hoffend – nein getrieben, etwas Wirkliches zu finden. Und es war immer nichts und immer dasselbe! Aber ich kann nur so; meine ganzen Gedanken keimen nur, wo ich vom Begehren aufgepflügt werde. Wenn mein Leib hier nicht zerschlagen wird, wirkt der Geist nicht, rundet sich mir auch kein Gedanke. Und Gedanken muß ich haben; ich habe ja den Trieb vorwärts. Furchtbar, wenn er in Zeiten ohne Gedanken drängt; vor-

wärts, ganz dumpf: ich bin ein festgefahrener Kraftwagen, der bebt und dröhnt und doch nicht vom Flecke kommt. — Vielleicht werde ich zerspringen; aber ich hoffe doch in diesen Zuständen äußersten Erregtseins die Blitzesklarheit zu finden, die dem zum Ausdruck verhelfen muß, was mich trägt und treibt, daß ich, mich erklärend, anderer Seelen erklärend, das Weltbild für die Menschen kläre!“ — Er sprach, als fiebere er, aufgerissener Augen. Ich schlug ihm vor, sich zu setzen; wir nahmen die erste beste Bank; ich redete ihm zu, ruhig zu sein, er mache sich elend.

„Ja, vielleicht. Aber was heißt das, am Körper krank sein! Der Geist regt sich nur mehr und aus den Schmerzen des Leibes schmiedet der Zwang ihm Schwingen. So bei mir. — Sieh aber den da, mein Gegenbild. Er braucht keine Schwingen. Der ganze Gang ist schon so leicht, so freundlich, alles nur so leise streifend, — ja, nicht mal streifend, nicht berührend; — da ist nur Schauen! Hörst du, Schauen! Nur ästhetisch nimmt er alles. Ich sehe einen, der dem Handeln entwachsen ist, der nicht handelt, es nicht will, nicht kann. Wir schelten solche, die nicht handeln. Aber du wirst, wie alle, vor ihm empfinden, daß da kein Mangel ist; wirst ihm keinen Vorwurf machen; wirst gelten lassen, auch wenn du nicht begriffest“.

Ich überschlug einiges aus der Erinnerung. Droste fiel

mir ein; ehemalige eigene Ansichten. Ich unterbrach Wulkow:

„Wenn wir ihn so gelten lassen, lediglich als Schauer und manchmal nur als Täter mehr durch anderer Willen, zu dem er sich – wie heute – herabläßt, wenn wir ihn so gelten lassen, ist es nicht gerade deshalb, weil er nicht handeln will, also widerspruchslös ist? Der Schwächling will es wohl, er kann nur nicht!“

Wulkow hatte sich beruhigt: „Es ist in ihm ein inneres Gesetz, nicht zu handeln. Weißt du, ahnst du: warum ist dies Gesetz in ihm?“ –

Ich blieb die Antwort schuldig. Wulkow begann geheimnisvoll:

„Hörtest du von der Seelenwanderung? Wer in früheren Leben alles getan, was zu tun ist, mag vielleicht noch ein letztes Mal zur Erde kommen, ehe die Ewigkeit für ihn anbricht, um sich noch einmal zu bewähren, indem er vom aufgespeicherten Reichtum nicht verliert; vielleicht auch, um ein Beispiel naher Verklärung zu geben; vielleicht auch, weil er kraft seiner Fülle heranzieht und reifen läßt. Jegliches Werk hat er getan, böse und gut, jedes Leben gelebt. Jede Erfahrung ist in ihm. Tod und Geburt aber ließen frühere Leben vergessen: er geht mit Erfahrung um, die ihn keine Erfahrung dünkt; sie ist jenseits seines Bewußtseins. Doch jeder Schritt, den er tut, wird richtig; er versteht Pflanze und Tier, den Verbrecher; als Pflanze, Tier, Verbrecher hat

er ja gelebt, vielleicht gar das Leben des Steines; wir wissen ja nicht, ob nicht auch ein Stein Leben habe. Er kennt alles, er staunt nicht. Aber er liebt alles, weil er alles gewesen, darum allem verwandt ist; weil er überall nur Stufen fühlt, die zu einem gleichen Ziele führen. Er hat nicht den Trieb, zu handeln, weil er alles getan hat, weil er Dichter und König gewesen ist, Priester, Krieger und Paria. Ein Schwall uralter Erinnerung, schwer von Bild und Bild, trennt ihn von Schmerz und Lust, die zum tätigen Verhalten aufrufen. Und er braucht nicht zu handeln, weil er alles getan hat. Wenn er handelt, tut ers, – wie du sagtest, – wohl aus Herablassung; und, wenn anders, das Tun bei ihm ist immerhin unwesentlich. Darum verändert es ihn nicht. Darum aber hat er auch keine Zukunft. Er ist vom Leben losgelöst; er liebt nicht das Leben.“

Da lehnte ich mich auf; um so heftiger, als ich ähnlich wähnte. Ich sprach von seiner Liebe zur Natur, zu jeder Schönheit; der Schönheit der Landschaft, der Menschen und Tiere; zu jeder Leibesbewegung; innige Lebensfreude nannte ich seine Freude an schlichten Genüssen; ich zählte Beispiele auf, um zu bekräftigen.

Wulkow schüttelte zu allem den Kopf.

„Das beweist nichts; er liebt, was er sieht; was fern ist, liebt er nicht mehr – was außerhalb ist seines Schauens. Das ist keine Liebe, das ist nur ihr Bild. Wer liebt, klammert sich an den Gegenstand; er klammert sich an

nichts. Wird er von allem abberufen werden, wird er gehen nur mit einem Abschiedsblick; vielleicht auch ohne das; sein ganzes Leben ist ja nur ein Abschiednehmen, – während ich, junge Existenz, mich abhaste durch Genuß und Schmerz, um zum Ziel zu kommen, als wäre ich einer, der gepeitscht würde.“

„Du legst dir etwas zurecht, das nicht ist“, zürnte ich: „Wieso ein Abschiednehmen? Wo soviel Fröhlichkeit ist, wirst du das nicht behaupten können“.

„Du redest mirs nicht aus“, hörte ich. „Natürlich denkt er nicht daran, daß er schon Abschied nimmt; natürlich nicht; das könnte er nur, wenn er den Zusammenhang deutlich begriffe, wenn er all seine vorigen Geburten wüßte. Aber er ahnt. Hat er dir nie vom Westen gesagt?“ – „Ja“. – „Und all seine Gespräche deuten nach Westen. – Und vom baldigen Tode?“ – „Ja“.

„Hältst du denn das für Spielerei? Für Empfindeln, Gefühlsseligkeit, Selbstbespiegelung in hübschen Farben? Dazu ist er nicht fähig. Woher er gekommen, liegt hinter seinem Bewußtsein; wohin er soll, weiß er beinahe. Kannst du ihn dir alt vorstellen?“

„Nein. – Auch er selbst kann es nicht: – er hat etwas gegen das Altern.“

„Wie sein Geist, als er wieder ins Fleisch trat, so beschaffen war, daß er als Mensch schön werden mußte, so wird er den Körper verlassen, ehe der, natür-

lichem Gesetz unterworfen, – beginnen wird, die Schönheit abzulegen. Er stirbt aus innerer Notwendigkeit. Fällt ihm ein Ziegelstein aufs Haupt – es geschieht auch das aus innerer Notwendigkeit. – Kannst du ihn dir verheiratet denken? Ich sehe, du nickst ja, ich sage: nein. Es würde ein gräuliches Bild geben: er müßte altern, was nicht geht, oder früh sterben und Waisen hinterlassen, was doch nicht jemandes Bestimmung sein kann. Und du siehst auch: er begehrt nicht nach dem Weibe. Wo eines seiner begehrt, läßt er sich herab und sagt freundlich: „ja“; jetzt – und es wird auch nicht anders werden. So unumwunden aber begehren den Mann nur Huren; Huren haben keine Kinder. Um Mütter muß man werben; das tut er nicht; soll es auch nicht. Solche und die, die seinem Zustand nahe sind, lieben nicht fruchtbare Weiber; sie genügen sich, allein zu sein; ihre Liebe schweift auch mitunter ab und hört auf, Liebe zu sein; sie behält nur deren Form. Ist nur deren Schatten, sagt der irdische Mensch. Gottes Heiliger sagt: deren Symbol. Sie ist aus dem Ernstesten Spiel geworden, und der irdische Mensch verwirft Unnützes: Kunst wie Spiel. Sollte aber ein derartiger Mensch dennoch Kinder zeugen, es wäre gegen das Schicksal. Dann verscherzt er die Erlösung: war er auch zur Ewigkeit bereit, einen Teil von sich fesselt er im Fleische, fesselt er hier; und der andere Teil wird vom einen festgehalten. – Ist es aber möglich, daß etwas

gegen das Schicksal geschehe? Kein Gesetz ist, das sich nicht erfülle: Solche Menschen bleiben kinderlos. Ich habe viel von seiner Schwester gehört – ich meine Mathilde. Sie ist wie er; warum blieb sie kinderlos? – Gesetzeserfüllung.“

So redeten wir; übernünftig. Morgenfrösteln war auf mir. Morgenlicht senkte sich durchs Gezweige. Laternen brannten nicht mehr. Jenseits der Bäume war die Stadt wach; es rasselte auf den Fahrdämmen. Von Moabit her kam Getrappel; das Ausrücken der Ulanen.

„Ich bin nun geweckt und in Laune, etwas zu Papier zu bringen. Ich will zu mir gehen“, sagte Wulkow: „Vielleicht werde ich bald mit meinen Gedanken über die Seelenwanderung kommen; vielleicht dauerts noch lange, ehe ich dazu reif bin. Du sollst meine Aussprüche nicht für Glaubenssätze halten; in dem Sinne glaube ich auch selbst nicht. Ich nehme sie als Deutungen, – Andeutungen, – darin möge man Befriedigung finden. Und man wird das; wenn an irgendetwas, glaube ich hieran. Darum fürchte ich mich nicht vor Zerspringen, – oder Zerschellen im Getriebe von Arbeit und Weibern. Ich bin vorausbestimmt zu meinem Durst; er ist das Entsprechende meiner Stufe. Ich muß nur erfüllen; je rascher, je besser. Dann verschwinde ich, um auf vollkommenerer Stufe wieder da zu sein. Klingt das nicht tröstlich?“

Wir trennten uns. Es war heller Tag. Ich ging ins Hotel. Auf einen Augenblick trat ich in Adalberts Stube; er war noch nicht heimgekommen. Sie wollte ihn ja bei sich behalten, sagte ich mir, und ging im Sonnenschein schlafen.

Ich erwachte spät. Adalbert, im Nebenzimmer, war beinahe angezogen. Er war licht und frisch. Ich fragte ihn nach ihr: „Sie war ein liebes Kind“, sagte er, „ich sähe sie gern wieder. Ich habe das Gefühl, dankbar zu sein.“

Wir gingen etwas auf die Straße; ich fühlte mich müde. Ihn beschäftigten vorüberbewegte Marstallpferde. Von der Nacht sprach er nicht mehr. Ich war überzeugt, daß er nicht mehr daran dachte, daß sie für ihn vergangen war.

Gegen Mittag ging mein Zug. Adalbert war schon zuvor nach Potsdam gefahren, das zu besehen ihm Mathilde geraten hatte. Ich versprach, ihn am Abend des folgenden Tags zu erwarten.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

KAUM, daß der Zug sich in Bewegung setzte, fühlte ich mich ganz allein; es war, als risse etwas von mir ab, dessen Zugehörigkeit ich als innigste Gewöhnung liebte. Ich mußte über mich lachen: Morgen sahen wir uns wieder! – Und nun erfüllte mich eine große Freudigkeit. Gleich darauf kam ich mir sonderbar vor, denn ich ward mir bewußt, diese vierundzwanzig Stunden würde ich nur auf ihn warten, ganz in Gedanken an ihn aufgehen, zu Hause zerstreut sein, statt liebenswürdig, wie es dem heimkehrenden Sohne gebührte. Hatte ich mich so mit ihm verwachsen, daß, ob weit oder nah, mein Leben nur ein Bezug auf ihn war?

Aber ich war von der Nacht müde; die Selbstzergliederung ließ ich fahren, lehnte mich in die Wagenpolster und schlief. Hie und da tat ich die Augen auf, erhaschte ein Landschaftsbild: es hatte sich bewölkt.

Als ich endgültig erwachte, ging die Fahrt bereits durch fette Wiesen, die von Gräben durchschnitten waren, daran Erlen wuchsen. Erlengruppen und Eschenforste, in Vierecken bestanden, tauchten bald in Fernen auf, bald fuhr man dicht an ihnen vorüber. Auf den Wiesen standen beim Vieh oder spazierten ernsthaften Ganges die Störche; mit roten Ziegeldächern schmiegt sich breite helle Gebäude der Gutswerke ins Grün; hie und da stieg ein Schornstein auf einer Ziegelei oder Bren-

nerci; von anderen sah man Rauchwölkchen über Gehölzen. Der Himmel war stundenlang grau geblieben; nun hörte seinem Rande zu das Grau auf, wie durch einen festgezogenen Strich vom niedern Bereiche getrennt, dessen Klarheit man zufuhr; sie glänzte, wo sie an den Erdrand traf, von opalisierender Farbe; höher hinauf war sie rein, durchsichtig, hellblau. Eine frischere, härtere Luft ging; es war die Nähe der See; jener Himmel aber war der, an dem ich unseren Küstenstrich erkannte. Gab es im Innern noch Regen, war es schon hell überm Meere und auch ein Landsaum lag unter diesem Licht; zu anderen Malen dehnten sich grade dort Seewolken und Seenebel aus, während die grüne Provinz sich des Sonnenscheins freute.

Ich jubelte auf! – Heimkehren! Nur daran dachte ich jetzt, dachte nur ans Wiedersehen, an all die Lust des Wiedersehens mit Menschen und Gegenständen; und dachte nur noch nach, wie zu tun, um alle und alles auf das Süßeste zu genießen.

Der Zug fuhr über eine breite Flußpartie, an der laufabwärts schon die weißgrauen Dünen schienen; er fuhr zwischen Tümpeln und Teichen durch marschenartiges Land; einen Augenblick, – fern, – zeigt sich seidig graublau die See. Ein Bogen landeinwärts – noch einige Minuten – unser Halteplatz! Ich springe aus dem Zuge.

Und – unsere Pferde, unser Wagen, unser Kutscher – vom Bahnhof ab unser Land. Wenn ich auch nicht

der Herr war, ich war der Sohn des Hauses und kostete das Bewußtsein, in dem zu sein, was zu mir gleich meinem Dunstkreise gehörte. Vom Kutscher erfuhr ich, daß zu Hause Besuch war; darum seien die Meinen mir nicht entgegengekommen.

Nun mit dem Alten, dem Anhänglichen, der Wechsel der Fragen und Antworten! Dann die rasche Fahrt in sauberem Geschirr, von den braven Braunen gezogen, durch die Reihen niedriger Vogelbeerbäume, deren Trauben bereits im Feuer ihres Orangerots glühten; ich blicke im Vorbeifahren auf die Felder; - es war alles gut geraten, der Roggen eingebracht; - dort der Eschenhain, an dem ich vor Jahren in der Frühe den ersten Bock erlegt hatte, - das Land ganz durchkreuzt von denkwürdig gewordenen Pfaden, denkwürdig durch das Wild, das mir begegnet, durch die Einfälle, die mir da, mir dort gekommen waren: jeder Baum ein Bekannter, jeder Prellstein am Wege. Und die Ungeduld, die voranflog dem munteren Gange der Pferde!

Dann der Eintritt ins Haus, die Begrüßung mit den Meinen! Dann wieder in meiner Stube, bei meinen Sachen, - und die Begrüßung mit dem Kleinen und Kleinsten in Haus und Garten bis zum Hühnerhof herunter.

Die Nachbarn blieben zu Abend; sie bewillkommneten mich breit und so, wie man Leute begrüßt, die man von Kind auf kennt und von denen man nie merkt,

daß sie Erwachsene werden. Es fiel nur die übliche Bemerkung, daß der Schnurrbart kräftiger und das Äußere männlicher geworden sei. Der Herr, der alter Korpsstudent war, schrieb dieses vorzüglich den Schmissen zu, die mich verstattlichten, und geriet in alte Geschichten; die Frau wußte ihn an noch weitere zu erinnern: Sie sprach von ihrem Sohne, der auch zurzeit „aktiv“ war, holte aus einem Täschchen Bilder hervor, die er ihr geschickt hatte: da stand er in Fechterstellung, da war eine fidele Gruppe mit Humpen und Speeren, da spien zwei, sich brüderlich Hand über Schulter legend, in denselben Kübel. Sie fand das so nett und sang ein Loblied aufs Korps, das allein imstande sei, Männer zu erziehen; sie brüstete sich damit, mich zum Eintritt gedrängt zu haben: „Na, da haben Sies, nun glauben wir auch an Ihren Schneid und daß Sie nicht zimperlich sind vor Bierkrug und Rappier; Sie werden sehen, man wird Sie jetzt mit ganz anderer Achtung begrüßen.“ Ich hatte die beiden im Augenblicke gern; ich freute mich an ihrer Ganzheit und an der heimischen Aussprache. Bei Tisch, wie genoß ich die Kost meines Hauses und die üblichen Gespräche! Als ich aber gesättigt war, überkam mich eine Art Unruhe. Ich suchte nach einem Vorwande – auspacken – und trat hinaus. Einen Augenblick blieb ich vor der Haustür stehen und trank die Luft, die von jenseits der dunklen Büsche aus dem Wirtschaftshofe heranzog.

Ich hörte von dort das Aufschlagen eines Pferdes auf dem Pflaster, Stimmen der Knechte, Mägde, – eines Rindes Blöken; ich unterschied das polnische Gezwitscher der Sachsengängerinnen. Ich mochte diese Mädchen und hatte sie stets gern auf den Erntefesten geschwungen, wo sie so blitzsauber sind in den hellbunten Jacken und den weißen Kopftüchern und beim Tanze so leicht, – ohne das neutralisierende Korsett so weich und warm unter den Achseln anzufassen. Ich tappte in den dunklen Obstgarten. Fand unversehens einige Stachelbeeren: sie waren tauig, kühl. Ich hörte die Äpfel um mich fallen; das Hellgrün des Kohls schimmerte auf den Beeten nachtgrau. Auch an der Nacht hatte ich mich gesättigt. Ich ging ins Haus und zu mir hinauf, wo ich Licht anzündete, mich hinsetzte und schrieb. Ich faßte meine Eindrücke zusammen und suchte daraus etwas herauszupressen – und wunderbar war es, wie sich das formte, wie es bildlich und klar wurde: es wurde ein Brief. Manchmal lauschte ich auf, wenn ein Luftzug die Ahornzweige vor dem offenen Fenster bewegte.

Die Flamme flackerte wie von einem starken Zuge. Ich fühlte, die Tür hatte sich geöffnet. Es war mir, Adalbert trete ein. – Daß ich wieder anfang, mir dergleichen vorzustellen! – Es verging eine Weile. Dann flackerte das Licht noch einmal, anhaltender, stärker. Ich konnte nicht weiter schreiben und hielt inne. – Meine

Mutter war eingetreten Ja, den Besuch hatte ich fortrollen hören, fiel mir ein, – mir auch Vorwürfe gemacht, daß ich nicht, den Eltern gute Nacht zu sagen, hinuntergegangen war; sie pflegten nicht lange zu wachen. Nun kam meine Mutter zu mir: „Du schreibst“, sagte sie. „Ja, einen Brief an Buchau“. – „Mein Junge“, sprach sie und lachte ein wenig – „er kommt doch morgen; der Brief wird ihn gar nicht erreichen. Närrischer Junge!“ Ich mußte mitlachen, da sie so sehr recht hatte, und ich mir wirklich närrisch vorkam. Ich tat den Brief, so, wie ich ihn abgebrochen hatte, in die Schublade.

Meine Mutter blieb bei mir. Wir hatten uns vieles zu sagen. Wir sprachen von Plänen und Zukunft, und ich fühlte, erkannte wieder dankbar die Hand, die in den jungen, frühlingsmäßigen Boden eines sonst störrischen Geschlechts anmutige Saaten gesät und sie gepflegt hatte. Wieder grünten die Saaten; sie freute sich ihrer und freute sich, daß in der Fremde sich jemand gefunden hatte, durch dessen Gegenwart ihr Werk vor Verwahrlosung behütet blieb.

Ein ferne brausender Zug zeigte, daß Mitternacht nahe war. Wir sprachen noch immer. – Es war nach eins, als sie mir gute Nacht sagte und auf ihr Zimmer ging. Ich wollte noch nicht schlafen, ich war zu froh über das, was ich hatte, und zugleich sehnsüchtig: „Morgen will ich früh sein“, nahm ich mir endlich vor und legte

mich zu Bette. Es dauerte, bis ich einschlief. Man hatte schon gefrühstückt, als ich herunter kam.

Der Tag verging mir ganz in Erwartung. Ich suchte das Zimmer, das für Adalbert bestimmt war, möglichst wohnlich zu machen. Der kleine einfenstrige Vorraum, darein die Treppe ausmündete, trennte es von dem meinen. Ich lief viel treppauf treppab ohne Zweck, — stellte mich in seinem Zimmer auf ohne Zweck, wurde mir dessen bewußt und lief wieder herunter; ich war zerstreut und kam mir vor wie ein abgeschossener Pfeil, als ich endlich hinauslaufen konnte, den Wagen zu besteigen, der ihn an der Bahn abholte. Hätte ich zu Fuß gehen sollen, ich wäre zu früh aufgebrochen und hätte lange vor den Schienen warten müssen. Der Wagen fuhr nicht eher, als man es gewohnt war, vor; so dauerte es nicht lange, bis der Rauch des Zuges sichtbar wurde.

Begrüßungen nach großer Spannung haben etwas, das einem selbst steif vorkommt; sie anderen aber unauffällig erscheinen läßt. Ich führte ihn zum Fuhrwerk; es war erst, als wüßte ich nicht, was ihm zu sagen, das Gespräch hatte von mir aus etwas Krampfhaftes; bis ich ihn auf die Gegend aufmerksam zu machen begann.

Er wurde zu Hause herzlich aufgenommen; er enttäuschte nicht; er gab sich, als sei er unter alten Freunden, und hatte nichts Fremdes für meine Angehörigen.

Wir saßen auf der Veranda, das Abendbrot erwartend; er rauchte mit meinem Vater, hörte dessen Jagdgeschichten zu und erzählte die eigenen. In seinem Zimmer hatte er gleich ein „hier ist gut sein“ gesagt, das mich herzlich freute. Ich sah auch, als er auspackte, daß er sich behaglich fühlen wollte und fühlte; und, kaum war das geschehen, hatte der unbesiedelte Raum etwas Lebendiges, Helles erhalten, etwas vom besten Geiste Bewohntes. Wie angenehm war mirs, als wir zum erstenmal nach den Wohnräumen hinunterstiegen.

Den Abend machten wir bei Dunkelheit einen Gang. Das Holz, das sich dem Garten anschloß, war kein eigentlicher Park; mein Vater war grade dabei, es allmählich in einen solchen umzugestalten, durch die Anlage ordentlicher Wege, – der feuchte Boden hinderte daran, – durch Ausholungen und Anpflanzen fremder Zierhölzer, amerikanischen Nußbaums, Eichenarten, namentlich von Koniferen. Da und dort stand schon eine Bank; im ganzen aber hatte alles die Waldeseigentümlichkeit behalten; es überwogen Eschen, zwischen denen an Stellen noch die hohen Nesseln standen, deren rauher Blätterduft überallhin wehte. Mein Vater pflegte viel und gern von seinen Anlagen und Plänen zu sprechen; dringendere Leistungen verzögerten jedoch nur zu oft ihre Ausführung. In mir hatten seine Schöpfungen einen begeisterten Anhänger; so redete

ich denn mit Stolz von alledem zum Freunde. Wir kamen auch an den See, einen der vielen des Gebietes; er ist auf drei Seiten von Eschen umstanden, auf der vierten öffnet sich ein Ausblick auf Wiesen. Im Frühjahr weilte es sich dort herrlich, an den heller werdenden Abenden, – ungeachtet der Stechmücken. Denn voller Faulbaum war das Unterholz und lange hörte man die Drosseln schlagen. – Die Augustnacht war schwarz; noch schwärzer stand zu unseren Seiten der Wald, dessen Wege ich aus Gewohnheit, er aus Pfadfinderbegabung, spürte; vor uns zogen sich über den See Sterne in flimmernder Folge von über unserem Scheitel her bis an den Rand der Ebene, weiterweisend ins Endlose. Er schien meine Ebene zu begreifen: Ich schloß es, als er von seiner Fahrt sprach. „Ich fühlte, nun ginge der Zug durch eine Landschaft, die nie aufhörte – immer gleich: Wiesen mit Seen, Eschengehölzen, Gräben mit Erlen daran und eigentümlichen Moorpflanzen, Schilfniederungen; – ein weiter Horizont; würde ich auffliegen, er würde sich weiten, und alles doch das gleiche bleiben“.

Und wir kamen auf Ebenen zu sprechen. Ich hatte als Knabe viel Jugendbücher gelesen, wo die Rede war von Wüsten und Prärien; er auch. Wir malten uns die Wonne aus des Weiten. – Wir suchten nach den uns bekannten Sternen; wir sagten uns, daß sie nun auch überm Meere stünden; dachten an Schiffer, die sie

gleichfalls sähen, an Hirten, Steppenvölker, und redeten von ihnen, von fremden Ländern, redeten von Spuk.

Allzulange blieben wir nicht aus, wir sagten auch bald gute Nacht; es sollte in der Frühe gepircht werden. Vor Grauen schlichen wir leise die Treppe hinab, um keinen der Hausbewohner zu wecken; wir traten an die Luft; wir witterten sie; sie vertrieb uns die letzte Schläfrigkeit; ihre Kälte hätte uns übermütig machen können; aber wir hielten an uns und waren leise; leise noch vom Schleichen über den Hausflur, leise, weil wir bald im Walde leise sein mußten und die Erwartung dessen uns schon jetzt die Brust in Schweigen hielt.

Wir gingen an einem feuchten Rain; es graute: über dem Wiesengras lag milchiger Nebel, an der Erde kriechend, längs eines Grabenbettes sich etwas hebend; er wehte in Fetzen an den Erlen. Der Boden war weich und die Graspolster schwankten, versanken unter den Füßen. Wir stellten uns auf zwei Punkten des Waldrandes auf; aber der Tag war ungünstig. – Wir vereinigten uns wieder, pürschten noch hin und her und kehrten heim zum Frühstück. Wir hatten nichts gesehen; doch es war ein erfrischender Gang gewesen.

So gingen wir aus vor Tag noch manche andere Male; als die Hühnerjagd eröffnet war, streiften wir durchs Feld den ganzen Morgen. Der Nebel wogte bis hoch oben in den früheren Stunden und vergrößerte einem das Flugwild zu unwahrscheinlichen Gebilden; er hing

in Tropfen am Klee und bestickte die Kleeköpfe zu Perlenhauben; die Rübenblätter waren voll dicker Tropfen, die uns wie aus Löffeln in die hohen Stiefel flossen. Wenn wir lange genug gegangen und diese oder jene Flur abgesucht hatten, lagerten wir an einem Garbenhaufen, einem Baum, einem Busch und verzehrten das Frühstück; dann sprachen wir wohl von anderen Jagden, in anderen Ländern und Zeiten; wir sehnten uns nach der ritterlichen Falkenbeize. Morgen, Tag und Abend waren wir von Hause; zu den Mahlzeiten, wenn wir heimkamen, heißhungrig. Wenn uns der Gang gerade zur Strandseite führte, nahmen wir vor Mittag ein Bad.

Wir besuchten auch die Nachbarschaft. – Man war nicht ohne Voreingenommenheit einem jungen Mann gegenüber, der aus fremder Gegend kam. Mein Lob war überallhin gedrungen und hatte, wie alles maßlos scheinende Lob, gegen ihn gestimmt. Er mußte ein Geck, ein Laffe sein, hieß es. Man liebte bei uns seine Heimat nicht, man war sehr provinzstolz; Leute vom Süden galten für schlaff, weil sie anmutiger, für unerzogen, weil sie freier waren. Nun kam er, – war genau so ein echtes, natürliches Landkind, wie unsere Jungen, genau so Jäger und so voller Jagdgeschichten, – und ein so lebenswürdiger Zuhörer; er ging auf alles ein, was man sprach, ohne je sich vorzudrängen, er verstand es, jedes Gespräch saftig zu machen; er ertrug den Landes-

klatsch, wußte in ihm bald Bescheid; er ergötzte sich an der boshaften Erzählungskunst unserer alten Leute, in dem wir den Höhepunkt des Geistreichtums sehen; er zeigte Teilnahme für den Feldbau, Liebe für den Wald, verstand sich auf Vieh und Pferd, hatte Sinn für gutgehaltene Wagen, vertrug einen kräftigen Schluck und gar einen brenzeligen, war draußen ausdauernd und behend, im Hause von einem Appetit, den die wirtschaftlichen Frauen als Anerkennung auslegten. Mit den Mädchen spielte er Tennis; er war wenig geübt, lernte aber rasch, so daß er bald nicht mehr störte, hernach zum Gegen- oder Nebenpart gern genommen wurde. Nicht nur Frühstück und Vespers im Freien, wo man, um ein Waldfeuer geschart, sich leicht herstellbare Kost buk oder anders bereitete, auch Tänze wurden veranstaltet, wenn gerade tanzbare Jugend zur Stelle war; Mütter lösten einander am Klaviere ab. Adalbert schien von ganzem Herzen dabei; von seiner Tanzweise habe ich schon erzählt; die Damen hatten es nicht ungern, von ihm getragen zu werden. Bei der zweiten oder dritten Gelegenheit hörte das schon auf; er machte Fortschritte.

Überhaupt liebten ihn die Frauen; auch die alten. Da war eine, die er besonders wiedermochte, – wir alle hatten sie lieb, – Frau von Dellings. Sie war fast achtzigjährig, geistig frisch und recht rüstig – nur daß sie sich beim Gehen eines Stockes bediente. Wir freuten uns

jedesmal, wenn ihr Wagen vorfuhr und ihr Gesicht mit den Silberlocken unter dem schattenden Strohhut sich am Wagenfenster zeigte; wir beeilten uns, ihr herauszuhelfen; sie trat dann, sich aufstützend, ins Haus, legte den Hut vor dem Spiegel ab, ordnete ohne Eile die Locken unter dem schwarzen Spitzenschleier und pflegte sich in einen Winkel der Veranda zu setzen, wo es sonnig war, und sie einen ganz bestimmten Platz hatte. Auf jedem der Nachbargüter hatte sie einen solch unbestrittenen Sitz. Bei sich zu Hause saß sie meist im großen, recht leeren Saal, in dem wenige Stühle und Tische längs der Wände standen; die Einrichtung war seit Beginn des vorigen Jahrhunderts fast die gleiche geblieben; es erinnerte an Fürstenzimmer; ihr Fußschemel stand immer auf der nämlichen Verzierung des Parkettmusters: sie häkelte für Arme und für Enkelkinder. Sie hatte gern Gäste bei Tisch; wenige auf einmal.

Sie war eine Ridderhelm aus Vorpommern. Ihr Vater, ein Schwede, hatte sich dort eingeheiratet und blieb, auch, als nach dem Wiener Kongresse das Land preussisch geworden war. Sie hatte Verwandte in Skandinavien, und das Leben in der Überlieferung, das bei alten Menschen überhand nimmt, brachte sie immer enger mit den Geschicken ihres Hauses und so mit dem Norden in Zusammenhang. Sie war drüben gewesen; lange Zeit in ihrer Jugend, als die Verbindungen schlecht waren und man auf kurze Zeit zu reisen sich

nicht entschloß. Sie kannte die Stammheimat bis hinaus über Upsala. Obwohl sie sich seit langem nicht aus der Gegend rührte, währten die Beziehungen zum Norden fort; Gesippen von „drüben“ kamen zu ihr nicht selten herunter.

Wir hörten gern, wenn sie von „drüben“ erzählte, aus dem Lande, das in den Geschichten der alten Frau etwas Märchenhaftes annahm, – wenigstens für uns, die wir es nicht kannten. Ihr Großvater hatte den Glanz und den Untergang Gustavs III. gesehen und manches leiden müssen, weil er der Teilnahme am Königsmorde verdächtigt wurde; von der schimmernden Herrscher-gestalt, – auch noch von einem anderen, dessen Name Schmerz weckt, dem Marschall Essen, erzählte sie. Sie verweilte gern bei König Friedrich I. und seinem Liebestreiben; sie kannte die Schicksale aller seiner Maitressen, war sie doch mit ihnen allen verwandt. Das machte, als hätte sich etwas von den Anschauungen jener Zeit in sie eingeschlichen; sie sprach von alledem wie von etwas Selbstverständlichem, ohne zu tadeln, ohne zu beschönigen oder zu verstecken; sie nannte sie alle bei Namen: Urtante Ulrike, Urtante Friederike. Sie war von strenger Kirchlichkeit: in den Dingen, die ihre Mitmenschen sich zu schulden kommen ließen, durchaus nicht läßlich; die alte Zeit wurde anders angesehen.

Lieber noch als den nordischen Königsgeschichten,

von Damen, – Königsgeliebten, – und Herren, die Orden mit so prachtvollem Namen wie den Seraphinenorden trugen, hörten wir zu, wenn sie von geheimnisvollen Dingen anfang. Sie sprach von ihnen nur im eigenen Hause und nicht vor der Schummerstunde, der Stunde, zu der sie einen am liebsten empfing. Ihr Haus, das in einer Niederung stand, befand sich nicht weit vom Meere; von der Saalseite konnte man es durch den Park hindurch sehen. Wenn es abends graulich wurde, und ein Nebel, der von den Wiesen kam, rings um das Haus stand, einen von allem abschnitt und doch wieder damit verband, weil man denken konnte, daß er auch über dem Meere sei und weiter über der jenseitigen Küste, schien ihr das Bewußtsein, daß sie von ihrem Urlande getrennt war, zu vergehen; sie ließ Lichter bringen, – sie mochte bei solcher Stimmung keine Lampe; die erhellte zu sehr; – dann wußten wir schon, nun würde sie, ohne daß wir fragten, mit den Geschichten beginnen.

Sie hatten ja in ihrem Hause das zweite Gesicht. Frau von Delling hatte einen Vatersbruder gehabt, nicht weit von Gothenburg auf einem großen Besitze angesessen; er war mit der Zeit ein ernster Mann geworden, in seinen letzten Jahren menschenscheu und ganz für sich abgeschlossen; anfangs haben nur seine Nächsten den Grund davon gekannt; später wurde davon geredet; zuletzt wußten ihn alle, doch ohne den Alten argwöhnen

zu lassen, daß sie seinen Fluch auch nur ahnten. Er sah nämlich, welche Menschen am Sterben waren; ihre Gesichter schienen ihm undeutlich zu werden, dann je mehr und mehr zu verschwimmen; schließlich sah er ihr Haupt nur noch wie in Nebel gehüllt, als Nebelflecken, und, je verschwommener einer für ihn war, desto näher war dem sein Ende. Er hatte den Übergang vom klaren Gesichte zu jener Undeutlichkeit sich manchmal in nur wenigen Stunden vollziehen sehen: bei Tisch, im Laufe einer Mahlzeit, – so plötzlich trat mitunter die Änderung ein. Einmal widerfuhr ihm das mit einer ganzen Gesellschaft, die aus der Nachbarschaft zu Besuch gekommen war; sie ist auf der Rückfahrt im Moor verunglückt. In seinem Dorfe wohnte ein Mann, ich glaube ein Schmied; eines Tages redete ihn der Herr an: „Hast du dein Testament gemacht?“ Der Schmied erschrak; er kannte dessen Gabe; er fand noch den Mut, zu fragen, weshalb er sich danach erkundigte: „Es ist doch gut, auf alle Fälle eingerichtet zu sein“, bemerkte der Herr; der andere glaubte sein Urteil gesprochen, ging nach Haus, schrieb seinen letzten Willen hin und starb. Der alte Ridderhelm zog sich zurück, weil er nicht sehen wollte, wie alles um ihn her dem Tod entgegendämmerte und wie wenig es für den Tod bereit war. Er war ein weicher Mensch und litt; den Schmerz um seine Lieben fühlte er schon, wo er anderen noch lange dank Ahnungslosigkeit oder Hoffnung

erspart wurde. Drum haßte er sein Leben; nur das Gefühl der Pflicht, eine Last, die ihm durch höheren Ratschluß aufgebürdet war, tragen zu müssen, hielt ihn aufrecht; er übte sie aus, sanft und milde; ein gütiger Herr seiner Leute, ein stiller, ernster Bewirtschafter seines Gutes, dem das Land manche verdienstvolle Neuerungen dankte.

Frau von Delling behauptete, wie ihre meisten Verwandten ein wenig selbst mit diesem Erbe behaftet zu sein. „Wir sind nicht sehend, wie er“, sagte sie, „aber ahnender sind wir als andere. Mich nun plagt das nicht; ich fühlte nur immer eine große Zärtlichkeit zu Menschen, die bald hernach haben hingehen müssen, und ich erkenne sie daran, daß auch sie mir besonders zugetan sind. Es ist alles in Ordnung; keiner schwindet von hier, ehe er es nicht muß; wozu mich dagegen empören? Aber ich muß zu ihnen besonders gut sein, damit sie es noch recht gut bei mir haben; sie scheinen auch zu begreifen, wie ich gesinnt bin, und sind freundlich zu mir und dankbar“.

Ich pflegte solche Äußerungen, die sie öfter tat, nie ernst zu nehmen: „Ist es kein bedenkliches Zeichen, daß Sie zu mir so gut sind?“ rief ich. Sie zauste mich ein wenig und sprach: „Dir bin ich gut, weil ich dich von klein auf kenne; du magst noch grau werden. Eins aber laßt euch gesagt sein, Kinder. Solche Fragen stellt mir nicht.“

Béi diesen letzten Worten verstörte mich der eigene Ausdruck, den ich einen Augenblick auf ihrem Gesichte sah. Nur Adalbert und ich waren den Tag bei ihr; es ging mir auf, wie sie sich zärtlich zu Adalbert zeigte; wie sie auch von Anfang an zu ihm zärtlich gewesen war; sie nannte ihn, der ihr fremd war, mit Vornamen oder versprach sich gar, indem sie ihm hie und da das Du gab. An Adalbert hatte ich bei seiner steten Liebenswürdigkeit nichts Außergewöhnliches wahrgenommen; dieses Mal aber, da sie sich erhob, um zu Tische zu gehen, bemerkte ich, wie besonders innig er zu ihr sah, als er sie beim Aufstehen zu stützen suchte. Sie erzählte beim Essen weiter von ihrem Oheim, dazwischen auch lustige Dinge. Nach dem Abendbrot pflegte sie sich gleich zurückzuziehen. Sie blieb so lange bei uns, bis der Wagen vorgefahren war. Als wir hinaus-traten, wogte es ums Haus. Adalbert sprach: „Durch den Nebel sieht sie die Sterne. – Sieh auf: wie wunderbar sind die Sterne! Der Nebel trennt uns von ihnen; sie sieht die Sterne!“ – „Sie hat das Wissen um den Westen“, sagte ich. – „Ja“, entgegnete er: „sie weiß auch von einem, der hinausprengt, wild, hastig vorausprengt, dem die Bewegung nicht genügen kann, die ihm das Roß gibt. Geschwinder! – geschwinder als das Roß will, geschwinder, als das Roß kann! So fliegt er, und, weil der Körper nicht fliegen kann, fliegt er. – Wie lange hatte ich nicht an meinen alten Traum gedacht.

Heut aber habe ich solch eine Schnsucht nach ihm; ich will durch den Nebel fliegen wie ein Vogel, der durch die Nacht zieht; wie weich, weiß, feucht muß es einem um die Brust sein, weicher noch als beim Bade in windstiller See. Ich hätte sie fragen mögen: wann werde ich fliegen? – Ich? Es wird kommen. – Als sie dir verbot, – du weißt, – jene Fragen zu tun, glaubte ich, zu verstehen, was das besagte: Ich hatte meine Antwort“.

Wir fuhren bereits, als er so redete. Ich kutschte den Einspanner, der die sandigen Wege aus der Niederung aufwärts nahm und grad an einem dünigen Rücken hochklomm. Die Birken zu beiden Seiten, die man anfangs nicht gewahrte, erschienen deutlicher; gestreift vom Wagenlichte, wurden sie, die zunächst nahende Schatten schienen, körperlich anzusehen; der Nebel lagerte dicht nur über den tiefsten Gegenden; wandte man sich um, sah man durch die Nacht ein grauliches Gebrodel, das die Wiesen deckte, jenseits des Wogens, wenn auch noch von Feuchtigkeit umwallt, das Feuer eines Leuchtturmes. Dann schwanden wir im Kiefernwalde; es ging noch etwas bergan; ich sah auf und sah auf dem schmalen Streif, den die Baumkronen über uns offen ließen, die Sterne: „Da sind sie“, sprach ich hindeutend. Adalbert nickte nur.

Wenig anhaltend sind solche feierliche Stimmungen. Wir kamen heim, vom Nebel feucht, und äußerten, –

zumal noch alle wach waren, — Verlangen nach Punsch. Das freute meinen Vater; er liebte es, mit uns gemütlich zusammenzusitzen; man wärmte sich und rauchte. Meine Mutter spielte, wie sie, wenn man allein war, immer tat, im Nebenzimmer Klavier; kam musikalischer Besuch, begleitete sie oft. Wir waren dieses Mal so lustig und laut, daß wir sie zerstreut machten und sie uns oft durch die Tür dies oder jenes zurief, was bewies, daß sie an unserer Fröhlichkeit teilnahm. Als einige Klänge Mozarts zu uns herüberkamen, stand aber Adalbert auf, legte die Zigarre hin und ging sachte ins Nebenzimmer, wo er, in einer Ecke sitzend, zuhörte. Mein Vater und ich folgten seinem Beispiel. Am anderen Morgen waren wir seit früh auf der Hühnerjagd. So füllten wir unsere Tage.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

VON Adalberts Abreise wurde nicht gesprochen: Wir waren seiner Gegenwart froh; ihm gefiel es bei uns. Bis er sagte, – es war in den ersten Septembertagen: – „Mathilde schreibt mir, zu kommen. Ich will sie nicht warten lassen“. – Er sagte das so bestimmt, daß ich seinen Wunsch, sie zu sehen, merken mußte; ich glaubte nicht, ihn festhalten zu dürfen. Meine Eltern zwar versuchten es. Mit reizendem Dank und entwaffnender Liebenswürdigkeit lehnte er ab. Auch bat ich meine Mutter, davon zu lassen, und sie begriff. „Du holst mich ab vor Ende der Ferien“, rief er aus dem Zuge. Das war schon eher verabredet worden. Ich sollte, ehe wir ins Semester fuhren, einige Tage in Buchau weilen: wir hatten vor, zu reiten, wir zwei und Mathilde. Die Brüder Löwenpranke, hieß es, würden vielleicht kommen, zwar nur auf kürzeste Zeit; der Kleinere sollte uns vormusizieren.

Ich schrieb an Adalbert schon den Abend, nachdem er uns verlassen hatte; ich schrieb ihm darauf noch jeden folgenden Abend. Ich wartete mit Ungeduld die erste Post ab, die mir aus Buchau hätte Antwort bringen können. Sie brachte keine Antwort; ebenso wenig erhielt ich von ihm etwas in den nächsten Tagen. Ich zerbrach mir den Kopf über die Gründe des Schweigens; erwog hin und her. Dann ergrübelte ich, wie sehr doch bei ihm alles nur liebenswürdiger Gleichmut

sei, wie er seinem Wesen nach die Freundlichkeiten, die er mir gewährt, sehr wohl auch jedem anderen hätte bezeugen können, wer nur gerade in seiner Nähe wäre. Dann dachte ich an Mathilde: „Sie hat ihn ganz für sich genommen!“ Ich mußte ihr ein Recht darauf zuerkennen; trotzdem war ich eifersüchtig. Ich wurde mürrisch, reizbar. Meine Angehörigen merkten das; nun wurde ich es noch mehr. Oder ich versuchte mich vor den anderen zusammenzunehmen und geriet, wenn ich allein war, in noch heillosere Stimmung. Ich wollte Vorwürfe schreiben und konnte sie nicht endgültig aussprechen. Ich schrieb Brief auf Brief; nun aber warf ich sie zerfetzt in den Papierkorb.

Endlich, nach mehr als einer Woche, kam das Ersehnte. Eines Morgens lag der Brief auf dem Frühstückstische. Ich wunderte mich über die italienische Marke. Aber mein Groll war fort: ich hatte endlich Antwort; ich wußte nun, er reiste, er wäre vom Erleben in Anspruch genommen, die Briefe brauchten mehr Zeit, um von dort bis an mich zu gelangen. Ehe ich den Umschlag geöffnet hatte, war er entschuldigt.

Den Brief öffnete ich langsam, wie man guten Wein nur langsam schlürft; – nein, nicht so sehr mit dem Gefühle, mit dem man etwas genießt, – fast schon mit jenem stärkeren, in dem man einen sicheren Genuß erwartet; wie wenn man zu früh zum Stelldichein geht, das eingehalten werden wird, wie wenn man vor dem

Äußersten mit seinem Mädchen noch beim Becher feiert, wie man vor ihr anhält, da sie bereits auf dem Lager liegt. Also genoß ich das Knistern des reißenden Papiers, den bloßen Anblick der Hand: klarer, wohlgerundeter, – doch nicht gemalter, – natürlich hingesezter Lettern:

Anrede und Einleitendes lasse ich weg. Im übrigen gebe ich den Brief wieder.

„Brescia, den 13. September 190..

Statt des Aufenthaltes daheim, den ich geplant hatte, ist etwas ganz anderes geworden. Das kam folgendermaßen: Abends spät langte ich an; der Mond stand über dem Park; er glitt zwischen den Bäumen. Der Mond füllte im Haus jedes Zimmer; es war kein Licht vonnöten, als ich durch ihre Reihe nach dem meinen ging. Man hatte mir einiges Kalte zum Abendessen hingestellt; aber es fehlte an Hunger; dagegen fühlte ich von der Reise eine unruhige Müdigkeit. Ich war nur geneigt, etwas Obst zu essen. Es mußte wohl draußen in der Nachtluft gestanden haben, – die Wirtschafterin weiß, daß ich es so liebe, – so kalt fühlte es sich an; doch erst löschte ich das Licht. Da zog es mich ans offene Fenster. Ich blieb lange stehen, erst in die eisigen Birnen beißend, deren Saft ich in mir niederfließen fühlte – eiskalt –; kühl, nebelig hauchte es mir auch entgegen; ein weher Herbstgeruch, – merkwürdig früh für das Jahr, kam aus dem Parke. Dann

mußte ich immer in den Mond hinaufsehen; ich vergaß das Obst; ich sah in dies Licht hinauf, in das die Baumkronen zu verschwimmen schienen; ich sah den Teich wie eine flüssige Metallmasse, ich sah, wie ich mich hinauslehnte, dem Hause entlang, darin ich war, die Mauern so durchsichtig leuchten, als ob sie Luft wären, daneben tief, beunruhigend die Schatten, daß es mir fast ängstlich wurde; als ob ich unkörperlich wäre. Ob ich mich am Mondglanze betäubt hatte? Ob es Müdigkeit war? Plötzlich fühlte ich es wie einen herzzersprengenden Schmerz; zwischen den Brauen einen Reiz, wie als Kind vor dem Weinen: ich wollte etwas, was ich nicht konnte, — überall sein, wo Mond war! Da übersah ich im Augenblick alle Stätten, an denen ich unvergessene Mondnächte durchlebt hatte; vergessene tauchten im Gedächtnis auf; ich sah noch mehr; ich wußte von noch mehr Mondscheinen! Ich kenne Paris nicht; aber ich sah Notre Dame, die mit den Türmen ins Licht strebte, in dunklen Häusermaßen ganz ein sehnächtiges Streben, manchmal von anderer Kraft niedergehalten, damit es sich losringe und von neuem aufbreche; wie an Ecken und Schroffen Schatten wimmelten, aus denen die Bosheit von starrenmachenden Fabelwesen sich aufs Herz legte oder als Schrecken vorsprang. Dies sah ich. Und noch anderes! Verwehen wollte ich, überall sein! Beschränkt vom Körperlichen, konnte ich es nicht. — Am schmerzlichsten bannte

mich die Lust nach einigen Orten, die ich durchwandert habe; ich sehnte mich über die Alpen. – Daß das Unsinn wäre, suchte ich mir einzureden; doch etwas – widersprach. Ich wurde ängstlich; als ich das Licht gezündet, fürchtete ich mich vor dem weißen Schein und den Schatten der anderen Zimmer. Ich löschte, erschrak, kroch unter die Decke; die Unruhe war da noch größer; als ob ich Fieber hätte. Dazwischen kam mir wie nach regelmäßigem Drehen immer derselbe Gedanke an Mathilden; ein ganz gleichgültiger, wann ich wohl am nächsten Tage zu ihr fahren würde; ich hatte mich bei ihr nicht angemeldet, da ich sie überraschen wollte. Zuletzt schlief ich gut.

Ich wachte auf ohne die Gedanken des Abends; guter Laune; ließ satteln und ritt nach Beilstein. Kaum hatte mich Mathilde begrüßt, sagte sie: ‚Ich weiß nicht, warum; ich habe solch eine Lust mit dir zu reisen. Ich möchte einiges zusammen mit dir sehen; wir sollten das doch nicht aufschieben. Seit ich dir letzthin schrieb, denke ich daran, und wartete auf dich, um es mit dir zu besprechen. Heute Nacht habe ich darüber garnicht schlafen können, wohl, weil ich von deiner Ankunft wußte‘. Ich stutzte: ‚Ich habe mich bei dir doch nicht angemeldet; hat man es dir aus Buchau verraten?‘ – ‚Nein‘, sagte sie, ‚aber ich wußte es‘. Eigentlich war das nichts Wunderbares; soweit sie mich kannte, durfte sie darauf rechnen, daß ich bald, nachdem ich ihren

Brief erhalten hatte, kommen würde. Just war bei ihr ein Nachbar, der ihr einen Morgenbesuch abstattete, Herr von Brackenheim, – ein Schaf. Wir besprachen den Reiseplan weiter; ich schlug Italien vor, denn all meine Sehnsucht vom vorigen Abend war wachgerufen. ‚Aber Sie werden doch nicht jetzt hin, bei der Hitze, Baronin!‘ – so der Brackenheimer. Wir fühlten Widerspruch; entschlossen uns, hinzureisen, nun erst recht. Ich ritt sofort heim; abends war alles gepackt. Um 11 Uhr trafen wir uns in Hermannszell zum Nachtschnellzug nach München.

So toll und hastig habe ich übrigens noch nie packen und mein Haus bestellen müssen; nun gar eine Dame! Mathilde sagte, ihre Zofe sei in Verzweiflung gewesen. Lächerlich kam ich mir vor, daß ich so Hals über Kopf wegreste, dazu noch, wo auf dem Gute allerhand zu tun war, und ich mich so gerade auf schöne Herbsttage zu Haus gefreut und eingerichtet hatte. Ich fragte mich, als ich fuhr, was mich forttrieb, und fragte Mathilden: ‚Laune‘ wollte ich meinen, aber sie läßt dieses Wort nicht gelten und entgegnete munter, der Grund sei ihr gleichgültig, sie freue sich, mit mir zu sein, und auf die Reise. Auch ich war froh. Und wir sind guter Dinge geblieben.

Von unserer Reise will ich dir nur einiges sagen. Erst kamen wir an den Gardasee; es war frühmorgens in Riva, da frühstückten wir von unseren ersten Feigen;

ich wenigstens hatte früher nie gewagt, sie zu versuchen; mich widerte es stets, mit dem Munde diese weichliche Haut zu berühren, diese Schleimigkeit auszuschlürfen; der Geschmack, wässerig, kaum ein Geschmack, ist von sinnverwirrender Süßlichkeit; Süße ohne Farbe, ohne nähere Bestimmung, elementar, aber geschwächt. Die Frucht hat für mich den Reiz des Abstoßenden gewonnen. Den Nachgeschmack im Munde zu verwischen, aß ich eine Menge Trauben; köstlich es waren ihrer so viele da. Dann fuhren wir nach Malcesine.

Wir gingen hinauf zur Kirche, die über dem Ort auf einem Berghange steht; der Platz davor wird gegen den Absturz von Brüstungen eingeschlossen; von dort aus, wußten wir, gibt es einen Blick auf den See und die steilen gegenüberliegenden Ufer. Es war ein Feiertag; einige Männer im Sonntagsstaat standen gruppenweis auf dem Kirchenplan oder lehnten an der Brüstung; die Kirche durfte wohl überfüllt sein, denn selbst in der Tür und auf der Treppe standen Andächtige. Schon ferne, beim Aufstieg, hatten wir die Orgel gehört, ein tiefes Brausen, darüber eine undeutliche Melodie. Nun in der Nähe löste sie sich je mehr und mehr aus dem Gewirr der Register und schlug bei mir an als etwas längst Bekanntes, das ich nur noch nicht benennen konnte. Die Melodie war von schwebender Seligkeit: ein Auftakt, worauf sie in Tönen, die sich zu dreien

und dreien aneinanderreichten, mit gemessener Leichtigkeit perlend niederfiel und sich hob, manchmal dazwischen auf lichter Höhe einhielt, verweilte. Sie war so leicht, mit der Anmut leicht schwingender Guirlanden zu vergleichen; oder als schwebe ein leichtestes Wesen hinauf, hinab, hielte einmal in der Luft mit ausgebreiteten Flügeln inne, senke sich, um wieder aufzuschweben, und schwebe immer so weiter. Du kennst den Flug gewisser großer Falter. Der Eindruck war gleich dem ihres Fluges; man glaubte, in dieser glücklichen Bewegung mitzugleiten. Ich fragte mich, woher ich diese Weise kenne; hatte ich sie im Traume gehört; oder dünkte sie mich vertraut, weil ich, als Kind, in Träumen auch so geschwebt hatte? Ich konnte, woher sie war, sonst nicht erfinden. Da, — ein Übergang: und ein Wohlgekanntes, Sicheres erklangen die Töne des Reigens seliger Geister aus dem Orpheus von Gluck. Nun wußte ich, daß all diese Musik daher war, und, als wir wieder Worte gefunden hatten, priesen wir den weisen Sinn der Geistlichkeit, die das Köstlichste zu wählen versteht, den Gottesdienst damit schön zu machen.

Wir waren den Abend in Sirmione: vor dem Kastelle, das den schmalen Zugang zur Halbinsel beherrscht, stehen landeinwärts an der Straße zu beiden Seiten Pappeln; die Lombardei ist sonnenverbrannt und voll Sonnenstaubes, der Himmel im Westen Flammen. Es

liegt wie ein Goldhauch über den Gebreiten; die Pappeln scheinen das Tor zu einem verheißenden Lande, zu einem Lande der Sonne. Wie sie wüten kann, diese Sonne; denke dir Arbeit unter ihr in den Reisfeldern! Mathilde und ich, wir standen vor dem Kastell und blickten nach dem Pappeltore. Wie schön auch der See, den wir im Rücken hatten, war und der abendpurpurne Baldo, wir wandten uns nicht um; wir sehnten uns schon weiter, hinein in das Land des Lichts, jenseits vom Tore; wir stiegen, um tiefer zu sehen, auf den Scaligerturm. Erst als die Sterne kamen mit der raschen südlichen Nacht, – der Mond verweilte noch hinter den Bergen, – als es keine Seite des Lichts mehr gab und keine des Dunkeln, – tappten wir dem Ufer entlang nach der Spitze der Halbinsel zu, über Wurzeln von Oliven stolpernd, wenn nicht gar über römische Trümmer, beinahe fürchtend, in die Unterbauten alter Villen zu versinken. Auf den äußersten Fleck setzten wir uns hin; das Knarren der Rohrtaucher war hörbar, das Plätschern des Wassers gegen die Ufersteine. Wir sahen auf den See, wie die silbernen Wellensäume aufblitzten, oder die Silberringe im Wasser, wo eine Forelle aufgeschossen war. Da rief uns fern vom Ort, hinter den Oliven her, ein Saitenklingen. Wir schickten uns an zum Rückweg. Der Mond kam; der See ward silbern; und ein Silbergewoge über uns im Olivenhaine! Es war so hell, daß wir uns sonnengereifte Brombeeren

lesen konnten; sie sind am Strauche getrocknet wie Rosinen, und, wie sie, so süß. Dann wanden wir uns durch den Ort, ein Labyrinth aus winkeligen Häusern mit launisch vorspringenden Treppenanlagen, voll unvermutet wechselnder Schatten und Lichtflächen. Überall lehnten prachtvolle Lombardenleute, häuslich in Hemd oder Blusen, in weiß oder rosa, hell, – braun-gesichtig mit Augen, die aufblitzten; mit dem Blitzen weißer Zähne. Mathilde gefiel ihnen, sie sahen sich nach ihr um; doch nur ritterlich; anmutsvollen Klanges waren die Bemerkungen, die sie über sie machten. Dies Volk weiß sich vor Schönheit zu beugen; seine Blicke, wenn es nach ihr sieht, berühren nicht; sie ehren. Sie wußten nicht, daß wir alles verstanden; man hat uns für ein Liebespaar gehalten; von mir sagten sie: ‚quel felice biondino‘.

Am folgenden Tage fuhren wir durch die Pappeln zur nächsten Bahnstelle: dann hierher. Ich liebe dies Pappelmeer der Lombardei, inmitten die Campanilen, die gleich den Pappeln aufsteigen; ich hatte dies Land bisher nur im hellsten Frühlingsgrün gesehen, als das Laub noch zart und die Stämme gelblich bereift waren; Wonne der Abendfahrt, wenn der langsame Zug einmal im freien Felde hält oder an kleinem Halteort und aus der ganzen Niederung die Nachtigallen schlagen! Nun sind die Stoppeln safrangelb, das Pappellaub verbrannt. Doch leuchten noch saftige Platanenkuppen

um die Villen. Die liebe ich: Ich liebe die weitgebauten, raumfassenden Herrenhäuser mit der Sonnenuhr am First, die mit geschlossenen Fensterläden im Mittagssummen ihren schweren Schlaf halten, liebe die Wirtschaftsgebäude, den Blick in die weite, offene, hausväterliche Tenne; sehe am Rande der grabenumzogenen Landparzellen die Arbeiter im Schatten ruhen; zu anderen Stunden, wie sie die Karren beladen und wie die sinnreiche Maschine nun schon zum fünften Mal im Jahre blau schillernde Luzerne mäht.

Hier sind wir den zweiten Tag. Was hält uns in Brescia? Gegen Abend gingen wir am Dom vorüber; ein weißer Bau mit steifer Säulenfront, wie wir ihn meist nicht mögen. Da kam das Licht und die Säulen wurden lebendig, wurden Lichtsäulen, rosig, Kraftsäulen, die unseren Blick in ihrer Richtung hinaufzwangen; dort lag es rosig auf den Kapitälern, rosig am Giebel. Da hinauf, in dies Rosige hinauf, verlangten wir; aufwärts gerichtet, stiegen wir zur Zitadelle. Wir haben uns die Augen am Lichte fast blind gesehen; Farbe spielte in Farbe, wir wußten nicht, was Farbe des Gegenstandes, was Sonnenfleck war: genug, da war Purpur neben Sammetgrün, Veilchenblau gegen Moosfarben, darein schimmerte das Grau der Oliven, das Stoppelgold, das Rosa des Abendhimmels mit den durchsichtigen, ewig weiten grünen Streifen. Und alle Glocken brausen dazu! Steig auf und schau – mehr kann ich dir nicht sagen.

Weil wir den Abend hier so lieben, können wir uns vom Tage hier nicht trennen; schlaff zwar gehen wir, essen kaum, und schlürfen schweigend, doch glücklich, unter den Laubengängen Eisgetränke. So leben wir nur für den Abend. Wir waren gestern droben; wir werden heute hinaufsteigen; niedersteigen, wenn die Laternen unten aufglänzen. Dann ist noch silberblaue Dämmerung: doch, ehe wir unten sind, ist es dunkel geworden; und das Dunkel schwirrt von Mandolinen. Dies und das singt man hier; der Lombardensang ist unserm Ohr nicht ganz so fremdartig; er eignet sich gut zum mehrstimmigen; er hat einen fortschreitenden, hinreißenden Takt. Aber man singt hier auch Lieder von Piedigrotta. ‚Quante notte ho perduto per te‘ singt der Bursche zu seinem Mädchen. Ihn dünkt jede Nacht verloren, die er nicht in den Armen der Liebe liegt, und weil er sich alle Nächte nur um sie, um die eine bemüht, singt er ihr einen Vorwurf, wie sie ihn die Zeit hat verschwenden lassen, und beschwert sich wegen dieses Verlustes. Der Ausdruck ist erschöpfend. Wie könnten wir wagen, das auszudrücken, wo wir uns kaum solches zu fühlen gestatten. Aber, was rede ich! Lies unsere Alten, sie haben Italien mit bedeutenderen Augen, wenn auch nicht immer richtig gesehen. Und lies dieses Landes Neueste, die den Mut gehabt, sich aus der festesten, mächtigsten Überlieferung loszurichten, obwohl sie großartig, schön und ruhmvoll

war, und die nun ungeschützten Auges die Heimat sehen in dem maßlosen Licht, in der Brunst seiner Sonne. Lebe wohl. Morgen in der Emilia trinke ich Lambrusker!“

Dem Briefe folgte nach kurzer Zeit ein anderer. Er schrieb mir, daß er Ende des Monats zurückgekehrt sein werde, daß nichts an unseren Verabredungen zu ändern sei, daß er mich einige Tage vor dem Semesterbeginn erwarte. Im übrigen schilderte er weiter:

„Wir sind stürmend fortgereist: erst nach Verona. Wir ließen uns nach der Arena fahren, stiegen nach ihrem äußersten Rand und blieben in der Sonne; da haben wir einige Stunden gelegen. Der Körper fühlte die Strahlen eindringen und ihm war wohl; das Auge öffnete sich nur scheu dem Leuchten des Himmels. Unter uns sahen wir die Wirrsal der rostbraunen Dächer; aus den Straßen hauchte vom Pflaster hinauf eine dumpfe Hitze, anders als die beseligende, die von oben quillt. Hier ist selbst das Platanenlaub schon welk; man möchte in die Etsch springen; sie ist reißend; sie muß eiskalt sein. Uns aber war das einzig kühlende wassergemischter Kirschensaft der amarena. Wir sahen uns nichts anderes an; wir fuhren weiter.

Wir gingen nachmittags durch Mantua; düsterer ist jetzt als zu jeder anderen Zeit. Die schwarzen Sümpfe sind zu schlammigen Flächen ausgetrocknet; darin sieht

man graue Pfützen und brandige Flecken von vergilbtem Gras.

Und abends trank ich den Lambrusker! In Bologna. — Es ist ein roter Wein, fruchtrot, der Tropfen bläulich, wie das Rot der Rubinen, er hat Geschmack von Trauben, schäumt leicht, ist süß. Wir saßen unter den Stadthausbogen, die Nacht war heiß, wir dachten nicht an Schlaf, — mir ging es im Kopfe herum; mir sprühte es vor den Augen. Von solchem Zustand möchte man toll werden; wie aber reift man von der Hitze! Es reifen Körper und Geist: tags reifen sie in der Sonne, nachts von deren Nachwirkung; nachts wirken die Gärungskeime, die sie mittags in uns gebildet hat. Laß das durch Tage über dich ergehen, und du hast Größenwahn: Du schäumst über oder dir birst das Herz. — Du fliegst fort oder fällst tot zu Boden. — Mathilde und ich, wir sagten uns nun kein Wort. Wir haben auch sonst kein Bedürfnis zu sprechen, und doch ist mir nun so, als verstehe ich ohne Worte auch jeden Unbekannten. Denn auch Gedanken fließen über, wo alles andere überfließt. Wie muß der hier lieben können, der den Menschen zu lieben versteht, wenn der, dem es nie gelungen, hier schon kosmisch empfindet. Oder sollte dem, der so empfindet, der Mensch nicht mehr das Süßeste sein?

Ich wollte dir noch immer Stärkeres vom Lambrusker sagen. Ist nicht allein der Name preisenswert? Ich wollte eine Epistel schreiben, und nach jedem Ge-

danken stets eine nämliche Zeile wiederholen, wie einen Kehrreim, der nie eigentlich zum vorangehenden Verse gehört, sondern nur musikalisch wiederkehrt.

Wir haben am andern Tag die Hitze nicht mehr ausgehalten. Wir wollten ans Meer fliehen, nach Venedig. Der Klang ‚Ferrara‘ aber hieß uns einhalten. Wir machten nur einen Abendgang durch die Stadt. Da war alles Feuer. Da sind die Tonzierrate der Paläste rot, da gehen weite Straßen auf die untergehende Sonne; die weiten Straßen führen ins Rosenmeer des Vergehens; sie kommen von der roten Burg, die wie von eigenem Lichte glüht; die noch röter scheint gegen den blauen Himmel, der rote Lichter hat, als käme das von ihrem Widerschein. Flamme in gegenständlichste Form gefaßt, hebt sie sich aus dem dunklen Grün ihrer Gräben.

Als sich die Glut gelegt, doch noch ehe es finster wurde, schlugen wir uns vor die Stadt auf staubigem Pfad ins angebaute Gelände. Ochsenwagen kamen uns entgegen, auf den Feldern bräunte sich der Mais; Wein schlug sich von Bäumen zu Bäumen. Jeder kleinste Erdfleck trug Nutzpflanzen; was keine solche war, mußte ihnen doch irgendwie dienen. Wieviel Landes wir auch in zwei Tagen durchfahren hatten, wir hatten stets und nur das nämliche gesehen: Die Art des Anbaus wird man, sobald ihn der Boden gestattet, in ganz Italien finden; sie gibt dem Lande den wesentlichsten Teil seiner Eigenart; der Landschaft die Ordentlichkeit des

bénutzten Bodens, die stete Wiederkehr derselben Bestandteile, die Klarheit, die nichts Widersinniges in sich duldet, kurz jene Unterordnung unter den Menschen, jene Vernunft, die romantische Fremde Nüchternheit und Eintönigkeit nennen werden. Wer aber an dies Bild heranreift, erkennt, wie das Bedeutende, Notwendige hier Pflege findet und verehrt seitdem eine neue Schönheit. Es drängt sich der Vergleich auf mit der Poesie des Lateiners: Er hat ihr die wesentlichsten Gegenstände angewiesen: und das sind die alltäglichen. Die hat er gesehen, wie sie waren, d. h. ihr Wesentlichstes gefunden; hat ihnen danach das Beiwort, das sie am kenntlichsten hervorhob, zugeteilt; dieses aber hat er von Vater zu Sohn weiter gebraucht, ohne sich zu schämen, daß ers nicht selbst gefunden hatte. Der Dichtung diene ein Schatz geläufiger Worte, die oft alltäglich waren, aber stets sicher und deutlich das gewollte Bild hinstellten; nüchternes Walten mit bewährten Worten ist heute noch ein Ruhm der Italiener. Wir fuhren nicht nach Venedig; wir bogen ab nach Ravenna; auch da blieben wir nur Stunden. Wir sahen nur eine Kirche: In einem der Seitenschiffe kniete eine Alte; als sie wohl ein Gebet beendet hatte, richtete sie sich auf und kam auf uns zu; an Schlüsseln, die sie trug, erkannten wir die Kirchnerin. Wir ließen uns ihre Führung gefallen; wir hätten sie bald nicht missen mögen. Sie führte verständig; sie erzählte uns auch

von ihrem Leben. Von klein auf gehörte sie diesem Gotteshaus. Ihr Vater hatte das Kirchneramt versehen, ihm war ihr Mann gefolgt; als sie verwitwete, der Sohn, bei dem sie leben blieb. Nach dessen Tode ließ ihre Tochter, die nach Rom verheiratet war, sie zu sich kommen. Obgleich sie dort ein gutes Leben hatte und von Liebe umgeben wurde, fand sie keine Freude. Heimweh hatte sie nach dem ehrwürdigen Raum, dem goldenen Heiligenhimmel, dessen jede Gestalt ihr von Kindheit an vertraut – und körperlos, wie sie uns scheint, – bedeutsamer als der nächste Mensch war. Sie schrieb Bittschrift auf Bittschrift, sie ruhte nicht eher, bis ihr Wunsch erfüllt war, bis sie zurückgerufen wurde und man sie mit einem Amte am Heiligtum versah. Nun füllt ihr den Lebensabend die Freude der Kinder Israel, die nach Jerusalem zurückgekehrt waren; hier bleibt und will sie bleiben, – wie der Psalmist sagt, ‚in den Vorhöfen des Herren immerdar‘.

Wir fuhren zur Pineta; wie knistert der sonnendürre Wald! Nicht nur die Nadeln am Boden knistern, bewegt von winzigen Lebewesen, nicht nur die Eidechsen sind es, die längs der Borken der Stämme rascheln; Baumrinde, Äste, Zweige knistern, brechen vor Hitze. Aus allem saugt die Sonne einen Duft, aus allem den Saft. Auch wir verdunsten und wirbeln mit im Atem der Wesen. Alles vereint sich miteinander, von einer großen Glut aus sich herausgesogen, von einer großen

Liebe zueinander gezogen. Ich liebte den Baum, das Gras, den kleinen blauen Schmetterling, der sich vor mir niederließ und seine Flügel bald auf- bald niederklappend auf schwankem, bläulich grauem Halme schaukelte. Wir lagerten in der duftigen Dürre: Wir sahn den Stämmen entlang in die Kronen, darüber in den Himmel. Man erschrickt vor solchem Farbenübergang; Menschen gelang es nur einmal, einen so starken Klang zu finden: Ich sah Ranken lichten Grüns auf blauem Grunde der Mosaiken.

Wir brausen von Ort zu Ort, machen Rast, ohne Plan; wir genießen.

„Und wer hat dich, o Leben,
Mit solcher Raserei geliebt!“

Das könnte ich nun sagen. Mathilde auch.

Wir sind hier vorgestern angelangt, in Rimini. Hier bleiben wir einige Tage. Wenn sich abends am Mund der Marecchia die gelbbesegelten Barken stauen, wenn sie in Reihen über die Adria ziehen, wenn die Sonne hinter blauen Spitzen sinkt, wandeln wir, – auf der einen Seite das Meer, auf der andern die bergige Ferne. Im Lichte löst sich der Kegel von San Marino!“

Noch ein anderes Mal schrieb er aus Rimini; der Brief war, wie der frühere, fast überschwenglich im Ausdruck. Ihm stellten sich ja Füllen der Außenwelt durch seine Sinne dar; und sein Gefühl, das dieses alles griff,

war so erregt, daß das, was er schrieb, den gelassenen Ton der üblichen Mitteilung nicht haben konnte. Die Handschrift sah aus, als ginge ein Sturm durch seine sonst so ruhevollen Züge. — Ich habe später noch manchmal über diese Briefe nachgedacht. Stets gaben sie mir den Eindruck, als wären sie nicht an mich gerichtet, nur seinetwegen geschrieben; sie mochten ebenso gut in einem Tagebuche verschlossen, ebenso gut von ihm selbst gleich nach der Niederschrift vernichtet worden sein. Wenn er von Mathilde schrieb und ihrer beider Übereinstimmung, tat er das, schien es mir, nicht, weil er das Bedürfnis hatte, das Glück, das darin lag, vor jemand auszuschütten, sondern weil er in seinen Briefen wie vor keinem Zeugen sprach; er schien den Empfänger zu vergessen.

Ihm war die Vergangenheit erschienen. Was sie ihn sehen ließ, suchte er gedrängt, doch in Farbigkeit, hinzustellen. Er schrieb vom Tempel der Malatesta:

„Es sind nicht die Einzelheiten der Ausschmückung, — Kostbarkeiten, von denen eine zur andern hinübergleiten läßt, — nicht der Geist ihrer nervösen, äußersten Zierlichkeit, was ergreift; auch nicht ein ganzes Kunstwerk, da es ein solches hier nicht gibt. — Bau und Ausschmückung sind einander fremd; an ihm angebracht, ist sie Flitterkleidung, und die unbedeckten Stellen sind leer. — Hier packt der Geist, der dies zusammenzwang: der Raum ist voll vom Namen Sigismondo Malatestas;

und über wen sich sein Klang warf, vor dem steht, auch wenn er sich abwenden möchte, immerfort sein Bildnis: Ihm waren Gemüt und Geist des Sperbers gegeben!

Sein Namenszug und der seiner Geliebten kehren in allen Zierformen wieder; seine Wappen, Impresen, Embleme und ihre: Schachbrett, Rose, Elefant. Der Drachenflug seines Helmes ist in der Spannung so straff, in seinen Zacken so spitz, daß wir die Härte des Mannes, die Lust am Wehtun, am Verletzen fühlen. Viermal, immer mit denselben Worten, eintönig, eindringlich predigt es aus der Höhe, daß er es war, der diesen Bau schuf. Er bestimmte ihn zu Grab und Denkmal seiner Liebe; zu seinem eigenen Denkmal, denn sein war die Liebe, die er zu Isotta trug. Er hat sich dies Denkmal gesetzt, wo keine Liebe ihm je eines gesetzt haben würde und er sich doch eines Denkmals würdig fühlte. Nicht nur mächtig sollte es werden, ein ganzer geräumiger Bau: er nahm für sich das Heiligste, das es gab, prägte seinen Namen auf ein Gotteshaus, schrieb an die Stirn ihm seine Leidenschaft: *„Divae Isottae sacrum“*, und knechtete den Gottesdienst zum Vorwand, seine Liebe, seinen Ruhm, sich zu verkünden.

Ähnlich empfand ich, wenn auch der Anlaß milderer Gedenkens war, bei Pesaro auf der Villa Imperiale: Ein Fürst zieht in den Krieg; die Fürstin, die ihn bei der

Heimkehr überraschen will, läßt einen Frachtbau auf-
führen, der die Burg zum Flügel herabdrückt, der am
Dazugebauten hängt; gar zu einem störenden Flügel.
Aber das Neue ist kein Haus, nur der Schein eines Hauses,
eine Verschwendung für Gärten auf Terrassen; luftige
Loggien, nicht zu benutzen, außer zu müssigem Genuß,
von keiner anderen Bedeutung als die Laube, die man
zum Willkommen aus Heckenrosen flicht, – hier ein
fester Bau, mit stolzer Inschrift geschmückt, als Mal ge-
dacht für ewige Zeiten.

In der Hitze des Größenwahnnes ist hier die Größe ge-
reift. Sie hatten sich vielleicht maßlos überschätzt, diese
kleinen Fürsten und Tyrannen. Doch so entging ihnen
nichts, was an ihnen wertvoll war; es wurde hervor-
gekehrt, gebraucht und geübt. Sie wuchsen am Bilde,
das sie von sich hatten, und wurden so, was sie gewesen
sind: überragende, uns heldenhaft dünkende, vorbild-
liche Menschen“.

Ans Bild der Vergangenheit hatte sich das ihrer Erben
gereiht. Er hatte von den Abkömmlingen eines alten
Hauses gehört, die noch auf ihrer Scholle saßen. Er
schrieb von ihnen:

„Oben, – der schwindlige Felsen San Marinos liegt tief
unter ihnen, – in einem Hochtal, am Fuß eines nack-
ten Bergrückens, findet man ihr Schloß, den breiten Pa-
last der Spätrenaissance mit herrenmäßiger Treppe, der
Halle, in der der Klang wohnt, in der er schlummert und,

wenn ein Schritt sie kreuzt, erwacht und mitschreitet. Patriarchalisch gebieten sie über die Leute. Der alte Markgraf gibt seinem Bauern die Hand, die der ihm küßt. Am Jahrmarkt ist offene Tafel; am langen Tische stehen viele Stühle; manchmal bleiben einige leer; manchmal müssen noch mehr dazugestellt werden; es kommt, wer da will: Pfarrer, Landarzt, der Fechtlehrer, der in der Nachbarschaft hier, der Musiklehrer, der in der Nähe dort die Ferien verbringt, Student und Seminarist, die auf kurz zum Heimatdorfe kommen, der Maler, der die Landschaft studiert, die angeseheneren Händler, die kleinen Besitzer; gut ist die Kost, fest und schlicht. Im Winter liegt tiefer Schnee; man kann nicht hingelangen; die Post bleibt aus auf Tage. Dann ist die alte Herrschaft zur Stadt gezogen; den Markgrafen sehen seine Verwandten; er geht in den Senat und häufiger, als auf dem Lande, unterbricht er nun seine Lieblingsbeschäftigung, das Lesen alter Lateiner und Übersetzen des Horaz. Der Sohn aber bleibt in den Bergen: er hat zur guten Jahreszeit im freien Feld die Wirtschaft überwacht; doch gibt es auch jetzt zu tun; mit dem Winter kommen die dunklen Tage der Abschlußrechnungen. In den Mußestunden schleift er sein scharfes Wort und schilt mit Satiren in derber volksmäßiger Mundart das Rom überflutende Amerikanertum und seine Nachäffer, Geldjagd und Geldstolz, Seelenverkauf und Ungeschmack. Er sucht keinen

Ruhm; die Blätter bleiben liegen oder gehen verloren; er zeigt sie bei Laune einmal im engeren Kreise oder sagt dann einige der Verse her. Er weiß auch die Verse anderer Dichter, neuer wie alter, vor allem Dantes, der seines Ahnen als eines Trefflichen entschwundener Zeiten gedenkt; in der dröhnenden Halle des Hauses steht die Zeile, auf eine Tafel eingegraben. Kurze Zeit gönnt er sich das gesellige Leben Roms. Man hat ihn mir gezeigt, als er einmal von seinen Bergen niedergekommen war, und erzählt, was ich dir von ihm schreibe. Er sieht aus, wie ein Römer; ich glaube, so muß Coriolan ausgesehen haben.“

Er schrieb von Tönen, auf die er gehorcht hatte:

„Wenn wir des Abends an den großen Hotels vorübergehen, überladenen, nichtsnutzigen Bauten, hören wir aus ihnen die Walzer; wir gehen hin und sehen den Tänzern zu; – ich tanze gar mit. Das Wiegen des Walzers hat für mich etwas Rührendes, wie heimliche Trauer, gewonnen; ich höre daraus eine Sehnsucht, die nur, wenn ich mich selbst dem Tanze gebe, gestillt wird und dann ein Glücksgefühl, oft bis zum Übermaße, zeitigt. Solange ich zuhöre, gar zusehe, zieht an mir ein Locken, Flehen, Schmachten; die Lust, die mich zum Tanze treibt, ist dem Mitleid verwandt mit einem verlassenen Wesen. Vom italienischen Orchester nun empfangen die Wiener und Bostoner Töne etwas so Faßbares, Körperliches, Körper von schmiegsamen weib-

lichen Bewegungen, die man an sich drücken möchte. Arme recken sich nach einem aus! Die Sinnlichkeit ist hier so stark, so süß, daß, wer den Walzer in diesem Land getanzt, ihn anderswo wird öde finden müssen: Drehen nach schulmeisterlichen Befehlen; während er hier in Entzückung, im bezwingenden Lebensstrom aufging“.

Er schrieb von den Strickdrehern, die vor den braunen Mauern Pesaros im Grün der einstigen Gräben Stricke drehen, in leichten Bewegungen längs der langen Leinen auf- und abgehend. Er erzählte von einer Rast, die sie im Hain der Villa Imperiale hielten, von den Pinien, dem Lorbeer, den zwei Eichenarten, die dort gepflanzt sind, vom Piniendufte und dem Windgefühl im Schutze, wenn der Hauch über die Kronen streicht, von der Wipfelmusik, die sie dann vernahmen. „Große schwarze, weißgebänderte Falter gaukeln, selbst schattengleich, durch den Schatten. Man nennt sie Circe“.

Er schrieb vom Morgen und vom Abend: „Über rotblühende Oleanderbüsche, graue Tamarisken sehe ich hinaus auf das Meer, darüber früh die Sonne aufgegangen. Immer hat es den graulichen Seidenglanz; die Boote ziehen fern vorbei, in kleinen Reihen, manchmal alle mit Purpursegeln. Mathilde ruft; wir wollen nach dem Hafen. Die Tamariskenhecken wimmeln heute von rot und schwarz punktierten Marienkäfern. Wir besehen das Treiben an der Flußmündung: Die

Fischer sind öfters blond, aber ihr Fleisch ist prachtvoll gebräunt; sie haben stumpfe Nasen und Fischaugen, wie die Seeleute allerorten. Alle Küstenvölker sehen einander gleich und haben den bezauberten Blick des Wassergetieres.

Wir sind, soviel wir können, am Meer, im Meer. Nur eines tut mir leid, daß die Sonne hier nicht über dem Wasser untergeht. Ich möchte, sagt' ich dir ja, gegen die sinkende Sonne schwimmen; ich will ihr entgegen, wenn sie zergeht, wenn sie, zerdrückt von den Krallen eines märchenhaften Raubvogels, ihr Blut verspritzt, davon sich Meer und Himmel, Wolken röten“.

Sie wären gern zur Tyrrhenischen Küste gereist. Eine Kleinigkeit aber gab, wie so oft, den Ausschlag. Adalbert schrieb gegen Ende des Briefes:

„Wir haben unsere Sachen nach Venedig geschickt, als wir in Bologna ohne Umweg und Aufenthalt dorthin zu reisen beschlossen. Das schreibt uns die Richtung vor. Wir bleiben morgen noch hier. Dann gehen wir nur an einem Abend über den Markus-Platz, hören nur an einem Morgen die Messe in San Marco und reisen geradeswegs nach Hause“.

Der vierte Brief kam schon aus München. Er war mit Bleistift auf dem Bahnhof geschrieben. Adalbert wiederholte seine Einladung; er warf einen Rückblick auf die Reise; er schrieb, daß er mit erhöhter Bewußtheit

sie ausgekostet habe, „als wär er einer, welcher scheiden müßte“. Er schilderte endlich ein Venetianer Erlebnis, das, wie mir schien, auf ihm lastete. Ich gebe den letzten Abschnitt des Briefes wieder:

„Mathilde hat stets gemeint, es sei an diesem oder jenem Aberglauben etwas Ehrwürdiges. Wir halten an einigen solcher Meinungen fest, wie an Grundsätzen der Etikette: Wir werden nicht dreizehn bei Tische dulden; in Venedig meiden wir den Fleck zwischen den zwei Säulen der Piazzetta: dort wurden die Hinrichtungen vollzogen; die Stelle zu betreten, sagt man, ist von schlimmer Vorbedeutung. Wenn wir bisweilen in so verrufene Lagen gekommen sind, hat es uns allerdings nicht geärgert; wir suchen nach Gründen, die wenigstens für uns die böse Wirkung aufheben, sind nie verlegen, welche zu finden, und lachen. Mathilde sagt, sie sei schon mehrmals die dreizehnte bei Tisch gewesen, und gestand auch, einmal zwischen die Säulen geraten zu sein. Diesmal widerfuhr es mir. Ich schreibe dirs nicht, weil ich ‚etwas Besonderes‘ daraus machen möchte, sondern weil ichs abenteuerlich finde, wie ich dazu kam. Ich glaubte bisher, daß ich mich nicht verlieben könne; nun finde ich vor San Marco – Mathilde war im Hotel geblieben – ein Venezianermädchen: klein, schlank, zierlich; reizend hüllte sie sich ins schwarze Fransentuch. Es war eine Arbeiterin – ohne Arbeit oder um Feierabend. Sie war nicht

eigentlich hübsch im Gesicht, hatte, wie jede Venezianerin, keine vollkommenen Zähne, war von unscheinbarem Blond; ihr Haar fiel ihr unter dem Tuch etwas wirr hervor und ließ sie so gewissen blonden Zigeunerinnen gleichen. Aber sie hatte die lieblichsten kleinen Füße und etwas Unlösbares, – Elfenhaftes, – im Blick und in den Zügen. Sie sah mich an: sie mußte mich wohl furchtbar groß und plump finden. Die Musik spielte gerade; wir befanden uns – ein wenig voneinander getrennt – im Kreis der Leute, die das Orchester umstehen; ich zog mich auf einen Augenblick heraus; doch trieb es mich, wieder vorzudrängen, und diesmal versuchte ich, dicht neben sie zu gelangen. Ich stand an ihrer Seite, ohne sie anzusehen, auf ein Zeichen von ihr wartend; ich dachte, nun flüstert sie mir etwas zu, doch ich höre es nicht, und wandte mich nach ihr; sie lächelte. Ich lächelte. Wir wandten uns einander wieder ab; plötzlich zuckte es in mir, unsere Hände hatten sich gestreift; ich wollte sie am Handgelenk fassen. Sie zog die Hand zurück. Ich trat auf sie zu. Sie wich ein wenig, dann winkte sie mir. Ich verstand, ich sollte zurückbleiben; sie aber wandte sich langsam um und schwebte nach der Piazzetta. Ich ging ihr nach; ohne auch nur das Geringste von ihrer Anmut zu verlieren, ging sie schneller. Ich suchte im gleichen Abstände von ihr zu bleiben und schalt mich bei meinen großen Schritten einen Zottelbären. Als ich nun hinter

ihr um die Procuratien bog, ward ich auf einmal geblindet: die tiefe Sonne war aus den Wolken getreten, fast wagerecht strahlte das Licht über den Platz. Mein Mädchen schien im Glanze zu schmelzen. Ich hastete ihr nach, sie nicht aus dem Auge lassend; plötzlich: ein Gewirr von Sonnenflecken, grün, dunkel, rot; sie verschwamm; ich verwechselte sie mit anderen Menschen; ich stürzte vor; sie war fort und ich fand mich zwischen den Säulen. Ob sie vor mir zwischen ihnen durchgegangen war, ob sie ausgebogen, ich weiß es nicht. Eine Schar Matrosen, die rechts her vom Garten des Königspalastes kamen, hatte mich von ihr abgeschnitten. Als sie vorüber waren, war sie trotz allen Spähens nicht mehr zu sehen; ich sah nur den Abend glühen. Ich ging zurück zur Piazza und traf, wie wir verabredet hatten, Mathilde bei Florian. Aus einer lächerlichen Scheu wagte ich erst am anderen Tage ihr diese Begegnung zu erzählen. Es war bereits auf der Fahrt; — wir saßen zwischen Wiener Juden von einer Gattung, die selbst Onkel Droste abgelehnt hätte; sie wirkten ernüchternd; — die Geschichte wird kaum einen Eindruck auf sie gemacht haben. Sie macht ihn jetzt wieder auf mich, wo ich sie dir schreibe: Aber, ich bin über Nacht gefahren und fröstele hier, im Wartezimmer. Heut abend sind wir beide jeder bei sich zu Hause. Ich freue mich auf den großen, leeren Saal.“

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

SEIT Adalbert wieder zu erreichen war, schrieb ich ihm aufs neue jeden Tag. Es gab bei uns nicht allzuviel, was des Mitteilens wert gewesen wäre; aber ich hatte das Bedürfnis, mit ihm zu reden; so erging ich mich in Schilderungen des Kleinen, auch Kleinlichen unserer Tage. Er antwortete einmal und kurz: Er habe sein gewohntes Leben wieder aufgenommen, streife im Wald und am Fluß herum, allein, mit Mathilde, zu Fuß, zu Roß. Vom Reutershofener Exerzierfelde seien die Truppen abgezogen, er habe ihn ganz für sich und nutze ihn aus. Abends musiziere er mit Mathilden, bei ihr in Beilstein oder bei sich zu Hause. Der Herbst sei köstlich, das Laub würde stets bunter und reicher, das Obst sei gut, der Wein verspreche gut zu werden; was er an Geschäften habe, wickele sich gut ab.

Darauf fragte ich um genauen Bescheid, wann ich willkommen wäre; ich erhielt ein Telegramm: „jederzeit“. Ich reiste ab, so froh, als wäre es nicht mein Vaterhaus, von dem ich mich trennte, etwas bösen Gewissens wegen dieser Freude, wegen der Rücksichtslosigkeit, mit der ich sie meinen Angehörigen wies.

Es war ein Nachmittag, als ich anlangte: Der Bahnhof Stetten liegt außerhalb des Dörfchens, das sich von ferne nicht übel macht mit spitzen Dächern, dem sauberen neuen Kirchturm, dem steifen Schlosse der von Reutershofen. Das kleine rotziegelne Bahngebäude

umgeben Sträucher und Roßkastanien. Auf der anderen Seite des Geleises fließt der Strom, dem entlang mich die Fahrt eine gute Stunde geführt hatte; jenseits erhebt sich der ausgefressene Absturz des Sandsteinhochlandes, an den Böschungen mit Laubholz bedeckt, dessen Blätter zum Teile noch grüntem, zum Teile glühgolden waren. Diese Seite lag schon im Schatten; klar blau stand der Himmel über dem roten Stein. Diesseits des Stromes, wenn man sich von ihm abwendet, sieht man am Bahnhof vorbei in die Ebene; sie dehnte sich aus im Spätlichte, von Straßen durchkreuzt, stoppelgelb und wiesengrün; dazwischen Laubgruppen, Dächer und Kirchtürme; hinten, im Hauch, die Höhen vom anderen Talrande.

Adalbert winkte auf dem Bahnsteig; er stand gestiefelt und gespornt, mit gelben Ledergamaschen; im Blond eine niedrige Schirmkappe. – Wie hatte ihn der Süden kräftig braun gebrannt! – Bei der Begrüßung sah ich ihn mir genau an. Lag es vielleicht am Schnitte seines Anzugs, – er schien mir abermals größer und höher zu sein als das Bild, das ich mir von ihm vorstellte. Seine Augen waren von einer neuen Lebhaftigkeit, der Mund, auch wo er schwieg, von einer stillen Bewegung. Irgendetwas mußte ihn innerlich beschäftigen, und dies mußte Freudiges sein; daß es meine Ankunft wäre, konnte ich mir nicht einbilden; – es war ja der Tag so schön, und ich wußte: hier war er zu Hause.

Der Wagen, den ich vorfand, war ein wunderhübsches Gefährt, dunkelgrün lackiert, dunkelgrün in den Tuchbezügen, mit zwei Braunen bespannt, guten Tieren, die des Stehens satt, mit den Hufen auf dem Boden anschlugen; der Kutscher, dunkelgrün mit Goldknöpfen, vorzüglicher Haltung. Der Diener war abgestiegen, — eine schwächliche Puppengestalt, fast zerbrechlich, noch mit einem Milchgesichte; er hielt am Zaum das Reitpferd seines Herrn. Es war ein vollschenkeliger, schön gebauter, in der Farbe wirklich prächtiger Goldfuchs; Herr und Pferd dünkten mich des Vergleiches wert. So entglitt es mir: „Du hast ja die Haarfarbe deines Goldfuchses“. — Er lachte: „Irgendetwas muß doch zwischen uns gemeinsam sein, zwischen mir und meinen Freunden. Vielleicht auch deutet solche Äußerlichkeit auf Wichtigeres“. Indessen war mein Gepäck herbeigeschafft. Ehe ich mich hatte umsehen können, war Adalbert aufgesessen. Er trabte neben dem Gefährten.

Wir unterhielten uns von Roß zu Wagen; er zeigte, was sein eigen war, Parzellen zwischen denen der Dörfler; er wies auf dem blauen Hange den Turm von Seeau, der Stammburg; noch andere Türme; am weitesten, schon ganz im West verschwimmend, den Turm von Beilstein. Ein dunkler Fleck lag vor uns in der Ebene: — die Parkbäume von Buchau. Tiefgelb brannten nun die Stoppeln; rostige Turmfalken hoben

sich und strichen gegen den lichten, schwachbläulichen Himmel.

Nicht während der ganzen Fahrt ritt Adalbert neben mir auf der Straße; von Zeit zu Zeit schwenkte er ab und schoß im Galopp über eines der Felder. Er war im Sattel wie angewachsen am Pferde; er vereinigte all jene Fertigkeit und Leichtigkeit, die den meisterhaften Sitz ausmachen: die Muskeln in Fluß, in Tätigkeit; die Glieder, die Scharniere, alles das wirksam; alles gerade, alles in Ordnung, nichts aber durch Steifheit gehalten, vielmehr durch federndes Ausgleichen der Arbeit dieses oder jenes Teiles; er ging mit jeder Bewegung des Pferdes mit und war doch jeder Bewegung Herr. So ließ er eine Mühelosigkeit sehen, die lässig anmutete, obwohl die vollkommenste Herrschaft über das Tier bestand. Freilich hätte das nie ganz so aussehen können, wäre das Pferd weniger glänzend eingerichtet und eingeritten gewesen; es schien vor den Hilfen des Reiters Wunsch zu kennen. Darum schienen sie, – er und sein Pferd, – als wären sie aus einem Stoffe gegossen, ein einziger, einmalig beseelter Körper. Die Fahrt ging durch ein Parktor; Adalbert schlug eine kürzere Richtung zum Haus ein. Der Wagen fuhr auf dem knirschen- den Kies der Wege, nun überdacht von Zweigen, nun vorbei an Rasenplätzen, darauf Einzelbäume standen, Gruppen von Roßkastanien, Silberpappeln, blauen und dunklen Fichtenarten; er streifte beim Biegen an Hecken

und Unterholz, daß buntes Laub von ihnen herab-
raschelte. Die Wege wurden gerader; man lenkte durch
gelbe Ahornalleen. Dann sah ich einen Platz, dahinter
das Schloß.

Ich beschreibe es, da ich den ersten Eindruck nicht
mehr finden kann, wie ich es heute noch in der Er-
innerung sehe. Es ist ein breiter Bau, südlich gewandt
und zu Tale, die Mitte zurückgedrängt zwischen starken
Flügeln. Jedem der beiden sind am Untergeschosse
Lauben vorgelagert, als Sockelbau für Säulen, die die
oberen Stockwerke in eins fassend bis zu den Giebeln
stehen. Eine ähnliche Front ist der Mitte des Zwischen-
baues, die leicht heraustritt, vorgesetzt. Der Platz vor
dem Schlosse bildet gegen den Park zu eine mäßig hohe
Bühne; darauf springt ein Brunnen; der Fahrweg steigt
längs der Seiten langsam zu ihr an; sie schließt in einem
Bogen ab, den eine Steinbrüstung begleitet; darauf
stehen in Absätzen Vasen und Puttengruppen. Der
Halbkreis wird inmitten unterbrochen; sechs Stufen
führen daher nieder zum Park, und über Rasen leitet
den Blick zu ihm hinaus ein Durchhau ins Gelände.

In weitzügiger Biegung führte mich der Weg an das
Schloß heran. Adalbert stand vor dem nächsten Flügel,
ein Bursche in roter Stalljacke führte gerade das Reit-
pferd ab. Der Wagen fuhr an diesem Flügel vor. Adal-
bert geleitete mich eine Treppe hinauf, die nicht ganz
dem Prunk dieses Hauses entsprach, von der ich merkte,

daß sie nicht zu großen Zwecken diene. Adalbert sagte: „Als Einsamer bewohne ich nur diesen Flügel. Im Mittelbau ist das wirkliche Treppenhaus; ich will es dir nachher zeigen. Seit ich allein bin, wird es nur bei Jagdessen benutzt, seit lange die einzigen Feste, die das Haus sieht. Im Sommer, wenn es heiß ist, halte ich mich dort mitunter auch allein auf. Sonst bewege ich mich eben über Seitenstiegen“.

Er führte mich auf meine Zimmer: Beide, untereinander verbunden, lagen an einem Gange. Die Fenster befanden sich gegen Abend; sie gaben den Blick, den mir Adalbert so oft als seine Aussicht geschildert hatte: man sah über einen Teich weg den Park zurücktreten. Adalbert wohnte in der Tat nach derselben Seite, doch am anderen Ende des Ganges. Aus seinem Schreibzimmer kam man in einen Ecksaal, mit Aussicht gleichfalls gegen Abend, der Hauptrichtung nach aber schon nordwärts gelegen. Adalbert hatte ihn ehemals als Wohnzimmer benutzt, jetzt zum Eßzimmer eingerichtet, da er im Raume, den der Erbauer dazu ersehen hatte, sich, wenn er allein war, zu verlieren glaubte, dieser Saal auch zu weit, — jenseits von unbenutzten, schlecht zu heizenden Zimmern, — ablag. An jenes „kleine Eßzimmer“, wie man nun den Eckraum nannte, schloß sich rechts die Flucht, die durch die ganze Breite des Schlosses lief: „Staatsgemächer“, — ich wüßte für sie keinen anderen Ausdruck zu finden; der Kuppelsaal,

das zweite Stockwerk durchbrechend, im Mittelbau; im anderen Flügel noch andere Räume. Auch auf dieser Seite sah man nur Park; jenseits einer Senkung der Baumwipfel die Seeauer Höhen mit der Burg. Um sie aus seinen Festräumen zeigen zu können – mit dieser Gebärde sieht man ihn auf dem Bilde – hatte der Erbauer die Flucht nach der Nordseite gelegt, die hier übrigens weniger Ungunst als anderorten bietet, weil die Winde vom Höhenrand her über das Tal hinwegstreichen.

Der puppenhafte Diener brachte Tee; wir tranken ihn in Adalberts Schreibzimmer. Das Abendrot war verglommen; man sah am Himmel noch ein mattes Licht. Schon stand die Lampe auf dem Tische. Adalbert hatte den Reitanzug abgelegt und saß gekleidet, wie ich ihn zu sehen gewöhnt war; gemütliche Stimmung schattete im Raume: „Hier sitzen wir auch beim Tee, wenn Mathilde kommt“, berichtete er. „Hier spielten wir als Kinder. Das Zimmer hat freilich nun ein anderes Aussehen bekommen, Spielzeug und Spielzeugschränke sind weg; aber der Blick aus dem Fenster ist derselbe, und Türen und Decken, was niet- und nagelfest, ist alles noch dasselbe.“ Dann erzählte er davon, wie er mit Mathilden das Zimmer in der jetzigen Gestaltung einrichtete; „ich glaube“, schloß er, „hier ist es zustande gebracht, neue Bequemlichkeit in den alten Raum ohne zu grellen Widerspruch eingeführt zu haben. Bei

Damenzimmern geht es leichter; einer Frau steht noch heute das Rokoko; wir Männer sind so anders geworden. Die Lösung von dergleichen Schwierigkeit erzielt man wohl am ehesten, wie wir, mittels einer Art nicht zu schwerfälliger Bibliothek“. Ich wandte ein, daß ich die Zimmer lieber so, wie sie ursprünglich waren, wiederhergestellt hätte. Er entgegnete: „Ich wäre dafür gewesen, das Zimmer nicht zu ändern, wenn ich alles darin so vorgefunden hätte, wie es zur Zeit, daher das Haus stammt, gewesen war. Doch schon die Tapeten waren erneuert; die alten Möbel waren hinausgetan; solange wir klein gewesen, hatte ein Wirrwarr von Schaukelpferden und Bleisoldaten da gelegen; später kam der große Schultisch hin, an dem wir gelernt haben. Er ist bequem; ich habe ihn nun im Schlafzimmer und schreibe am liebsten an ihm; dies Zimmer ziehe ich vor zum bloßen Aufenthalt, zum Ausruhen, Plaudern, auch zum Lesen. Hier sitze ich gern, tue nichts oder rede – und rauche – besonders, wenn die Lampe brennt – wie heute“.

Wir tranken den Tee; es ringelte sich überm Kessel; der sang; es gab gutes Brot und allerlei Kuchen: „Dieses ist“, plauderte er, „Kunstwerk der alten Wirtin; die Backrezepte sind von Urväterzeiten her, und von einer der Arten geht die Überlieferung, daß Fürstbischof Friedrich nur deshalb bei meinem Ahnen so gern zu Gaste weilte, um davon zu essen. Es war ein leckerer

Herr und Malvasiertrinker; er hat uns sein Bild geschenkt; du sollst es hernach sehen; er war so eitel, daß er sich – selbst als bejahrter Kirchenfürst – nur mit dem Gesichte malen ließ, das er gehabt hatte zur Zeit, da er als junger Abbé mit einer Empfehlung an Kardinal Dubois zum Hof von Louis Quinze kam. Aber er ist ein großartiger Bauherr gewesen. Wir besitzen noch seine Briefe an meinen Ahnen und Entwürfe zu dessen Antworten, worin sich die beiden über ihre Pläne aussprechen; sie empfehlen einander Meister, Arbeiter und Materialien, tauschen sie, weisen sie einander zu; sie ratschlagen über Kosten, fragen einander um Rat und geben ihn, loben, warnen, tadeln; setzen einander vom jeweiligen Stande der Unternehmungen in Kenntnis und laden, sobald nur ein merklicher Fortschritt gemacht ist, einander zu Besichtigung und Begutachtung ein. Als das Schloß gebaut war, ist der Fürstbischof oft bei uns gewesen, und wie sie – er und mein Ahnherr – zu Anfang vom Bauen geredet, beschäftigten sie sich nun mit Wasserkünsten und mit Pflanzungen. Er liebte große Feste; die wurden ihm hier gern gegeben“.

Das Fenster war offen; die moderschwere Luft der Herbstnacht, durchzogen von einem Obstduft, einem Geruche von Quitten, kam zu uns herein: „Schön ist es jetzt da draußen; ich würde vorschlagen, etwas in den Park zu gehen“, versetzte Adalbert; „nur müßtest du einen Mantel umnehmen“. Ich wollte ihn holen,

doch er hielt mich an: „Erst führe ich dich noch durchs Haus; ich liebe es, die Lampe in der Hand, allein hier umzugehen: die Räume sind zu groß für das Licht; es verliert sich, ehe es an die Wände gelangt. Doch es gibt Gegenstände, die ziehen es an; die erreicht es: dies und das blitzt dann auf; es glimmt in den alten Spiegeln. Dann glaube ich fast, daß ich ein Spuk sei“.

Er nahm die Lampe und trat voran. Wir gingen durchs kleine Speisezimmer, schon einen beträchtlichen Raum: das Silber stand in ansehnlicher Aufstellung; alles von festem Material mit Kronen; Wappen und Namenszügen; viel altes darunter, im Glanze zurückhaltend, gedämpft, in den Formen bald zierlich, bald mit großer Gebärde ausladend. In einigen Schalen sah ich Obst; der Raum war angehaucht vom Dufte einer geschnittenen Ananas. Wir gingen durch die anderen Säle: Adalbert vor, ich nach. Wir waren still; die Leere der Flucht wirkte traurig, um so mehr wir durch Schatten die Heiterkeit farbiger Deckenbilder und Surporten schwimmen sahen, launische Rocaillen aus versilbertem und goldgetöntem Holz auf weißen, blaßrosigen, pistazien-grünen Gründen, die Fülle der reichen, weich schwellenden Formen des Stucks. Und die Spiegel waren wirklich seltsam belebt, sie phosphoreszierten; und am Kristall venezianischer Leuchter blitzte es wirklich auf; hie und da wie der Edelstein im Märchen von einer Zwergen-

krone; eisig blau wars, wie das Licht der erstorbenen Ferne, blutrot wars . . . grün: Funken zünden sich von Schlägen; wir mußten das wissen; wir empfanden, daß wir die Schatten und Schattenwesen dieser Räume mit jähem Schmerz verletzen.

Adalbert brach in das Schweigen: „Wie festlich ist es noch heute hier! wie lustig kann es sein, wenn das Haus voller Gäste ist; ich erinnere mich der Zeit meiner Eltern, wo das oft vorkam. Tags auch ist es hier hell; da bin ich froh, hier allein zu sein, und sage nur: ich bin der Herr. Abends aber fühlt man anders. Als Kind fürchtete ich mich, wenn es hier dunkel war, durchzugehen; ich richtete mich aufs Licht, mit welchem ein bewohnter Raum jenseits von vielen finsternen winkte, raste ihm zu durch deren ganze Reihe. Ich war sonst nicht furchtsam; mir durfte nur nicht der Gedanke an unser Hausgespenst kommen. Zu diesem Bau hat der Spuk allerdings keine Beziehung; das Haus ist zu neu; der Überlieferung nach spukte und spukt es nur in der alten Burg, in Seeau. Aber Kinder begreifen nichts von Zeremoniell, auch nicht von dem der Gespenster; ich bildete mir ein, es könne mal herüberkommen und auch hier erscheinen; ich hielt es gar nicht für unmöglich, daß es eines Abends mit einem Wägelchen, wie es der Landarzt hat, vorfahren und dann zu spuken anfangen würde; spuken aber hieß aus dunklen Ecken herausspringen, einem

das Licht in der Hand ausblasen, einen kalt anhauchen, hinter einem flüstern, und unsichtbar mit Tisch und Stühlen rücken. Nach verrichtetem Unfug, meinte ich, führe es wieder weg und verschwände in Seeau in seinem See. Das Gespenst ist übrigens eine Dame, eine Wasserfee; die Sage erzähle ich dir nicht, es ist die gleiche, wie die von Melusinen. Auch sitzt sie, in Grün gekleidet, als Helmzier auf unserem Wappen und hält in jeder Hand an grünem Stengel eine Mummelblüte. Teiche nun gibts hier genug; und Mummeln auf ihnen; warum sollte sie nicht gar, schien es mir, nach ihnen übersiedeln und so für immer uns nahe bleiben? Meine Angst war unnütz; ich sah sie nie. Als ich älter geworden, wäre ich ihr ganz gern begegnet; sie tut keinem ein Leides und ist nicht mal von böser Vorbedeutung. Ich dachte es mir nur ein wenig gruselig, wenn sie in einem Spiegel hinter den Schultern meines Abbildes auftauchte und mit den Mummeln winkte“.

Wir waren unterdessen die Flucht hindurch und wieder zurück bis zur Mitte gegangen und standen vor den Türen, die aus dem Kuppelsaal zum Treppenhaus führen. Dies wollte mir Adalbert erst am nächsten Morgen zeigen; man sähe es zum erstenmal am günstigsten in heiterer Tageswirkung; nachts bei einer Lampe mache es überhaupt keinen Eindruck. „Aber“, fuhr er fort, „einmal werde ich dir darin alle Fackeln zünden lassen – sie stecken in den alten Fackelhaltern.

Das ist stolzeste Schönheit! So flammte und glänzte es dort, wenn der Fürstbischof zu meinem Ahnen kam im Winter: mit Kavalieren, in Schlitten mit Schellen, mit großem Geläute, Vorreitern und Hartschieren mit Hellebarden und Windlichtern. Einmal überraschte er ihn, ohne daß der etwas vom hohen Besuche ahnte, während keine Fackeln im Treppenhaus gezündet waren und niemand daran hätte denken können, ihm mit Flambeaus an den Schlitten entgegen zu gehen. Still hatten Park und Schloß im Schnee gelegen; plötzlich war Tumult im Hofe, Leben auf der Treppe. Der Ahn mußte vom Tarock geholt werden, den er mit einigen Nachbarn bei der Ahnfrau im Ostflügel spielte. – Den bewohnte man damals; jetzt steht er leer. Zuletzt hat sich Prinz Max dort aufgehalten, als er vor einigen Jahren hier zum Manöver weilte. – Mein Ahn traf den Bischof schon auf dem Treppenabsatz; der aber nötigte ihn in den Hof hinunter, sein Gespann sich anzusehen: da war er in einem Schlitten, bespannt mit sechs Hirschen aus seinem Hirschpark vorgefahren. Nachher ward tüchtig getafelt: ungemeldet dreißig Kavaliers und etwa ein Dutzend Damen und es war alles gut! So trefflich war man damals bei uns versehen. Der Bischof, wenn er zu Hause war, feierte Feste jeden Tag; mein Ahnherr, der nicht solche Einkünfte hatte, so oft er konnte. Beide wurden steinalt, mein Ahnherr fünfundachtzig, der Bischof um ein Jahr mehr.“

Wir gingen in unsere Stuben, holten uns Hüte und Mäntel. Wir rannten bubenhaft, uns zu überholen suchend, treppab, traten heraus und schlugen uns ins Dunkel der Parkwege. Es war mild und feucht und duftete. Es stimmte, zu schweigen. Da wir so spät gevespert hatten, war das Abendessen verschoben worden; wir hatten Zeit.

Als es dann die Stunde wurde, wandten wir uns und gingen wieder zum Hause, immer auf gleichem Grunde der blätterbestreuten Alleen. Ins Dunkel, darin wir gingen, sahen wir die Fenster leuchten. Das war am Eßzimmer und an unseren Stuben. Der Schimmer war traulich. Er hätte sich zu königlichem Glanze ausbreitet, wenn alle Räume, wenn die ganze Fluchtseite erleuchtet gewesen wäre. Die sahen wir nicht von unseren Wegen, aber ich wußte, daß sie nun regungslos, finster, gleich der Finsternis unter dem Baumschweigen, mit dem Parke verfloß. Adalbert dachte dasselbe: Er versprach, einmal das ganze Haus für mich erleuchten zu lassen, damit ich sähe, was ihm aus Kindertagen ein unauslöschlicher Eindruck von großer Freudigkeit geblieben war. Es fiel ihm vor dem Hause eine Zeile ein, italienisch, die er hersagte:

„Assai vecchia, assai nobile, anche un poco triste.“¹

Er sprach nun vom Gedichte, daher der Vers war, das er auf seiner letzten Reise hatte kennen lernen. Die

¹ Gabriele d'Annunzio: Poema paradisiaco.

Worte, die er auf sein Haus bezog, galten da einer alten Weise, einer Tanzweise; einer Weise, wohl aus dem gleichen Zeitalter wie sein Haus, einer Sarabande oder einem Menuett: Der Sohn, vom Leben übersättigt, „des Lügens müde“, kehrt ins verschlafene Landhaus zur Mutter zurück und sehnt sich, ein sanftes, vielleicht ein wenig mattes, doch reines Leben bei ihr zu begehen. Er wandelt mit ihr wieder durch den Garten:

„Noch einige Rosen blühen auf den Beeten,
Noch einiges Kraut mag einige Düfte fächeln,
Der traute Ort, so lange unbetreten,
Wird wohl noch, wenn du lächeln wolltest, lächeln,“

sagt er ihr. Und – es ist Herbst: –

„Wir wollen träumen, weil es Zeit zu träumen,
Und lächeln, weil wir heute Frühling fühlen.
Im Hause, wo wir gegen Abend säumen,
Will ich das Cembalo öffnen, um zu spielen,
Spiel irgend eines alten Tanzes Weise,
Gar alt, gar vornehm, und ein wenig immer
Auch traurig; und ihr Klang verschleiert, leise,
Als käme er aus einem anderen Zimmer.“

Aber die Hände waren uns kühl: Ein anderes wußten wir noch dem Anblick erleuchteter Fenster abzugewinnen: Es ist ja ein Anblick, der erwärmt: Nach der Nachtluft, nach dem rüstigen Gange, erwartete uns

Hungrige dort das Mahl. Unsere Gedanken flogen voraus. Als Adalbert an der Treppe den Mantel ablegte, teilte er mir zufrieden mit: „Ich habe bestellt, was so richtig wärmt; wir beginnen mit einer tüchtigen englischen Suppe.“ Er sah nach der Uhr: „Wir können gleich zu Tische gehen.“

Wir saßen im häuslichen Lichte von Kerzen und weißen Milchglasampeln; das alte Porzellan, das Silber waren schön; an einer Meißener Schale konnte ich mich nicht satt sehen, so reizend stimmten auf ihr gemalte Blüten und Früchte mit den Farben der Früchte zusammen, die darauf lagen, grüner und bläulicher Trauben, Pfirsiche, Äpfel und Birnen, vieltöniger Pflaumenarten. Es gab Blumen in kleinen Gläsern; an diesem Abend nur feuerroten Pentstemon. „Er flammt wie der Herbst“, pflegte Adalbert von ihm zu sagen; im Garten waren damit viele Rabatten bepflanzt; die roten Glocken leuchteten noch, wenn der Park entblättert, der Blumengarten erstorben war.

Ich kostete den Wein des Landes: er war lichtfarbig, lieblich, von eigenem Fruchtgeschmack. Adalbert kannte aber auch meine Vorliebe für Burgunder: wir brachen eine wackere Flasche an, die granatrot die Gläser füllte.

Burgunder bei Abendlicht, das alle dunklen Zimmer-ecken, sanft aufhellend, füllt – belebende, ruhige Freude! Köstlich stets; – tröstlich, wenn es draußen kalt wird! Wonne im Herbst; – im Winter, der – wie oft doch –

zu früh kommt, einzig wärmendes Glück! – Wir trafen Bestimmungen für den nächsten Tag; früh sollte geritten werden; zum Frühstück nach Beilstein gefahren, um mit Mathilde weiteres zu verabreden.

Wir hatten nachher unseren Kaffee und Kognak, unser Geschwätz, nicht ohne etwas die Nächsten zu besprechen.

Es war über Mitternacht, als wir einander gute Nacht sagten.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

WIR frühstückten im Reitzeug. Wir waren ungeduldig, hinauszukommen. Die Post hielt uns eine Weile auf; es gab Geschäftliches für Adalbert. Zur Unterhaltung überließ er mir, während er das andere durchnahm, einen Brief Gustav Löwenprankes; er enthielt kein Geheimnis, meinte er.

Löwenpranke schrieb aus Löwenburg; der Inhalt war etwa folgender: Er male sich aus, wie Adalbert daheim als einsamer Schloßherr säße; so, wie er seinerzeit ihn habe davon erzählen hören; er beneide ihn: „Auch ich“, schrieb er, „bin hier Schloßherr; aber ich gäbe etwas darum, einsam sein zu können. Ich wünsche genau so, ich könnte meine Nachbarn loswerden, wie sie, daß mir etwas ganz Übles widerfahre. Von ihrem Standpunkt aus haben sie recht: Ich kann nicht anders, als sie merken lassen, daß ich sie zum Umgange mit uns – mit mir und meinen Geschwistern – nicht für geeignet halte. Ich folge darin der Überlieferung: Nur einmal hat ein Löwenpranke, seit wir einwanderten, ein Fräulein aus dieser Gegend zum Weib genommen. Wir sitzen Jahrhunderte im Lande und sind doch so gut wie mit niemand verschwägert; wir lernen von Vater zu Sohn, wir seien aus besserem Blute. Das galt ehemals für selbstverständlich; bei der heutigen Demokratenwirtschaft meint jedes kleine ‚von‘, es sei uns gleich. Das hindert die Gesellschaft aber gar nicht, sich so weit niederer Ordnung zu

fühlen, um alles für beachtenswert zu halten, was Löwenpranke tut. – Nun, was wir taten, war mitunter auch gefährlich. – So gesonnen, ladet man mich ein, fährt bei mir ein und aus; doch hinter der Liebenswürdigkeit birgt sich nur schlecht ein: ‚der Teufel hole Dich!‘ Wie würden die guten Leute jubilieren, wenn ich etwas ganz ‚Abjektes‘ beginge; es genügte schon, wenn ich nicht standesgemäß heiratete. Zu diesen anmutigen Verhältnissen kommen noch arge Sorgen; ich könnte wirklich bald so weit sein, etwas ‚Abjektes‘ zu tun. Denn Löwenburg trägt nichts, wie es stets verzehrt und nie getragen hat“.

Weiter erzählte er, daß er einige Wochen in Nieuwerkerke-sur-Dyle bei der Brabanter Großmutter verbracht habe; bei der Lebensweise dort und auf anderen Schlössern sei ihm wohl gewesen; er finde die Junkerumgebung seitdem erst recht unleidlich. „Da waren Menschen, die nicht nur Namen haben, sondern ihn zu tragen wissen; und Frauen! Frauen werden mir nie die Laufbahn verderben! Gegen Ende meines Aufenthaltes begann das beste: die Jagden im roten Rock. Das war doch lebenswert! – Die Plagen nun, aus denen ich mich hier zu wickeln habe, hindern mich gar, Dich zu besuchen. Cari, der Herbstferien hat, löste mich bei der Großmutter ab und verlustiert sich, scheint es, dort so gut, als ich mich verlustiert habe; bei seiner Jugend und Reizbarkeit hoffentlich etwas oberflächlicher. Aber wer weiß.

Einmal lernen muß er es schließlich doch. Auf der Heimreise wird er Dich besuchen. Da er zum Schulbeginn zurück sein soll, wird er, denke ich, in acht Tagen bei Dir eintreffen. Näheres schreibt er wohl selbst. Laß doch von Dir etwas hören; seit wir uns bezechet und taumelnd verabschiedet haben, weiß ich von Dir nichts; und sobald sieht man sich nicht wieder. Guten Herbst und Waidmannsheil! — Hasen sind bei uns heuer mäßig.

Dein Gustav Löwenpranke.“

Vor dem Flügel warteten die Pferde. Mir hatte Adalbert einen Braunen geben lassen, von guten Verhältnissen, angenehm im Äußern, dem man sofort ansehen konnte, daß es ein sanftes Tier war und von weichem Gange, eines, das zum Damenpferde getaugt hätte. Da er mich noch nie hatte reiten sehen, mir auch, scheint es, nicht sonderlich viel zutraute, hatte er, wie er sagte, für mich das ruhigste Pferd des Stalles bestimmt. Wir setzten uns in Bewegung; wir trabten los. Erst ritten wir auf Parkwegen, auf schmalen Pfaden, oft mit dem Hute die Äste streifend, von denen mit dem gelben Laub Morgentropfen fielen; manchmal schütteten wir einen ganzen Regen herab, der blitzend und bunt vom Licht uns einen Augenblick umstäubte, von dem Perlen auf dem rauhen Zeug der Joppen und Hüte hängen blieben, der uns das Gesicht feuchtete, kalt schauernd in den Hals drang. Wir traten dann durchs Parktor aus dem Schatten, trabten über Feldwege und an Rainen, wo die Herbstfäden sich

im Gras und an den Gräben spannen, grau-weiß und dicht mit Tropfen betaut. Raubvögel stiegen auf vom Felde; über den Wiesen war es leicht dunstig; aber die Sonne schien den Dunst aufsaugen zu wollen; es versprach ein klarer Vormittag mit scharfer Fernsicht zu werden. Wir näherten uns den Weinhängen, die vom Hochland abfallen; wir ritten im Schritt die Serpentin, die hinaufführen, übersahen stets mehr und mehr das Tal; dort glänzte bald der Strom auf – Adalbert nannte mir Weiler und Orte. Am Wege stiegen und sanken die Gärten mit vergilbtem Laub, fruchtbar an den erntereifen Beeren; dazwischen glänzten weiße Winzerhäuschen; an den Mauern lehnte hie und da Gartengerät. Dann schlugen wir uns in den Wald, der oben des Hochlands Saum begrenzte. Das Eichenlaub war noch frisch und hartgrün; im Grün der Buchen schimmerten gegen das Licht viele kleine Goldblättchen; von den Hagebuchen säuselte es nur immer blaß gelblich nieder, einige dieser Bäume waren schon fast kahl. In einem Regen von Goldflocken bewegte sich vor mir Adalberts Pferd mit dem Reiter. Die Sonne brach nun öfter durchs karger werdende Laub; dann schien das rieselnde Gold noch lebhafter, goldene Flecken spielten am Boden, auf dem grünen Grasgrunde, dem bräunlichen Weg, auf der blonden Kruppe des Pferdes, dem blonden Nacken seines Herrn. Goldblättchen blieben mir auf Schultern und am Handschuh kleben. So trabten

wir, langsamer durchs Dickicht, rasch längs der Wald-
ränder und aufleuchtend grünen Schneusen; ein röt-
liches Reh kreuzte mit leichtem Satz unsern Weg. Aus-
gedehnte gerade Strecken lockten zum Galoppe, bei dem
wir einer neben dem andern zu bleiben suchten. Ich
war nach langer Nichtübung des Reitens ungewohnt;
ich fühlte das; aber das Anstrengen der Glieder erwärmte
und regte mich an.

Nach Kreuz- und Querritt tauchten wir aus dem Walde,
unweit des Wartturms der Seeauer Burg. Auf der Seite,
woher wir kamen, fällt es unter ihr steil ab zum See,
davon Ort und Geschlecht den Namen führen. Er ist
einem Teiche ähnlich, klein, dunkel, weil von Buchen
umstanden. Das Dorf liegt an den anderen flacheren
Burghängen.

Wir ritten näher heran; wir saßen ab, banden die Gäule
an einen Baum und gingen nach den zerfallenen Ring-
mauern. Noch stand, einigermaßen erhalten, das Re-
naissanceportal, das die Zerstörung des großen Krieges
überdauert hatte; es zeigte das Wappenschild, drei See-
blätter – die Farben sind grün auf gold – unter dem
Helm, darauf das wachsende Meerweib mit den Mum-
meln; nebst den zerschlissenen Helmdecken in Sand-
stein ausgehauen; die Pfosten beiderseits mit Beschlag-
werk überzogen. Eine Brettertür füllte das Tor; sie
knarrte beim Öffnen. Hunde schlugen an. Wir traten
in einen Hof. Hinter zween breiten Linden lag ein ge-

streckter, steinerne, durch Fachwerkteile ergänzter, zweistöckiger Bau. Adalbert zeigte mir das alte Heim der Väter, wie sie es seit der Zerstörung der Burg bis zur Übersiedlung ins Tal bewohnt hatten.

Heimgekehrt, hatten wir nur noch Zeit, uns zum Besuch in Beilstein umzuziehen. Von des puppenhaften Kasper geübter Hand lag mein Zeug schön gefaltet bereit; auch meldete er sich, nach Wünschen fragend, was ich, an Selbstständigkeit gewöhnt, ablehnte. Kaum fertig, hörte ich das Fuhrwerk anfahren – ein leichtes zweirädriges Wägelchen. Adalbert griff die Zügel.

Nach Beilstein fährt man auf einem Feldwege, bis er die Heerstraße trifft, die unterhalb des hohen Talrandes von Dorf zu Dorf zieht. Die erreicht man, Seeau rechts lassend, und biegt auf ihr nach links; über Maidbronn, Kirchheim, Brackenheim hinaus liegt an ihr Beilstein. All diese Dörfer klettern an Höhen auf, die aus dem Hauptstocke des Tafellandes ins Tal springen; auf den Höhen stehen die Burgen, desselben Namens wie die Dörfer.

Beilstein erhebt sich am Einlauf eines Seitentales; so beherrscht die Burg zwei Richtungen; vom Altan aus sieht man in beide hinein: in die breite bebaute Stromebene, wie ins steigende Waldtal des Baches. Als unüberbrücktes Gewässer fließt er durch den Ort; drin waten die Dorfenten und Gänse. Unser Wägelchen schoß dadurch, daß es bis zu uns aufspritzte; dann fuhr

man einen entblätterten Laubgang zum Schloßberg empor, durch den Torweg mit dem Wappen an der Stirne, und hielt im Hofe.

Mathilde empfing uns in einem breiten Raum, dessen unverhältnismäßige Niedrigkeit mich im ersten Augenblick bedrückte. Ich hatte noch nie das Innere einer Burg gesehen. Die Wände waren geweißt, unterhalb lief eine schwarze Täfelung, die Decke war weiß, durchquert von einem schwarzen Hahnenbalken. Ahnenbilder hingen an den Wänden: Herren und Damen aus der Perücken- und Zopfzeit; meist Handwerksarbeit in Öl, die des Raumgefühles spottete; daneben jedoch zwei feintönige, reizvoll aufgefaßte Pastelle. Die Möbel aus dunklem Holz waren mit grünem Sammet gepolstert; in einem Schautischchen lagen unter Glas, auf grüne Seide gebettet, Gemmen, Münzen – von einem Vorfahren gesammelt – Tabatièren und Miniaturen: Familienmitglieder und Fürsten. Man meldete, daß das Essen angerichtet war; durch einen Gang mit Jagdtrophäen und einem Gobelin, mehreren Venezianer Spiegeln kam man ins Speisezimmer: es war nicht groß, im XVIII^{ten} Jahrhundert ausgestattet und demgemäß erneut; liebenswürdig und ganz weiß; belebende Farben glänzten vom Meißner Geschirr auf dem Tische und hinter den Scheiben einiger Wandschränke, vom brandroten Laub des wilden Weins und von späten Rosen, mit denen die

Tafel und der Raum, wo er nur geschmückt werden konnte, geschmückt war.

Es war behaglich; vor allem schön, diese beiden Menschen – Adalbert und Mathilde – vereint vor sich zu sehen. Je länger, je mehr benahm es mich, wie groß ihre Ähnlichkeit war, im Aussehen, im Tonfalle, in dem, was sie sich zum Gespräche fanden, und in dem, wie sie das sagten; die Übereinstimmung zwischen ihnen kam mir da völlig zu Bewußtsein. Ich dürfte sagen, sie bestand darin, daß Adalbert einen ungewöhnlichen Schmelz für einen Mann hatte, Mathilde für ein Weib eine sichere Überlegenheit, die nur aus eigener Fülle kommen konnte, wie sie sonst ihrem Geschlechte fehlt; dies näherte sie einander. Ich war allmählich ganz in Hören und Sehen übergegangen, zumal ich mich von dem, was sie einte, ferngehalten fühlte. Doch kam mirs bei diesem Anblick so selbstverständlich vor, daß es gar nicht verstimmte. Sie hatten etwas Reizendes in den Gesprächen miteinander; er etwas Ritterliches, sie etwas Fürsorgliches; reizend war ihr Mienenspiel – bei Mathilde vielmehr nur der Blick – mit dem sie einander die Gedanken vorwegzunehmen schienen.

Mathilde bat uns, zum Abendbrot zu bleiben; man gewinne so mehr Zeit zum Musizieren. Mir wies sie ein Zimmer an, ein für allemal, auch für meine künftigen Besuche, damit ich mich zurückziehen könnte in den Stunden, die man nicht zusammen verbrachte. Diesmal

jedoch war Adalbert dafür, einen Gang zu machen; ich begleitete ihn.

Es hatte sich seit Nachmittag abgekühlt; der Herbstduft war stärker geworden. Der Schloßhof lag bedeckt vom gelben Laub seiner weitschattenden Platane; es schichtete sich längs des Gemäuers. Wir krochen durch Zwinger und Verließe: „Hier spielten wir Räuber und Gendarm und Abenteurerspiele“, erzählte Adalbert. Wir sahen den welkenden Blumengarten, der die Sonnenseite des Burghügels deckte: noch gab es einen kargen, doch schönen Flor, im bleichen Strohgelb der matt gewordenen Blätter noch einige starke, heitere Farbtöne. Wir sahen von da auf das Schloß; ganz umrankt vom roten Weinlaube; wir gingen ins Dorf hinab, ließen uns die Kirche zeigen mit den Grabsteinen, mit dem milden Gold des im Dunkel verschwimmenden Schnitzaltars. Als wir herausgetreten waren, fanden wir es windig und kalt. Es nebelte. Wir streiften beim Rückwege am Küchenfenster vorüber. Man witterte treuherzig bewillkommenden Kaffeeduft und einen Hauch gereifter Äpfel. Darüber freuten wir uns und Adalbert sprach: „Du sollst nur sehen, was es hier für Kaffeetassen gibt. Geschichten wirst du über sie erfahren.“ Ein Johannisbeerstrauch stand daneben mit einigen spätgekommenen Trauben zwischen den nassen Blättern. Er riß sich einige davon ab, daß ihm die Feuchtigkeit in den Ärmel floß und er ihn schüttelte, steckte sie sich in den

Mund mitsamt den dranhängenden Tropfen: „Herzhaft sauer“, bemerkte er. „Es ist übrigens fast Novemberstimmung; wie wird er uns gut tun, der Kaffee!“

Wir gingen in den nämlichen Saal, in dem wir uns vor der Mahlzeit aufgehalten hatten. Mathilde wartete; sie tat ein Buch beiseite und kam uns entgegen. Auf einem Tische stand schon das Geschirr. In Beilstein war der Jausenkaffee noch nicht vom Tee verdrängt worden. Seinerzeit hatte die Großmutter die Gepflogenheit erhalten; Mathilden schien der Brauch zum Haus zu gehören; sie hütete ihn weiter. So vieles lebte auf bei der Benutzung der Tassen, die sonst, aneinandergereiht, im gläsernen Eckschranke standen: Sie waren orientalisches Porzellan, zweihenkelig, von jener gediegenen Farbverteilung blau-weiß und sauber getöntem Muster, wie das die Holländer wertzuhalten und einzuführen begannen, als bei ihnen der Gebrauch östlicher Tränke aufkam. Wie jeder schöne Besitz hatten sie ihre Sage; sie ganz wiederzugeben, ist hier nicht am Platze; genug, sie erwähnt der stattlichsten Namen: Vom Haus Oranien her über Marlborough, Friedrich von Hessen, ein Edelfräulein, das sich fürs hübsche Geschirr dem hitzigen Landgrafen gab, war der Schatz, wie es hieß, an die Beilsteiner gekommen.

Der Kaffee war solcher Tassen wert: ein duftiger, üppiger, köstlicher, altväterischer Kaffee, dampfend – der Dampf voller Gemütlichkeit; er hatte Adalberts freudige

Erwartung wohl verdient. Gebackenes war da; auch Beilstein hatte seine Hausrezepte, namentlich den berühmten Apfelkuchen. Dann wurde die Lampe gebracht und abgeräumt. Man schickte sich an zu musizieren; Mathilde suchte sich Noten zusammen, ich schlug den Flügel auf.

Mathilde sang zwar nicht wie Künstlerinnen, aber sie hatte einen vollen, innigen Mezzosopran von seltener Note und war hinreichend geschult. Adalberts Begleitung war, wie ich erwartet hatte: sicher und leise. Es wurden einfache Lieder gesungen: wirkliche Melodien, Schubert, Schumann, ein wenig Brahms. Eines folgte dem anderen. Die Lust am Klange schien am Klange, die Wonne des Ausdrucks im Ausdrücken beiden zu wachsen; ich empfand diese Wohltat mit.

Wir wurden zum Abendbrot abgerufen. Danach brachen wir ziemlich bald auf. Mathilde war in den Hof bis ans Fuhrwerk gekommen: Es war stockfinster; die Nacht unwirtlich; der Wind blies in die Wagenlaternen, daß die Flammen hin und her flackerten. „Klappt eure Kragen hoch, ihr Buben“, sagte sie, „sonst werdet ihr euch erkälten. Oder – wartet lieber. Ich werde euch etwas Warmes mitgeben“. Sie schickte den Diener nach Decken; der hüllte uns tüchtig ein. Im Schritte ging es den dunklen Burgpfad hinab, dann Trab durch die Dorfstraßen, kaum, daß wir die hinter uns hatten, blitzschnell nach Hause.

„Punsch nach der Fahrt wie damals bei euch wäre gut“, sagte Adalbert, „oder willst du lieber Burgunder?“ Ich stimmte für den Wein, er ließ ihn auf sein Zimmer bringen. Kasper sah schon verschlafen aus; sein Herr schickte ihn zu Bett, da wir ohne ihn auskommen konnten.

Wir blieben beim Wein und tranken ihn gemächlich. Ein dünnes Saitenzirpen klang aus dem Untergeschosse herauf. „Das ist der Kasper“, bedeutete Adalbert, „der zupft an allen Instrumenten. Als er ein Bub war, da war es die Zither, dann die Laute. Jetzt habe ich ihm aus Italien eine Mandoline gebracht. Da zupft und zirpt er nun statt zu schlafen, der komische Bursche! Möchte er nur kräftiger werden; vielleicht geschieht das beim Militär.“ - Ich nannte ihn eine Nippsache. „Woher hast du ihn?“ fragte ich noch.

„Es ist ein hiesiger Junge, aus dem Dorf, das jüngste Kind gesunder starker Leute mit sonst kräftigem Nachwuchs. Es war der letzte, den ich als Bub mir zu meiner Truppe geworben habe, und schien in den Jahren kaum von seinen Genossen verschieden. Nur daß er musikalischer und immer furchtsam war. Für mich allerdings tat er, wovor er sonst zurückschreckte; es war, als hörte, wenn ich gebot, seine Angst auf. Er wimmerte schon im Kahne; als ich es aber wünschte, ist er ins Wasser gesprungen und hat Schwimmen gelernt; so ging es auch mit dem Turnen; jetzt kann er gar reiten. Manch-

mal aber fürchte ich, er zerbricht“. – „Er ist sehr sauber“, meinte ich. – „Peinlich sauber; die Luft in seiner Stube ist wie bei unsereinem – das Fenster hält er stets offen, es sei denn gar zu kalt. Er hat sein Zimmer mit allerhand Kram ausstaffiert, den er hübsch findet. Ich suche ihn dahin zu bringen, daß er wirklich Hübsches hintut“.

Allmählich ging die Flasche zu Ende; wir gingen schlafen. Kasper zirpte noch.

Wie glitten die Tage!

Ohne daß ich viel dachte, ohne mich anzustrengen, fühlte ich mich emporgetragen nur durch das, was ich hörte und sah. Dies ging mir damals nur mitunter flüchtig auf und wurde wieder vergessen. Ich begriff erst später fest, daß ich in wenigen Tagen über Zustände hinausgekommen war, in deren jedem sich minder vom Leben Begünstigte lange verkapseln, aus deren jedem sie sich mühsam losringen müssen.

Und war doch nur mit Aufenthalt im Freien, meist Reiten, und mit Musik, daß wir die Tage ausfüllten:

Wir ritten oft, mit verschiedenen Pferden wechselnd mehrere Male des Tags. In herber Morgenkühle scharrten sie vor den Lauben; manchmal ging es in nebligen Tag hinein, bei dessen Grau die Baumkronen nur in dichtester Nähe und da noch kaum gestaltet auftauchten und gleich versanken; in dem die Krähe, die vor

den Hufschlägen aufflog, erst nur am Krächzen wahrzunehmen war; dann aber, wenn sie unsere Richtung kreuzte, wie aus dem Nichts gezaubert erschien und entchwand. Die jungen Stieglitze zogen nun an den Rainen; wir sahen sie oft nicht; wir hörten nur den Schellenklang der Lockrufe in ihrer raschen Folge, das Aufplattern des Schwarmes, dem man zu nahe kam. Gegen Mittag klärte es sich meist auf. Manchmal begannen wir mit einem jener leuchtenden Morgen, an dem Blau, Brandfarben und Gold durch die Welt jauchzen. Oft schloß sich Mathilde an; sie pflegte uns am Abend vorher oder in aller Frühe das Stelldichein durch Fernruf zu bestimmen; wir waren meist vor ihr da, hielten und sahen sie aus einem Waldweg, einer Dorfstraße biegen oder querfeldein zu uns traben. Sie hatte einen vorzüglichen Sitz, wie ich ihn bei Schulreiterinnen getroffen habe; sie war nie so schön, wie im eng sich anpressenden Reitkleide und im Herrenhut. Wenn ich dann wieder inne wurde, wie sehr Adalbert und sie sich in der Erscheinung glichen, auch wieder ihre geistige Zusammengehörigkeit sah, ging mir meine Fremdheit vor ihnen so zu Gemüte, daß es niederschlug: Wenn ich überlegte, kam ich zur Frage, ob ich nicht, wenn sie beisammen weilten, störte; das war peinlich. Weitere Beobachtung aber ergab, daß ich ganz überflüssig war für diese zwei, die einander genügten. Das eben war niederschlagend. Aber – eine freundliche

Bemerkung Mathildes, ein Wort Adalberts – und ich fühlte das Beglückende, das von ihnen ausging, und entschloß mich, meinetwegen ein Nichts zu sein, doch dies Schöne, Übereinstimmende wie ein Naturschauspiel dankbar zu nehmen, zumal ich nun des sicher war, daß ich nicht störte. Mitunter aber faßte ich, wohl etwas bitter, was ich hier an Bedeutung hatte, darin zusammen, daß für Adalbert meine Freundschaft nicht wichtiger war, als die Anhänglichkeit Kaspers mit seinem Zirpen auf der Mandoline.

So ritten wir zu dritt durch den Wald, Wiesen und Feld. Wir stürmten im jachsten Galopp über den verlassenen Übungsplatz, auf dem die dürrn Disteln stellenweise nicht niedergetreten waren; der Wind trieb ihre greisen Federsamen, zu Köpfen geballt, uns nach; sie flogen an uns vorüber wie Lebewesen, die mit uns um die Wette jagen wollten. In grauen Tagen fühlte man diese Öde und liebte die rasche Bewegung, weil sie sie überwand. Wars aber hell, spürten wir nichts davon; wir sahen nur: vor uns den freien Raum, dem wir uns ganz ergeben wollten, der uns nicht weit genug war: wir wünschten ihn uns ausgedehnt über Wald, Schluchten und Tal bis zur harten Klarheit, darin sich im äußersten Blickfelde die Kegel des Gebirges hoben.

Wir gingen auch zu Fuß durch den Wald; meist mit dem Gewehre. Im Waidwerk war zur Zeit nicht viel zu erreichen; man wartete auf die Treibjagden. Wir

schossen mal ein Karnickel – wenn sichs so traf, ein Feldhuhn – wir begnügten uns auch mit Krähen. Mathilde ging manchmal mit, auch sie das Gewehr über der Schulter. Sie gab sich als tüchtige Jägerin; bei Verwandten in der Rhön hatte sie Auerwild auf der Balz geschossen. Sie war auch im Schreiten schön: am liebsten sah ich sie auf schmalem Pfade mir entgegenkommen, oder wenn sie, die Zweige auseinanderbiegend, vor mir durchs Dickicht ging. Alles an ihr war in großen Zügen geprägt; alles an ihr atmete Ruhe und war Festigkeit; alle körperlichen Übungen schienen ihr naturgemäß wie ihrem Bruder. Nur als gute Tänzerin konnte ich sie mir nicht vorstellen; sie hatte etwas zu schweres, zu starkes, um schwebend zu sein. Bei Geh-tänzen freilich, wie beim Eintreten in einen Saal, wie beim Durchschreiten einer festlichen Versammlung mußte sie einen gebietenden Eindruck machen.

Der Musik waren die Abende gewidmet, auch die Spätnachmittagsstunden, seit es dunkel war. Wir musizierten bald in Beilstein, bald – wie ich schon zu sagen begonnen hatte – „bei uns“. Es war etwas ganz verschiedenes, ob wir in Beilstein oder in Buchau zusammenkamen; jedes der Häuser war anders; doch sie ergänzten sich.

In Beilstein, im winkeligen Schlosse, war alles einander nahe gerückt. Es fand sich eine Gemütlichkeit, die gegen Störungen gefeit schien. Es war eng, behaglich;

seit man zu heizen begonnen hatte, zog es mit der Wärme rauchig aus dem Kamin. Der Wohlstand war ohne Prunk, gutartig, gediegen, etwas schwer; traulich war jedes Zubehör im Hause; bis zum Gesichte des alten Kammerdieners mit dem ausrasierten Kinn und den grauen Backenbärten, den man wie ein Erbstück ansah und der sich hie und da Zerstreutheiten erlaubte. Man erkannte im Hauswesen das Walten einer Frau; einer nachdenkenden, milden Frau, die viel Zeit hatte, viel Muße, die sie auszufüllen suchte und verstand. Mathilde hatte, als sie verwitwet zurückkam, sich auch des Gartens angenommen. Auf den Abstufungen des Schloßberges wurden in Streifen Rabatten angelegt, zwischen denen Gänge führten, breit genug zum Wandeln für ein Paar. An klaren Tagen schwamm der Abhang im Sonnenschein; da duftete, von vorzüglicher Sorgfalt gepflegt, im Juli der weiße Lilienflor, von dem Adalbert erzählt hatte. Nun standen noch für kurze Zeit die Herbstblumen: purpurbraune und violette Skabiosen, die scharlachenen Lobelien und Rittersporn; Stiefmütterchen gab es, gelbe Ringelblumen, hie und da einen Tuff von malvenfarbigem oder fruchtrotem Phlox, weichtönige Gladiolen. Alles das war im Vergehen; in die brandigen und verblichenen Töne vergilbte selbst das gegensätzliche Blau; einzig dauerte in Kraft der dankbare Herbstüberwinder, auch hier eine geliebte Blume: der Pentstemon. Und rankten noch

mit einigen späten Blüten an Spalieren und neben Efeu und Weinlaub am Schlosse etliche Kletterrosen. Braune Blätter der Bäume segelten im Wind über den Garten hin; dazwischen, ihnen gleichend, Herbstschmetterlinge: tiefbraune Pfauenaugen.

Die Stimmung des Hauses, des sorglich gehüteten Gartens fand sich am stärksten abends im Musikzimmer. Man sang nur Lieder, wie damals beim erstenmal, Lieder mit Worten von Eichendorff, aus der Romantikerzeit und dem Verwandtes. Manche lernte ich da erst kennen: die heute fast verstummten reinen Klänge Webers: „Schlaf Herzenssöhnchen“. Der Schein der Lichter glitt um Mathilde hin; stand sie im Halbschatten da, hatte sie etwas vom blonden Burgfräulein, wie wir es uns in Kinderzeiten vorstellten, wenn wir erzählen hörten: „Es war einmal ein Graf, der hatte drei Töchter.“ Und das Licht schien in Winkel und Ecken, durchleuchtete sie und wirkte darinnen ein märchenhaftes Zwergenleben.

Anders war es, wenn Mathilde zu uns kam. Wir zogen uns ihr zu Ehren an, und sie kam in Festkleidern. Wir zündeten manchmal für sie die Fackeln im Treppenhause; und der Schloßherr empfing sie unten, an der großen Vorfahrt und geleitete sie hinauf am Arme: Wir waren zu wenige für den großen Saal, in dem musiziert wurde; der Lichtschein, der von dem Flügel kam, versagte im Raume; man war wie von graulichem

Nebel umgeben; die Deckengemälde waren wie Nebelgestalten. Ich erinnere mich dessen, wie ich einmal in den Saal trat, als sich die beiden schon zur Musik angeschickt hatten, Mathilde am Flügel stand, von dem die ersten Akkorde des Vorspiels klangen. Da schienen mir die zwei Lichtflammen Sterne im Unendlichen zu sein, zwei große rötliche Sterne, von einem Hof umgeben; das einzige, das noch daneben leuchtete, waren Mathildens Gesicht und ihr blondes Haar wie unter einem Heiligenscheine und der blonde Scheitel des über die Tasten sich neigenden Freundes. Ich fragte Adalbert, ob er den Raum nicht heller erleuchten lassen wolle; er wollte es nicht; so seien sie es gewohnt, so fänden sie ihre Stimmung wieder. Mich aber fröstelte; ich glaube nicht vor Kälte – vor Leere; auch Mathilden sah ich häufig Boa oder Überwurf sich um die Schultern nehmen. Mathilde sang hier dieselben Lieder wie drüben, aber ihre Stimme klang kräftiger im weiten Raume. Hier sang sie aber auch die alten Stücke, Zeitgenossen von dieses Hauses Glanze, Arien aus Messen und Oratorien, aus vergessenen Opern, und es klang feierlich, groß in diesem Saal. Ich dachte manchmal, die Rokokozeit habe all ihr Mark in die Musik verschwendet und hätte nur, weil dort ihr ganzer Ernst war, sonst so tadelnd und hübsch sein können. Das erstemal, da ich diese Weisen hörte, klang es mir in der Umgebung fast gespenstisch. Ich hätte mich nicht

gewundert, wäre aus einer der Türen geräuschlos, in leisem, doch flutendem Licht der prunkvolle Bischof mit Gefolge eingetreten; hätten sie sich – eine stille Konzertgemeinde – niedergelassen, so daß ich Lebender mir ein Eindringling vorgekommen wäre in dieser rechtmäßigen Schar der Vergangenen, der Toten.

Beim zweitenmal ist mir dieses Grauen nicht wieder gekommen. Ich bewegte mich nur im Lichtreiche der erhabenen Musik und gab mich dem Wohllaut hin dieses einzigen Mezzosopranes; er war fest und ruhig, von starkem Troste wie diese ganze Frau. Aber er rückte sie noch ferner; sie war kein Weib, mit dem ich zu spielen gewagt hätte.

Aber die Leere des Hauses – das Frösteln – empfand ich dort immer. Ich empfand es auch zu anderer Zeit: in den vielen stillen Stunden. Denn nicht immer war ich mit Adalbert zusammen. Er besorgte seit kurzem erst seine Angelegenheiten; sie nahmen ihm mehr Zeit als es nach einiger Einarbeitung der Fall gewesen wäre. Er zog sich auch sonst gern zurück und verschwand auf lange in seinem Zimmer: Da las er; er hatte nichts dagegen, daß ich mich bei ihm aufhielt, still war und mich beschäftigte. Dies tat ich lieber bei mir; dort schilderte ich meinen Aufenthalt in Briefen an die Meinen, dort träumte ich von den Entwürfen meiner jungen Dichtung; deutlicher löste es sich aus dem Schattenhaften. Manches danke ich diesem Hause.

Oft wandelte ich aber statt dessen durch die Staatsräume, durch die Flucht, deren heitere Bestimmung ich sah, ohne daß ein festliches Leben ihre Wirklichkeit erneute, ohne – daß der Art und den Worten des Herren nach – ein solches zu erwarten war. Ich kannte nun die Kälte unbewohnter Zimmer auf dem anderen Flügel, das Schallen der Tritte in den Höfen, das Rauschen der Fontäne; das Rauschen des Parkes, der furchtvoll des Novembers harrete, bald dumpf, bald klagend – bald dräuend – Tag und Nacht.

Vieles hatte mir Adalbert aus seiner Vergangenheit erzählt. Hier erfuhr ich einiges mehr, worüber er geschwiegen hatte: hier sprach er mir auch von seiner Mutter. Ich sah in größerer Schärfe das Bild seiner Kindheit: Ich erkannte den Riß, den Gegensatz in seinem Leben, draus seine jetzige Erscheinung mit Notwendigkeit erwachsen war.

Ich sah ihn, das einzige Herrenkind, geleitet vom glänzenden Vater, dessen Schönheit und reiches Fühlen er geerbt hatte, der ganz Freude an seinem Knaben war, dessen bester Kamerad war und hätte bleiben wollen.

Eine Mutter, deren Andenken er so heilig hielt, daß er sich scheute, von ihr zu sprechen; von der er, wenn er sprach, kein richtiges Bild zu geben vermochte, weil sie von ihm so unaussprechlich geliebt war. Es gesellte sich

ihm die Freundin, mit der er geschwisterlich aufwuchs, Mathilde.

Sie allein bleibt übrig nach dem Riß, in seiner zweiten Zeit, als die Eltern rasch hintereinander entschwanden und das Heim der Lebendigen zu etwas Erstarrtem ward. Wohl sind die Menschen ihm alle gut: die Tante Stiftsdame, der Professor in der Stadt, die Kameraden; ja, diese hängen gar mit Leidenschaft an ihm, die Stadtjungen im Gymnasium wie die Dorfbuben daheim in seiner Haustruppe; in ihr der kleine Kasper, der ihm weiter dient und, wie mir täglich mehr und mehr aufging, nur im Gedanken an seinen Herrn zu leben vermag. Aber das ist nicht dasselbe. Zwar gewöhnt er sich ins neue Leben und leicht; mit den Büchern im Ranzen geht er zur Schule wie jedes andere Kind in den Jahren schwellender Kraft, zu Lustigkeit aufgelegt und zu Streichen; dazwischen aber mit Augenblicken des Sinnens und des Sehns nach einem Überschwang von Liebe, den man ihm doch nicht mehr geben kann; nach Angehörigen – die selbst seinem Heime fehlen. Das muß er früh – wenn nicht begriffen – so doch geahnt haben. Er kehrt in Ferien und an Festen ins Haus zurück und findet Andenken in den unbewohnten Räumen: Nur Andenken und wieviele! Da weilt er; da steigert sich in ihm das Sinnen; da beginnt das rasche Reifen, Vorwegnehmen alles Möglichen, das ihm seine Ruhe gibt, die Leidenschaftslosigkeit; Fernsein von

allem Begehren, dankbares Entgegennehmen alles Schönen, das sich bietet, und diese dankbare Liebe zu dem, was ist, zur Jugend und zum Augenblick.

So mußte es um ihn bestellt sein, sonst hätte er mir nicht, als wir einmal über die Lust, zu schildern, redeten, sagen können: „Dennoch erfahre ich an mir nie, was Leiden unter Eindrücken heißt. Ich hatte nie das Bedürfnis, mir etwas von der Seele fortzuschreiben. Wo ich etwas mir Liebes sehe, will ich, wenn ich mitteile, weiter nichts als preisen. Wohl weiß ich, daß es dadurch nicht noch besser wird, aber ich will ihm huldigen; ich will mich nicht von einem Eindruck befreien; Eindruck nenne ich etwas, das beunruhigt, weil es fremd ist. Du weißt ja, ich kann nicht erstaunen; ich erstaune höchstens darüber, wie nahe mir das Neue ist, wie sehr schon dem ersten Sehen die Vertrautheit innewohnt, die nur mit der Gewöhnung kommen, erst im Wiedersehen beschlossen sein dürfte. Jedes Sehen ist mir ein Wiedersehen!“ – Er war sich auf der jüngsten Reise völlig bewußt geworden über das Verhalten, das er schon eher gezeigt und das sich in den Knabenjahren vorbereitet hatte. Neben dieser geklärten, gleichsam „fernen“ Gesinnung, die das Leben ihm mählich gab, dauerte noch ein einziges innigeres Glück aus der Frühzeit herüber: das geschwisterliche Verhältnis zu Mathilde.

Diese Einsichten in seine Art bestärkten mich je mehr

im Glauben, daß meine Freundschaft für ihn nichts sein konnte – oder nicht gerade nichts; es war doch etwas, das er gern annahm. Aber er nahm es nicht anders als wie eine Blume, wie einen guten Wein. Es war in diesem Verhältnis etwas Unmenschliches, selbst in der Förderung, die er mir bezeugte: Er wünschte, daß, was ich leisten wollte, da sein und gut sein sollte. Ob ich es aber leistete oder ein anderer, das war ihm gleich. Und es war Täuschung, von seiner Liebenswürdigkeit anderes zu erwarten, als von der Sonne: sie galt Gerechten und Ungerechten. Wirklich hing er nur an Mathilden; anderen machte er Freude, weil er voll Güte und Selbstlosigkeit war; die aber glaubten, daß er ihrer bedürfe und sie als Bedürfender liebe.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

WIR standen vor Semesterbeginn; ich dachte ungern ans Wegfahren. Da meldete sich das Tigertier. Es schrieb mit dem üblichen Knabenüberschwang, aber eigentümlich flackerig. Er mahnte an ein Versprechen, das Adalbert ihm zu erfüllen habe: „Du erinnerst Dich doch des Liedes, das ich von Euch hören möchte? Und Du hast es mir versprochen!“ Adalbert entsann sich dessen nicht; wir rieten hin und her, bis mir die Glucksche Vertonung der Klopstockode einfiel. Man besaß sie weder „bei uns“ noch in Beilstein, sie wurde aus der Stadt verschrieben.

Cari hatte seine Ankunft mit dem Abendzug gemeldet. Mathilde war den Tag seit bald nach Mittag da; es sollte hernach musiziert werden und wir rechneten auf die Geige.

Draußen war es unfreundlich, kalt. Sturm peitschte den Park.

Wir saßen in Erwartung des Tees im gewohnten Zimmer. Es dunkelte vorzeitig; Adalbert war ans Fenster getreten, daraus wir westlich, überm Teich, im Gewölk einen blutfarbenen Riß glühen sahen, dessen Rot jeden Augenblick tiefer und schwerer wurde. Er wandte sich zu uns: „An solchen Abenden pflegte ich mich vor der Mummelfrau zu fürchten. – Ich freue mich auf Löwenpränkchen; der wird uns diesen Frost fortgeigen.“ – „Mathilde“ – sagte er dann – „du hast keinen Be-

griff, wie er geigt. Unter den Klängen seines Bach-Airs sollte man sterben. Weißt du, wirklich: ich möchte nur noch einmal Löwenpranke hören; dann mag alles erfüllt sein.“ —

Spätere Ereignisse heben solche Worte, die in der Tat nicht schwer gemeint werden; wir gingen über sie hinweg, zumal Kasper just den Tee hereintrug; der gab uns die nötige Wärme. Kurz darauf kam Kasper wieder; er brachte ein Telegramm und blieb, der Befehle wartend, stehen. Adalbert öffnete und teilte mit: „Löwenpranke hat an der Grenze den Anschluß versäumt; er trifft erst morgen nachmittag ein.“ Er hieß Kasper die Pferde abbestellen und das Fuhrwerk für den nächsten Tag zum betreffenden Zuge bereit halten lassen. „Schade“, meinte er zu uns, „heut wäre ich gerade in Stimmung gewesen, ihn zu hören. Oder gar: ich habe geradezu ein Bedürfnis danach. Wollen wir musizieren.“

Wir gingen in den Saal und es war, wie an anderen Tagen. Manchmal löste ich Adalbert in der Begleitung ab.

Es wurde die Einteilung des folgenden Tages besprochen. Wir nahmen uns zu zweit einen Frühritt vor; dann hatte Adalbert zu tun. Nach dem Frühstück sollte man wieder reiten, am Kirchheimer Dorfplatz sich mit Mathilden treffen. Zum Tee sollten wir zurück sein, eher etwas früher, Caris Ankunft wegen, um ihn — da wir

ihm schon nicht an die Bahn entgegenkamen – wenigstens im Haus zu empfangen. Mathilde versprach, zum Abend zu kommen.

Diesmal verließ sie uns vor dem Essen, da das Wetter zu kalt zu werden drohte und sie beim verhältnismäßig warmen Sonnenschein nicht allzuviel umgenommen hatte. Als wir, nachdem wir sie fortgeleitet, die kleine Treppe wieder aufstiegen, sagte Adalbert:

„Es ist zu dumm, man sollte nicht auf solche Kleinigkeiten achten, aber: Man erwartet einen Gast, der den Anschluß versäumt, und hat allein davon schon das Gefühl, als sei etwas zersprungen.“

„Das ist der Herbst“, fiel ich unbewußt ein.

„Vielleicht auch das und – ‚der bricht dir noch das Herz‘. – Wie der Mond branstig aussieht!“ Der erste Oktober-Halbmond schaukelte mit böartigem Licht hinter Ahornzweigen.

Beim Essen waren wir ziemlich still. Später ließ Adalbert Burgunder holen und es war gemütlich. Er erzählte von der Mummelfrau, die ihm heute immer wieder einfiel. Der Halbmond, über den die Wolken jagten, ging gerade überm Parksaum unter. Aber wir waren nun übermütig; wir machten uns über die „Wolfschluchtbeleuchtung“ lustig.

„Das wäre dir doch lieber, als alle frommen Paradiesesfreuden: Mitjagen im wilden Heere“, scherzte ich.

„Selbstverständlich“, entgegnete er. „Ich wäre bereit,

sofort einzutreten. Nur muß ich zuvor noch einmal Löwenpranke geigen hören.“ Er ging ins Musikzimmer und schlug die ersten Akkorde vom Gluckschen Lied an: „Daß man es uns immer noch nicht geschickt hat! Mathilde wird es aber vom Blatt singen können.“ Er fragte mich, wie spät es sei. —

„Gegen elf.“ —

„Dann verzeih“, meinte er, — „ich habe noch einiges in meinem Reich zu bestellen. Wenn du Kasper brauchst, klinge ihm. Gute Nacht und morgen

in sella, in sella!“

Ich ließ Kaspern unbehelligt zirpen, schrieb Briefe und ging nach Mitternacht zu Bett. Es stürmte furchtbar. Mir war es, als müßte der Sturm alle Stämme brechen. Solch Wetter vor der Weinernte, ganz novemberlich, schien mir außer Ordnung. Später wachte ich einmal auf; ich hörte von unten aus dem Dienerzimmer eine Kuckucksuhr drei schlagen; es war still geworden. Von meinem Bett aus sah ich einige Sterne; ich drehte mich um und schlief, bis mir Kasper die gefalteten Kleider und das warme Wasser brachte.

Der Herr, teilte er mir mit, ließe sagen, er könnte nicht reiten; er sei gestern abend mit schreiben nicht zu Ende gekommen und habe das nachzuholen.

Er mußte nämlich vor zehn damit fertig sein zu einem Termin auf dem nächsten Grundbuchamte.

Der Morgen glänzte wunderbar. Doch waren des Nachts

Ahorn und Roßkastanien jedes Laubes beraubt worden. Der ganze Kies auf der Anfahrtseite und im Westen zwischen Haus und Teich war mit Blättern bestreut; dazwischen lagen gebrochene Zweige; der Teich war bedeckt von abgeschütteltem Laub. Man sah nun kein anderes Grün, als das der Eichen; rostbraun flammten die Buchen; der Himmel darüber war lauterer Blau.

Adalbert ließ mir sagen, ich möchte nicht auf ihn warten, sondern mit dem Frühstück anfangen; er müsse erst noch einiges erledigen. Ich hatte keine Lust, am Tisch allein zu sitzen und ging in den Park. Es versprach warm zu werden. In der graden Allee, durch die ich schritt, raschelte mir um die Füße, den Tritt beinahe beschwerend, die Blättermenge; ich nahm einige auf und bewunderte ihr köstliches rotes Geäder in Gelb und Braun.

Doch der Morgenhungers war stark und trieb mich zu Tische. Adalbert erschien bald nachher: „Die Noten sind da“, teilte er mit. „Ich habe sie auf dem Klavier liegen lassen; vielleicht finde ich vor Abend Zeit, mir die Begleitung anzusehen.“

Er fragte, ob ich beim Sturm habe schlafen können: „Ich fürchtete“, erzählte er, „er habe mir meine ehrwürdigsten Bäume gebrochen. – In der Stille der Nacht scheint alles übertrieben. Kasper, der Gute, hat schon die Runde um den ganzen Park gemacht. Nur Äste liegen – wenn auch ganz stattliche.“

Ich konnte das von den Beobachtungen meines Ganges aus bestätigen.

„Nun sagt man auch, daß dieser Vorwinter vorüber sei“, meinte Adalbert nach einem Blick in die Zeitung.

„Die Wetterberichte lauten günstig; es werden Sonne und Wärme prophezeit, und, wenn das eintrifft, bekommen wir trotz allem eine – nicht reiche – aber der Eigenschaft nach gute Weinernte; jedenfalls einen schönen Altweibersommer. – Übrigens, ich habe toll geträumt; unsere Gespräche von gestern haben nachgewirkt.“

Ich fragte; er erzählte:

„Ich träumte, ich sei zum Reserveoffizier ernannt, doch nicht bei meinem Regimente, sondern unter Versetzung zum ‚wilden Heer‘. Ich will wissen, was das für eine Waffe sei, ich hätte nie von ihr gehört. Man antwortet, jetzt werde alles verdeutscht, früher hätte das Chevaux-légers geheißen. Ich fand das ganz einleuchtend; habe auch gleich eine Übung mitgemacht. Hui – aber das ging. Ich wünschte, ich könnte wirklich so reiten! – Heut früh, als ich wach wurde, habe ich immerzu an die Sage von Dietrich von Bern denken müssen. Du weißt: dem greisen Recken wird sein Roß vorgeführt; er sprengt hin. Plötzlich: er beherrscht es nicht mehr; – er sieht: sein Roß ist ein geisterhaftes Tier, und in alle Ewigkeit muß er reiten. – Noch etwas habe ich geträumt – das muß gewesen sein, als der Wind sich

zu legen begann und nur noch ganz leise spielte: – Löwenpranke war da und geigte. Er hat mir den Bach vorgegeigt, aber wie gut er ihn auch kann, es klang noch schöner als in Wirklichkeit. Und er geigte mir ganz anderes noch, Unglaubliches. Wenn man dergleichen zu behalten sucht und es sich tags wiederholt, ist es elendes Zeug. Große Komponisten scheinen allerdings gute Musik zu träumen: Händel sein Halleluja; – Tartini; – wir anderen Geleier.“

Den Morgen über blieb ich allein; ich schrieb; ich raschelte im Park herum. Mir kam in den Sinn, daß auf dem Teiche ein nie benutzter Kahn läge; ich stieg ein – er war gelben Laubes voll – und stieß ab. Mitten auf dem Wasser wärmte so schön die Sonne, daß ich die Ruder hinlegte und still blieb. „O die Lust zu leben!“, dachte ich. Als ich darauf ins Haus wollte, kam mir Adalbert vor den Lauben entgegen. Er war just vom Termin zurückgekehrt. Er schien wie ich zu fühlen: „Welch heller Tag“, jubelte er beinah: „Über den Feldern liegt ein Duft! – Eine Wonne! Heut wird tüchtig geritten. Ich lasse gleich das Essen geben, damit wir einen langen Nachmittag haben. Ich bin froh über alles: übers Essen, übers Reiten, über Löwenpränkchen. Und heute abend gibt es Musik! Und welche!“

Wir aßen rasch und waren bald im Sattel. Wirklich war Wonne überm Felde: die Turmfalken rüttelten und

schrillten! Wir hatten uns schon heiß geritten, als wir nach Kirchheim kamen. Mathilde ließ uns nicht lange warten. Zu dritt nahmen wir den Weg aufs Hochland hinauf, trabten durch den Wald, flogen über den Übungsplatz hin, über seine Gräben und Hürden. Wir hatten uns schon zum Rückweg gewandt, den wir in der Seeauer Richtung einschlugen; es war spät, die Sonne stand tief – wir hatten ja vor Caris Ankunft im Schlosse zu sein – Mathilde wollte sich auf der Landstraße von uns trennen. Wir waren noch nicht am Abstieg, doch schon nahe der Burg, als ein Fuchs auf der Fläche vor uns sichtbar wurde. „Ihm nach!“ war unser aller Gedanke, obwohl keine Hunde da waren. Er schlug einen Haken seitwärts übers Feld, mit der sicheren Absicht, den Busch zu erreichen – Haseln, Ginster, die Rand und oberen Hang des Hochlandes bewachsen. Der war hier noch sanft, keine steile Böschung; darunter lag eine sich niederziehende, schräge Wiese, der entlang ein Weg hinabführte. Jenseits der Wiese stand ein Streifen Waldes; dann erst folgte die Schroffung mit den Weinbergen.

Wir suchten dem Fuchs den Weg abzuschneiden; er war behender. Adalbert und Mathilde waren vor mir; nun wandten sie scharf zur Seite und ich sah ihre Pferde mit großen Galoppsprüngen ins abfallende Gestrüpp niedersetzen. Ich folgte; blieb dann aber ratlos stehen. Mir kam das Stück zu gewagt vor, bei meiner

geringen Übung. So galoppierte ich dem Rande entlang, bis ich auf jenen hinabführenden Weg traf, dann auf diesem nieder. Die Gegend war mir bekannt: ich hoffte die anderen auf der Wiese zu treffen oder sie doch gerade von ihr verschwinden zu sehen. Als sie sich mir bot, war nichts auf ihr. Da . . . da . . . am Rande des Busches gewahrte ich etwas, das mich schauern machte. Ich konnte, ich wollte es nicht glauben. Ohne Reiter standen die Pferde, daneben ballte sich was am Boden. Nun erhob es sich; es war Mathilde – die sich aus kniender Stellung aufrichtete. Adalbert regte sich nicht.

Ich schoß hin, saß ab und war an ihrer Seite. Sie sah mich starr an und dann: „Helfen sie, holen sie das Dorf heran, den Arzt, es ist nicht mehr zu helfen!“ – Schon saß ich, jagte ich.

In so entsetzlichen Augenblicken wird man gespannt und licht. Es war nur eine Sekunde und doch prägte sich mir alles ein, wie es war, selbst mit den nebensächlichsten Einzelheiten; und haftet im Gedächtnis. – An seiner Lage und Spuren in Gras und Boden begriff ich gleich, wie der Sturz gewesen war. Der Abend hatte sein vollstes Licht ergossen, grad als ich ihn so wahrnahm; die Wiese glänzte; Mathilde stand, und es flammte um sie und auf ihrem vor Hast wirr gewordenen Haar. Er lag ruhig, das unverletzte Antlitz dem Lichte zugewendet, das Leuchten auf seiner Stirn und seinem Blond;

hinter ihnen der brennende Busch, in dem der Herbst verlohte.

Das sehe ich heute. Damals jagte ich in das Dorf. Die Leute, die ich anrief, eilten hinauf. Ich schellte den Arzt heraus, der gleich zu kommen versprach, und flog zurück zur Wiese.

Ich übergab die Pferde einem Buben, der mitgelaufen war, und machte mich mit den Landleuten daran, Stecken zu brechen und zu einer Bahre zu verschränken; auch Mathilde half; sie kannte die Leute. Sie hatte ihre volle Fassung, schickte die erste Nachricht ins Schloß und Nachricht nach Beilstein, damit man sich ihres Ausbleibens wegen nicht ängstige; sie wischte ihm leise Erde und Moos aus dem Haar. Wir Männer hoben ihn auf; er war schwer und stark. Das Gesicht war schmerzlos, kaum lächelnd, ernsten Friedens. Als wir ihn auf die Bahre gelegt hatten, überflog ihn einmal noch ein Tagesgruß; dann schwand die Sonne.

Die Träger setzten sich in Bewegung. Ich half Mathilden in den Sattel, saß auf und nahm den Goldfuchs als Handpferd. „Beeilen wir uns; wir müssen rasch heim“, sagte sie nach einigen Schritten: „Was tun wir mit Löwenpranke?“

Wir ritten im schärfsten Trab; erst im Park unterbrach sie das Schweigen: „Ich werde ihn empfangen; ich werde es ihm besser sagen können, als Sie. Schicken Sie ihm nur jemanden entgegen, der ihn vorbereite.“

Ich trennte mich sofort von ihr und ritt nach dem Stall. Dem ersten besten Burschen übergab ich das Pferd und hieß ihn darauf an die Bahn reiten. Dann eilte ich ins Haus. Als ich es betrat, schoß mir Kasper über den Weg. Er sah mich nicht; er überrannte mich fast. Er weinte nicht: er fiennte.

Es dunkelte, als man mit ihm eintraf. Viele Dörfler hatten sich angeschlossen. Der Arzt ging mit. Ich fragte noch; er schüttelte den Kopf: er sei schon zu einem Toten gekommen. Ich faßte mit an und so trugen wir ihn hinauf in ein Zimmer der Flucht, neben den großen Musiksaal. Die Landleute – außer den Trägern – waren draußen stehen geblieben; ich sah sie noch eine Weile unter den Fenstern harren. Man sagte ihnen, sie würden am folgenden Tage vorgelassen werden; da gingen sie nach Hause.

Ich war allein beim Toten. Wenige Kerzen brannten; von der Bahre duftete das Herbstlaub. Ich saß. Das Haus schwieg. Dann hörte ich einen Wagen vorfahren; mich stach ein Schmerz: es war Löwenpranke. – Ich fühlte mich so feige! Ich war fast froh, weil ich wußte, Mathilde würde ihn empfangen. Dann war es wieder eine Weile still. – Dann ging eine Tür auf und hereintrat leise, als ob sie einen Schlaf nicht stören wollte, Mathilde. Erst als sie dicht vor mir stand, schien es, sah sie mich. Ich war schon im Begriff, mich zu entfernen, ihr das nähere Recht der Wache zuerkennend,

da redete sie mich an: „Sie gehen. – Es ist gut, daß sie mich hier allein lassen wollen. Ich habe es nötig – eins noch: Ich habe Löwenpranke empfangen; er weiß alles. Gehen sie zu ihm.“

Ich wußte nicht, welches Zimmer er bewohnte, und wagte nicht zu fragen. Im Gange stieß ich auf einen Stallburschen, der des Dieneramtes waltete – Kasper, erfuhr ich, wäre vor Schmerz unbrauchbar. – Er führte mich; es war ein kräftiger, junger Kerl, kaltblütig, aber, wie ich sah, im Innern erschüttert. Ich pochte an Caris Tür; kein Laut. Nochmals – dasselbe. Ich trat ein und fand ihn mit dem Gesicht im Bett wühlend; er stickte nur so. Kissen und Decken lagen zerschleudert, zer-bissen umher. – Da konnte ich nicht helfen. Ich trat in den Gang zurück und lehnte, auf weiteres passend, neben seiner Tür.

Dann kam der Stallbursche: „Die gnädige Frau aus Beilstein lassen bitten – dorthin. Sie möchten den Herrn Grafen mitnehmen!“ Ich öffnete wieder, ohne daß mir „herein“ gerufen wurde. Cari lag wie vorher; ich berührte seine Schulter. Er schlug um sich und heulte auf – „Wir sollen zu ihm“, sagte ich, „Mathilde läßt uns rufen“. Er richtete sich empor: – „Ja, – zu ihm. – – Einen Spiegel, bitte.“ – Er legte sich das zerwühlte Haar zurecht und schien nun ganz ruhig. „Ich komme, gehen sie nur! – Oder lieber: warten sie und geben sie mir die Hand!“

Ich fühlte, daß er schwankte. Aber er zwang sich, fest zu sein. Das gelang nur bis zur letzten Tür; kaum war er des Toten gewahr, krampfte er sich zusammen; er stürzte beinahe nieder. Er erhob ein wahnsinniges Schreien: Er schrie, er wünschte, verlangte; es waren Schmerz und Wut; ich konnte es nicht verstehen; ich fand es fürchterlich.

Aber Mathilde schien zu verstehen: „Kommen Sie,“ sagte sie mir, „wenn Sie die Kräfte haben, so tun Sie es. Ich kann es nicht länger ansehen mit diesem Jungen.“ Sie griff mich an der Hand; ich folgte willenlos; sie zwang mich durch die Tür in den Musiksaal ans Klavier. Und nun sich ganz und gar zusammenraffend, ruhig wie alle Tage, nahm sie die Noten, die bereit lagen, blätterte sie auf, stellte die Lichter zurecht. Dann flüsterte sie mir zu: „Bezwingen Sie sich, wie ich mich.“ Willenlos, wie dem Druck eines Uhrwerks folgend, schlugen meine Finger die Gluckschen Terzen an. Sie aber sang, voll, milde. — Der Mond ging auf über den frühen Gräbern. — Vom Nebenzimmer hörte ich unterdessen das ungebärdige Jammern zu sanfterem Schluchzen werden. Dann da raschelten hinter mir die leichten Knabentritte; er kam zu Mathilden, grad als sie fertig war. Er umschlang sie, wie er damals Adalbert umschlungen hatte, legte seinen Kopf an ihre Brust und weinte. Und er sagte still, bescheiden: „Ich bin fremd hier. Darf ich bis zuletzt dableiben?“

Wenn Sies nicht wollen, fahre ich . . . sobald Sie es sagen.“

Mathilde streichelte ihn: „Sie waren ihm gut. Sie sollen bleiben. – Er wollte Sie ja auch noch hören, ehe er stürbe. Es wird seinen Grund haben, weshalb das nicht sein sollte.“ – „Aber nun lassen Sie mich gehen, ich kann nicht mehr!“ sagte sie. Sie ging hinaus.

Es war ein qualvoller Abend. Cari und ich wachten wortlos bei ihm, wir zwei, als ob um jeden von uns herum alles andere versunken wäre, ohne einander zu sehen. Im Hause war Bewegung; der Arzt mußte Kaspers wegen gerufen werden.

Mathilde hatte sich aus Beilstein das Nötige schicken lassen und blieb die Nacht da. Als sie sich zu uns gesellte, ward die Pein erträglich.

Und schwer waren die folgenden Tage. Ich entsinne mich des Schmerzes der letzten Feier. Die ganzen Dorfschaften waren da, viele Anteilnehmende aus der Stadt, in der engen Landkirche. Cari stand mit bösem, gekniffenem Mund neben Mathilde. Die Adalbert näher gekannt hatten, anzusehn – vom alten Beilsteiner Diener und den Greisen der Dörfler her bis zu denen, die mit ihm seine Garde gebildet hatten, nun braunen Bauersöhnen und Ackerknechten – ließ die Trübsal, die über allen war, erkennen. Rührend waren einige kleine Buben. Kasper, der sich kaum erholt hatte, erlitt einen Ohnmachtsanfall und mußte hinausgetragen werden.

Die Frauen – Gutsdamen wie Dorfweiber – schluchzten. Nur Mathilde stand aufrecht, wie sie auch vorher alles geleitet, gelenkt, gestützt hatte; im Trauerkleide zwar, doch klarer Stirn, nichts Niedergeschlagenes auf dem festen Antlitz: Sie wußte: Er hatte davon keinen Schmerz gehabt.

Man versenkte ihn draußen; die Herren von Buchau schliefen nicht in Gewölben. Ihre Stätte war von Grün umfriedet, ein freier Fleck im Walde; durchs Unterholz sah man in den Westen. Er ruht neben seinen Eltern.

Mathilde hatte gewünscht, daß wir möglichst bald nach der Feier wegführen. Ich legte eine Strecke mit Cari zurück. Böartigen Ausdrucks lehnte er vor mir in den Kissen.

Dann kam der Alltag. Das Semester brach an: Wir trugen um ihn die Korpstrauer.

Manches aber war mir nun leichter geworden. Ich sah: sie alle hatten ihn gern gehabt; wir redeten von ihm und traten dadurch einander näher. Zudem war ich mir über so vieles klar: Ich wußte schon, was ich wollte. Meine Lage nahm ich hin; sie sollte auch nicht mehr lange dauern; – Ostern wurde ich frei – nur noch ein halbes Jahr.

Ich glaubte, von seiner Reife sei etwas über mich gekommen und helfe mir reifen. Es schien auch, als sei

von ihm etwas in uns allen gewesen; und wenn wir von ihm sprachen, trat es zutage; das Außergewöhnliche kann nicht spurlos vergehen.

Nur einmal fühlte ich wieder den alten Druck auf mir. Da tröstete mich der erste Brief Mathildens.

Sie war entschlossen weiterzuleben nach ihrer bisherigen Weise, Freund zu sein ihren Freunden und denen ihrer hingegangenen Lieben; Trost zu suchen in der Musik und in der Natur. Sie sei nicht verarmt. Das Andenken könne ihr nicht genommen werden und mit zwei neuen Seelen verknüpfe sie nun ein Ziel: „Das sind Cari und Sie; neue Freunde sind ja neue Sorgen; doch Sorgen füllen das Leben: Um Sie ist mir weniger bange. Wenn Sie auch nicht von denen sind, die frischen Mutes ihre Lasten abwerfen, sind Sie vielleicht von der Art, die sich am Lastentragen stärkt. Auch haben Sie, um zu scheitern, schon allzuviel gelernt. Irgendwie werden Sie durchs Leben kommen. Ich weiß nicht warum: ich habe dazu Vertrauen. Aufs ‚wie‘ kommt es nicht an, bleibt nur das Innere heil. Anders ist es mit Löwenpranke; ich werde über ihn wachen müssen.“

Ferner schrieb sie: „Sie werden wohl dies oder jenes vom kleinen – äußeren – erfahren wollen, das uns so viel größeres verbildlicht hat. Nun denn: den Goldfuchs reite ich. Ich bin oft in Buchau und gehe durchs Haus; ich hole mir von dort allmählich die Gegenstände, die

er mir bestimmt hat. Es war ja bei ihm alles auf das Ende vorbereitet; noch an seinem letzten Abend hat er etwas zugesetzt. Aber, was wird nun aus diesem prächtigen Hause? Er ist der Letzte des Stammes gewesen; als Lehen fällt die Herrschaft an den Staat zurück. Es heißt, Prinz Max, der jüngst Verlobte, der das Haus kennt, wolle es erwerben. Mir wäre das lieb; so bleibt es in herrschaftlichen Händen, und solange es unsere Fürsten haben, wird man einer Beilstein nicht die Rechte wehren, die ihr dort eingeräumt waren: zu pflegen und zu erhalten. Es freute mich, Sie kämen, wenn Sie irgend mal können, zu mir. Gern sähe ich auch den älteren Löwenpranke, seines Bruders wegen; wohin schreibt man ihm?

Mit dem armen Kasper geht es aus. Er hat sich wie absichtlich nicht geschont; und Sie wissen, daß er zart war. Er liegt nun bei uns. Er wußte wohl nicht; aber etwas wußte in ihm, wo er hingehörte. Davor beuge ich mich.

Sie haben mit meinem Bruder die letzte Sonnenwende mitgefeiert. Ihr gelten diese Zeilen, das einzige dieser Art, das ich bisher von ihm gesehen habe; er zeichnete sonst nichts auf. Ich habe es für Sie abgeschrieben. Leben Sie wohl und bleiben Sie mir treu - uns treu - im Sinne der Zukunft.

Ihre Mathilde Bleckede.“

Ich nahm das beigelegte Blatt:

Die Sonnenwendefeuern sind verglüht.
Bald flammt die Waldung wie die Feuerscheiter
Vom Herbst, der heimlich schon im Laube blüht,

Und niedergleitend gehn die Tage weiter,
Bis eine Reife ihren Zug umfängt
Mit weichem Blauen, abgeklärt und heiter:

Dann ist kein dumpfes Grün mehr, das beengt:
Der Schlag ist klar; der Baum in lichten Farben
Mit den gereiften süßen Früchten senkt

Die Äste nieder, während froher Garben
So manche Blumen noch auf manchem Beet
Erfreuen, eh auch sie in Gold verstarben.

Wie aber gleicht dies Sterben dem Gebet!
Nun, da mit so gelassener Gebärde
Das Leben willig aus dem Leben geht.

Auch fallen Frucht und Blätter auf die Erde
Mitnichten eitel. Ist doch einem Teil
Gesetzt, daß es zu neuem Leben werde.

Der andere aber reicht ans letzte Heil:
Und geht nach seinem reichsten Abenteuer
Herrlich ins Ewige verglühend, weil
Rings aller Herbst zergeht im lauterem Feuer.

Druck von Fr. Richter in Leipzig.

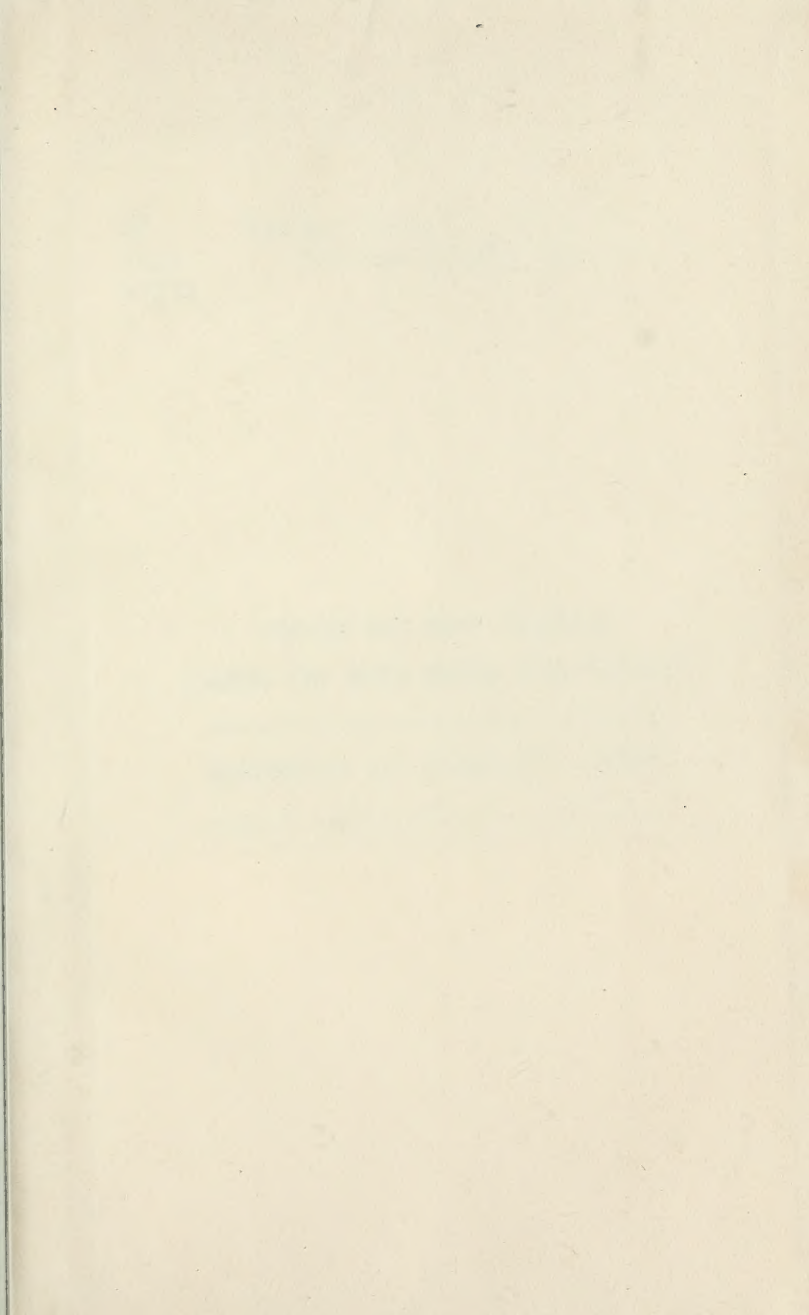
DICHTUNGEN
VON
OTTO FREIHERRN VON TAUBE
IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

GEDICHTE UND SZENEN. In Halbpergament M. 4.50.


NEUE GEDICHTE. In Halbpergament M. 4.50.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS LEBEN DANTES. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. Titel, Initiale und Einband gezeichnet von *F. H. Ehmcke*. 800 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 8.—; in Leder M. 15.—.

D'ANNUNZIO, GABRIELE: IN MEMORIAM FRIEDRICH NIETZSCHE. Ode. Ins Deutsche übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. 400 numerierte Exemplare. Nr. 1 bis 25 auf Pergament gedruckt und in Pergament gebunden M. 40.—. Nr. 26 bis 400 auf Büttenpapier, in Pappband M. 7.—; in Pergament M. 12.—.



PT
2642
A72V4

Taube, Otto 
Der verborgene Herbst

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 04 04 04 017 3